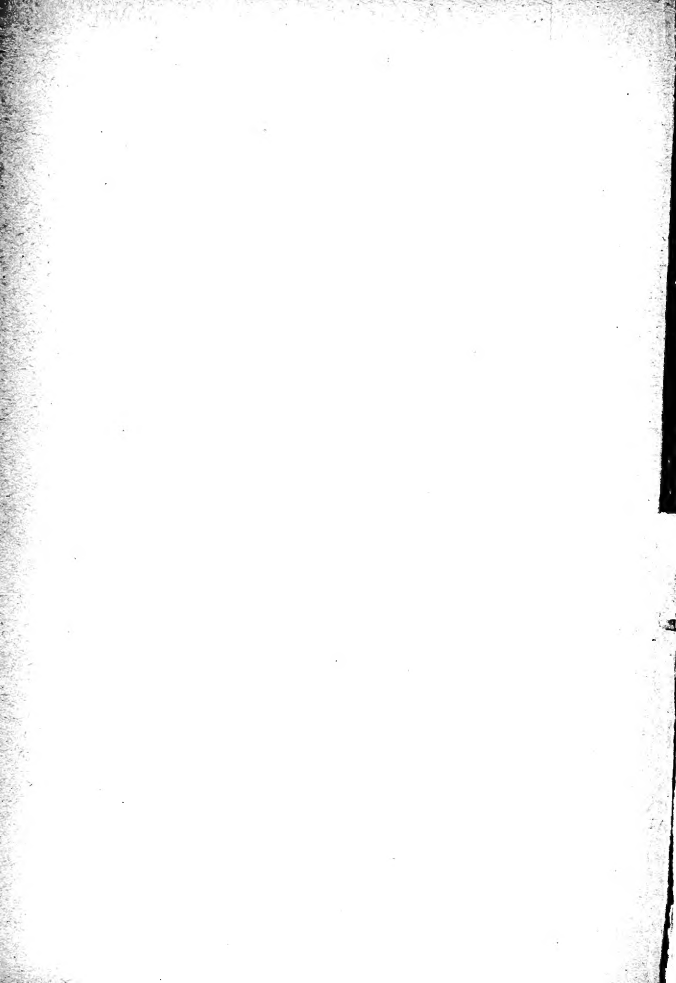

Geschichtenbuch
des Wanderers.





Das

Geschichtenbuch des Wanderers.



Das

Geschichtenbuch des Wanderers.

Neue Erzählungen

aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt

von

P. K. Rosegger.

Dritte Auflage.



Wien. Pest. Leipzig.

A. Hartleben's Verlag.

1890.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.



Verhandlung

zwischen Autor und Verleger.



Der Verleger: Zeit ist Geld. Also zur Sache: Ich wünsche ein neues Buch von Ihnen.

Der Autor: Sie sind ein kühner Mann. Haben Sie doch schon fast anderthalb Dutzend Bände von mir!

V. Machen Sie die genannte Zahl voll.

A. Ich würde an Ihrer Stelle die Verlagswerke nicht zählen, sondern wägen.

V. Das überlasse ich dem Maculaturkäufer. Doch einstweilen ist man gewohnt, unter dem Christbaum einen neuen Band vom Waldpoeten zu finden.

A. Man vergißt über die Waldbücher den Wald.

V. Wir brauchen keinen Wald. Wenn alles Holz verthan ist, brennen wir Bücher.

A. Wissen Sie, warum den Faust der Teufel geholt hat? Weil jener den Bücherdruck erfunden.

— Soll ich denn so viel schreiben, daß man mich auf meinen Schriften verbrennen kann?

V. Machen Sie sich nichts draus. Der Karthager Clitomachus schrieb über vierhundert Bücher, Chrysippus an siebenhundert, Didymus gar viertausend. Keiner ward verbrannt.

A. Weil sie keiner drucken ließ.

V. Luther ließ 1136 Schriften und Broschüren drucken.

A. Die Tinte eines *solchen* Mannes ist, wie der Koran sagt, werthvoll gleich dem Blute des Märtyrers. Wenn wir Anderen dem Beispiele folgen wollten, müßte unsere Erdoberfläche in kurzer Zeit eine ungeheuere Bibliothek werden.

V. Sie übertreiben. Ein moderner Schriftsteller schreibt sein ganzes Leben lang nicht mehr, als was ein Esel ihm nachzuschleppen vermag.

A. Aber bedenken Sie, daß kein Esel groß genug ist, seinen Weg mit dem eines deutschen Poeten zu theilen. — Und deß bin ich überzeugt, wenn aller Spreu von der Weltliteratur aller Zeiten ausgeschieden wäre, so trüge sie ein Esel leicht auf seinem Rücken, und zwar auf einmal.

V. Sie wären frivol genug, sich über den Untergang der Alexandrinischen Bibliothek zu freuen.

A. Bedauern können den Verlust fremder Gedanken nur Die, welche keine eigenen haben. Hingegen vergleiche ich Schriftstehler, welche aus frem-

den Büchern eigene schreiben, mit jener Katze, die ein Pfund Butter fraß und doch nur dreiviertel Pfund wog.

V. Herr, Ihre Bemerkungen mögen am Ende auch kein eigenes Fett sein.

A. Vielleicht spare ich mir selbes auf das Werk, welches ja eigentlich noch gar nicht existirt.

V. Sie schreiben doch jeden Tag!

A. Briefe.

V. Wohl doch nicht lauter —

A. Nein, nicht lauter Besänftigungsbriefe an die Gläubiger, sondern auch Artigkeitsschreiben an gute Leute, die in Zuschriften meine Bücher loben und um Frei-Exemplare bitten; tiefsinnige Sprüche für Autographensammler, Gedichte für Anthologien und Wohlthätigkeitsalbums. Ferner Antworten auf briefliche Anfragen wißbegieriger Leser, in welchem Bergwinkel der „Waldschulmeister“ spielt, wann und wo sich die Geschichte des „Gottsucher“ zugetragen habe, wo man die „Dorfsünden“ zu kaufen und den „Heimgarten“ zu schenken kriege? — So vergeht der Vormittag.

V. Und Nachmittags?

A. Macht man sich über die historischen Dramen hoffnungsvoller Gymnasiasten, über die lyrischen Gedichte feinbesaiteter Ladenschwengel, über die Novellen und Romane höher gebildeter Töchter u. s. w., die mit dem Ersuchen geschickt worden sind,

darüber ein „wenn auch noch so strenges Urtheil" zu fällen und sie einer Zeitungsredaction oder einem Verleger zu recommandiren. So vergeht der Tag.

V. Um Gotteswillen, wann dichten Sie denn Ihre Novellen und Skizzen, denen man überall begegnet?

A. Beim An- und Auskleiden, auf der Eisenbahn, wenn ich Besuch habe oder öffentlichen Vorlesungen über Kunst und Literatur beiwohne, bei welchen man ungestört seinen eigenen Gedanken nachhängen kann.

V. Gut. Und von diesen bei solchen Gelegenheiten entstandenen Dorfgeschichten, Waldnovellen, Volksschilderungen und dergleichen wollen wir wieder eine neue Sammlung flott machen.

A. Denken Sie an die Kritiker! Diese haben lange geschwiegen. Aber immer wieder Bauern und nichts als Bauern! Geben Sie acht, den Herren reißt endlich die Geduld!

V. So schreiben Sie einmal aus der Gesellschaft, aus der großen Welt.

A. Wollen Sie mich zu Grunde richten? Wissen Sie nicht, daß man mir meine Dorfgeschichten nur verzeiht, weil es keine Stadtgeschichten sind? Wissen Sie nicht, daß die Recensenten unruhig werden, so oft man im Buche einen Bauernburschen nur assentirt, oder ein hoffärtiges Dienstmädel aus einer Dorfgeschichte weg in die Stadt läuft — weil sie fürchten, daß der Autor diesen Leutchen nun geistig nicht mehr zu folgen vermöchte!

V. Seit wann denken denn Sie an die Recensenten, anstatt an das, was in Ihnen keimt und reift und gedichtet sein will? Hat die Gesellschaft, die Welt, in der Sie nun doch schon seit länger als zwanzig Jahren leben, Sie denn niemals angeregt? Vermag denn das Culturleben und seine Alles mit sich fortreißende Gewalt, sein Tausenderlei von Gestalten, Ideen, Bestrebungen, Verirrungen Sie nicht zu begeistern, zu interessiren, aufzuregen, Ihre dichterische Kraft herauszufordern?

A. Gewiß.

V. Also warum schreiben Sie nicht Weltgeschichten wie Sie Waldgeschichten schreiben?

A. Ich schreibe sie ja. Ich bin viel in der Welt gewandert, nicht allein von Thal zu Berg und von Land zur See, ich bin geistig — auf den Beinen des ewigen Juden — durch die Geschichte geschritten von Epoche zu Epoche, bin gewandert durch die Schichten der Gesellschaft vom Bauer bis zum Fürsten und wieder zurück bis zum Zigeuner. Ich habe nicht allein in der Werkstatt angehalten und in der Stube des Bürgers, sondern auch beim Lehrer und Gelehrten, beim Künstler und Soldaten, beim Geistlichen und Aristokraten. Ich habe erfahren, gelernt und gelesen, wie Andere. Manches hat mich gefördert Vieles hat mir mißfallen. Daß mein freies Auge in Dorf und Wald klarer und richtiger sieht als durch die Stadtbrille, ist natürlich. Die Bauernaugen

werden in einer künstlichen Perspective leicht irre. Aber die Freude und das Herzleid und den Spott und den Zorn über das, was ich auf meinen Wanderungen gesehen, konnte ich so wenig bei mir behalten, als die Eindrücke des Landlebens in meiner Heimat. Ich rächte mich an der Welt, indem ich nach den schlimmsten Mustern ihrer Literatur geschrieben. Die Leser würden davor entsetzt sein, wie ich selbst es bin.

V. Wo sind diese Manuscripte?

A. In meinem Kasten, mit sieben Schlössern verschlossen.

V. Und der Schlüssel?

A. Ins Wasser geworfen.

V. Ich habe einen Krebs gekauft, der den Schlüssel in der Schere trug. Also können wir die Sachen drucken.

A. Sind Sie denn ein Freund von Krebsen, Herr Verleger?

V. Nur von denen aus dem Thierreich.

A. Und sind Sie sicher, daß Ihnen meine Schriften aus dem Weltleben nicht zurückgehen werden?

V. Spannen wir Bauern und „Herren“ einmal zusammen in einen Band.

A. Sie beunruhigen mich. Ich habe Sie bisher für einen klugen Mann gehalten.

V. Sehr schmeichelhaft. Ein kluger Mann macht zuweilen ein Experiment. Waldgeschichten und Weltgeschichten.

A. Mesalliance.

V. Aber pikant!

A. Werther und Verehrter, ich will Ihnen etwas sagen. Das Pikante, das lassen wir, darum allein sind auch die Weltgeschichten nicht geschrieben worden. Sie kamen ebenso tief, als die Dorfbilder; es mag mancher Tropfen Galle daran sein, aber sicherlich auch ein wenig Herzblut. Das Herzblut den Menschen, die Galle den Spitzbuben und Thoren. Es liegt Absicht in den Sachen, ich gestehe es. — Im Gottesnamen, reihen wir sie ein. — Jagen Dich die Recensenten heim, so laufest flink, versteckest Dich hinter einem Baum und lugest munter herfür.

V. So gefallen Sie mir. Die Dorfgeschichten wollen wir voranstellen, damit der derbe Bauer das zimperliche Weltkind decke.

A. Etwas Bauernblut wollen wir auch ins zarte Weltkind transfusiren, falls es nicht todt geboren ist. Nur möchte ich wissen, wie Sie diese beiden Wesen mit ihren vielartigen Erzählungen, Schilderungen, Schnaken und Schrullen, Spott und Ernst unter Einen Hut bringen wollen.

V. So wie sie Gott unter Einen Hut gebracht hatte, als er den Himmel spannte über Wald und Stadt.

A. Mann, Sie verlegen Bücher und sind poetisch! Aber bedenken Sie, der blaue Himmel ist leichter zu spannen über Wald und Stadt, als ein passender Titel zu finden für so ein zwiespaltiges Buch.

V. Sie haben gesagt, daß diese erzählenden Schriften von Wanderungen herrühren. Daher nennen wir dieses neue Werk „Das Geschichtenbuch des Wanderers“.

A. Das erste Blatt gehört Ihnen. Der Inhalt möge den Lesern mein literarisches Wesen vervollständigen.

V. Wir wollen die Sachen „Novellen“ nennen.

A. Lassen wir das Wort „Novellen“. Die Herren Kritiker machen ohnehin ein schiefes Gesicht wegen unseres Buches der Novellen, sie haben etwas gelernt und ist ihnen der Unterschied zwischen verschiedenen Erzählungsarten wohl geläufig. Ich bin weder ein Novellen- noch ein Romanschreiber, ich bin ein Wildling und muß auch so gut sein.

V. Gewissen Herren gegenüber würden Sie auch dann nicht aufkommen, wenn Sie Ihre Stoffe aus dem Bauernleben in die denkbar künstlerischeste Form kleideten.

A. Sie meinen die literarischen Bauernfresser. Sie führen mich da auf die Wahlstatt, mein Freund. — Hinaus mit dem Bauern aus der schönen Literatur! Hören Sie den Schlachtruf?

V. Ein thörichtes Geschrei.

A. Warum? Die Sache giebt sich sehr hübsch, man kann Mätzchen machen dabei. „Der Realismus in der Literatur wird nachgerade unerträglich! Besonders das Dorfgeschichtenunwesen! Was fängt

der echte Dichter mit dem Bauern an? Dieser bietet viel zu wenig psychologische Probleme dar, er hat keine Berührungspunkte mit der Welt. Höchstens ist der Bauer in der Poesie als komisches Element zu gebrauchen, etwa für Posse und Schwank." — Schön. Somit sind gleichzeitig große sociale, volkswirthschaftliche Fragen gelöst. Der Bauer ist nicht ernst zu nehmen. Er läuft in der Welt nur so nebenher und schlägt seine Purzelbäume.

V. Nun, was sagen Sie dazu?

A. Daß uns die Socialisten, Naturforscher, Psychologen, Enthnographen, Literarhistoriker u. s. w. hinters Licht geführt haben. Da wurde gefaselt, daß die ganze Sippe der Bauer ernähren müsse, und größtentheils auch beschützen. Nach Darwin sollen die Menschen sogar vom Bauern abstammen. Aesthetiker behaupteten, die Poesie kenne weder politische Grenzen noch Standesunterschiede, ihr Reich sei in allen Menschenherzen. Enthnographen und Psychologen wollen gefunden haben, daß der Landmann in Bezug auf die Kraft seines Sinnenlebens, in Bezug auf den Schwung seiner Weltanschauung, in Bezug auf die Gewalt seiner Phantasie mit dem Städter sich messen könne. Die Literarhistoriker haben die ältesten und unsterblichsten Denkmäler der Poesie angeblich dort entdeckt, wo das Volk in der Werkstatt wohnt und in der Hütte; Das Volksmärchen, das Volkslied. Wie schwer hierin

selbst große Poeten irren können, beweist, daß Goethe seine lieblichste, Schiller seine herrlichste Dichtung bei den Bauern spielen ließ. — Nun wissen wir es besser, der Banquier auf der Börse, der Lieutenant am Billard oder an der Credenz der Cassierin, der gelehrte Stubenhocker, die fürstliche Ehebrecherin, der gräfliche Intriguant, das sind poesiefähige Leute. Aber Andreas Hofer ist es nicht. Die frischen Burschen und Dirnen, die sich vor lauter Lebensfreude kein Ende wissen; der Bauer mit den eisenstarren Rechtsbegriffen ist nicht poesiefähig. Der äußerlich wilde, innerlich gemüthstiefe Waldmensch, welcher mit sich allein den Kampf zu ringen hat, der draußen die Welt bewegt; der als Soldat in der Fremde vor Heimweh vergehende Alpenjunge; die bis in ihr hohes Alter zum Vortheile Anderer ununterbrochen arbeitende und geplagte, aber innerlich zufriedene und humorvolle Magd ist nicht poesiefähig. Der arme Dorfpfarrer, der bescheidene Schulmeister, die der Menschheit höchste Güter für ihre Gemeinde hüten und austheilen, haben mit Poesie nichts zu schaffen. Die ländliche Liebe ist nicht poetisch, „weil ihr Horizont zu klein ist". Des Landvolkes Vereinigung mit der Natur, sein stilles Walten in derselben, sein Leben und Beben unter ihren Gewalten ist nichts; sein Glauben, Zweifeln und Wiederaufrichten in der Religion, der rasende Aufschrei des Verzweifelnden in Waldesnacht ist

nichts, „weil die psychologischen Probleme fehlen". Die Dorfgeschichte und was wir Alles in diesen Sack stecken, hat also nur einigen ethnographischen, vielleicht blos zoologischen Werth.

V. Und die unzähligen hervorragenden Männer, die aus dem Bauernstande hervorgewachsen und in der Weltgeschichte glänzend verzeichnet sind?

A. Ignoriren wir.

V. Und keine Berührungspunkte zwischen Bauer und Welt, so daß der Dorfgeschichtenschreiber den bäuerlichen Horizont künstlich erweitern müsse?

A. Behaupten wir.

V. Und von den modernen Erscheinungen und Bindemitteln zwischen Land und Stadt, als der allgemeinen Wehrpflicht, der bäuerlichen Neigung zum Studiren, von den zahllosen Autodidakten, dem Eisenbahnwesen, der Touristik, den Sommerfrischen —

A. Haben wir noch nichts gehört. — Wir sitzen noch auf dem alten Schimmel, den die Literaturprofessoren geritten zur Zeit, als der Ritter und die Köhlerin, die Räubermühle, die Zauberliesel u. s. w. die Dorfgeschichte bevölkerten. Wir wissen nichts davon, daß dem modernen Erzähler für den Salonroman wie für die Dorfgeschichte der gleiche Grundsatz gilt, daß nicht das Häufen packender Thatsachen, effectvoller Ereignisse die Hauptsache sei, sondern die Darstellung der psychologischen Zustände, deren Entwickelung aus innerer Nothwendigkeit, das

organische Heranwachsen der Geschehnisse, des Segens, der Schuld und des Unheils aus der Artung der handelnden Personen. — Und indem wir also die moderne Dorfnovelle nach jener Schablone abthun wollen, die einst für die Räuber- und Zufallsgeschichten geschnitten worden ist —

V. Seid ihr vergleichbar jenem Märchenmann, der — aus hundertjährigem Schlafe plötzlich auffahrend — nach seinem Zopfe greift und nun mit Verwunderung inne werden muß, daß ihm mittlerweile alle Haare ausgegangen sind.

A. Nur hat solcher Märchenmann den Vortheil, daß man ihn nicht beim Schopf nehmen kann. —

Ein Leser: Ich glaube, Herr Autor, Sie thäten besser, für den zweiten Theil Ihres Buches eine Lanze zu brechen, als in dieser hämischen Manier für die Dorfgeschichte, deren Existenzberechtigung kein Vernünftiger bestreitet. Ich kenne die Sachen aus dem „Heimgarten" und wäre begierig, wie Sie Ihren „Modernen Hellespont" oder Ihr „Tagebuch einer Ehefrau" vertheidigen wollen?

Autor: Je nach dem Angriff. Ich verwahre mich nur dagegen, daß ich derlei etwa für höhere Töchter schriebe — es wären denn ganz hohe. Weiters rechtfertige ich mich nicht und raisonnire nicht. Demüthig übergiebt der Autor das Werk seinem Schicksal —

V. Und seinem Verleger —

A. Der nicht selten des Buches Schicksal ist. Mein Freund, ich überreiche Ihnen „Das Geschichtenbuch des Wanderers".



Die Harfenspieler.

Die Gegend ist fremd, der Wald ist finster und abendlich, die Wege verrinnen in den Schluchten, an den Hängen, in den Dickichten — und wir haben keine Zuflucht. Ueber den Almen und Felswänden hängen die Wolken, die schweren, hochsommerlichen Wolken. Die Bäume wagen sich nicht zu rühren, denn in ihren Zweigen schlafen die Vögel.

In den Tiefen rauscht der Waldbach; — wenn in den Tiefen so sehr der Waldbach rauscht, sagen die Leute, dann kommt ein Sturm.

Wir wollten hinüber zum Kirchlein des heiligen Hubertus, das im Walde steht und den Waldleuten am Tage des Herrn als Versammlungsort dient. Nun ist keine Zeit dazu. Laßt jetzt auch das Suchen nach Himbeeren und Alpenrosen — es fallen schon die schweren, eiskalten Tropfen.

Ein mattes, plötzliches Hinleuchten zwischen den Stämmen — da beginnt es hoch oben zu rollen, rauh und schwer, wie das Aufathmen des Himmels, dem der Alp auf der Brust sitzt. Jetzt werden die Bäume wach. Sie schlagen mit den Aesten um sich, das Gevögel schreckt auf. Der Wald rauscht, hoch in den Wänden tost der Widerhall — über den Wipfeln kreist der Habicht, der bringt den Sturm.

An uns Eilenden huscht ein Mann vorüber, eine schwarze verwilderte Gestalt mit einer Flinte. Plötzlich steht er wie gebannt, lauert, kauert sich zu Boden und richtet den Lauf des Gewehres in die Luft. Wie von seinem glühenden Auge entzündet, kracht der Schuß — aus den Lüften nieder stürzt der Habicht. Das Thier fällt an den Bäumen langsam von Ast zu Ast herab und bleibt endlich hängen über dem Haupte des Schützen. — Am Felshange fliegen die Wolken herab. Der Mann klettert auf den Baum wie eine Wildkatze, faßt mit den Zähnen den todten Vogel, springt zur Erde und eilt durch Wald und Wettersturm der Hütte zu.

Die Hütte steht zwischen uralten Fichten; vor derselben sind rauchende Kohlenmeiler, der Bretterbarren und der Ziegenstall; hinter ihr der brausende Bach.

Und aus dieser finsteren Hütte schimmert zu den kleinen Fenstern Licht heraus in die große, wilde Welt. Die Thüre ist verschlossen, der Mann rüttelt:

„Kilian! Mach' auf, die Räuber und Mörder sind da!"

„Erschreck' Du einen Andern", sagt hierauf eine Stimme von innen, „ich kenne Dich wohl, Du bist der Hans."

„Und darf der Hans in dieser Nacht bei Dir sein?" fragte der Ankömmling. Die Thüre ging auf, der Kohlenbrenner stand da und sagte: „Bist gern gesehen."

„Sollst es nicht umsonst thun, ich geb' Dir ein paar Pfeifen Tabak."

„Die paar Pfeifen Tabak nehme ich," sagte der Kilian, „aber für das Dableiben wirst nichts schuldig. In so einer ungestürmen Nacht ist's kurzweiliger, wenn Zwei sind. Die Brautleut' sind nach Feichtau gegangen und noch gar nicht daheim, die stecken sich bei dem Gewitter heilig unter einen Tannenbusch."

Der Köhler, der das sagte, war eine große, derbe Gestalt, deren Gesichtszüge unter dem dichten Kohlenruß kaum zu erkennen waren. Seine Augen schauten offen und sanft. Er stak in einem weiten Lodenkittel, die Schenkel umspannte eine verschlissene und versengte Lederhose, vom Knie abwärts waren die Füße nackt bis auf die Holzschuhe. Er warf Aeste und Kohlen in sein prasselndes Herdfeuer, welches den vorderen Raum der Hütte durch den Rauch mit flackerndem Roth erhellte. Zu Fuß des Herdes

war ein beweglicher Holzbalken, und so oft der Mann auf denselben trat, sprühte und lohte das Feuer in heftiger, blauer Flamme auf. An der berußten Holzwand hingen unter Haus- und Küchengeräthen große Hämmer, Zangen und Hacken, und neben dem Herde stand ein kleiner Amboß.

Der Köhler ist hier auch Schmied. Er schmiedet den Holzleuten im Edelwalde ihre Aexte, Beile, schärft ihre Steigeisen und Sägen — er ist der Geschicktesten, Fleißigsten und Wichtigsten einer im Walde. Auch ist ihm was dafür geworden.

Hinter seiner Werkstatt und Küche — das ist Eins — hat er eine recht geräumige Stube, da drin steht ein halb Dutzend Lehnstühle um einen langen Tisch herum. An der Wand sind Reh- und Hirschgeweihe, von denen des Köhlers Töchterlein seiner Tage meinte, sie wären aus dem Holze herausgewachsen. In der Tischecke ist das übliche Heiligthum — ein rauhgeschnitztes und hellbemaltes Muttergottesbild. Darüber ist allweg ein Kranz von Tannenzweigen oder Preißelbeersträuchern gewunden, im Frühjahre auch von Eriken, im Sommer von Farnkräutern und Alpenrosen, im Herbst aus Enzianen und Edelweiß — im Winter schmiegt sich ein kunstvolles Gewebe von farbigen Moosen um des Hauses Heiligthum.

In dieser Stube treibt Kilian ein drittes Gewerbe. Dort im rauchgeschwärzten, aber reichgeschnitzten

Kasten — der ist aus alten Tagen, heute schnitzt man weder in den Städten, geschweige im Walde so kunstreiche Möbel — stehen große volle Flaschen und ringsumher, wie durstige Zicklein um die Mutter, kleine Trinkgläschen.

Agnes, des Köhlers Töchterlein, ist in den Herbsttagen durch Gehege und Geschläge gegangen, hat Vogelbeeren und andere Beeren und Steinobst und Gewurzel gesammelt, und der Vater hat neben den Meilern einen kleinen Ofen gebaut, einen Thonkessel mit langem Rohre darüber eingemauert und in diesen Kessel die Waldfrüchte gethan, hat Alles fest verklebt und verschlossen, darunter Feuer gemacht, vor das Rohr eine Flasche gestellt und gerufen: „Jetzt, wenn ein guter Geist drinnen ist, so komme er heraus, ich beschwöre ihn!" —

Also ein Geisterbeschwörer? Nein, ein Branntweinbrenner. Aus dem langen Rohre begann es vorerst zu dunsten, dann zu tropfen und endlich floß ein helles Brünnlein in die Flasche. Das war Kilian's drittes Gewerbe.

Und wenn dann die Holzer, die Pecher, die Hirten, die Wurzner und Kräuterer, die Jäger und auch die Wilderer kamen, so setzten sie sich an den Tisch und redeten von Dem und Dem, was da im Walde war und nicht sein sollte, oder nicht war und sein könnte, oder auch was recht war, daß es war, oder recht war, daß es nicht war. Kam dann allemal

der Kilian herbei und fragte: „Mögt's Einen?" Und sie darauf: „Gieb her Einen."

Dann schlugen sie für das funkelnde Gläschen auf den Tisch die Münze hin, so fest, als wollten sie dieselbe vor dem Weggeben noch in Holz abprägen. Und das Wirthsgeschäft war Kilian's viertes Gewerbe.

In der Köhlerhütte, Schmiede, Branntweinbrennerei und Schenke ging's denn auch immer recht lebhaft zu. Da saßen sie stundenlang, nächte-, ja oft tagelang zusammen, die rauhen wildbärtigen Wäldler; jeder hatte sein Griesbeil neben sich lehnen und in der rechten Hosentasche ein langes, blitzendes Messer stecken. Manchem davon wäre auf entlegenem Waldweg nicht gut begegnen, sagen die Jäger. Der rechte Waldmensch mag unter allen Raubthieren den Jäger am wenigsten leiden. Der schießt ihnen den Braten vor der Nase weg und läßt, wenn er kann, die so Benachtheilten noch einsperren. Der Wäldler beichtet und betet, arbeitet und fastet, ist ein guter Kerl, aber dem Jäger trotzt er bis aufs Messer. Gegenseitig mögen sie sich aus purem Jähzorn erschlagen aber den Jäger morden sie mit Vorsatz. Wildschützen sind sie, und ginge es um Erd' und Himmel.

Jetzt, da Kilian den Hans in die Stube führte, war sie leer. Der Köhler nahm dem Gast die Flinte ab und verbarg sie unter einer Diele des Fußbodens.

„Magst Einen, Hans?"

„Hast einen rechten Beißer, so gieb ihn her."

Der Köhler streckte einen brennenden Span in den dazu bereiteten Wandhaken, brachte Schnaps und sagte: „Ich glaube schier, Du hast Dir heute keinen verdient."

„Wesweg meinst das? fragte der Andere.

„Weil Du nichts, als wie den Wettergeier bei Dir hast."

„Glaubst Du," sagte der Hans, „man fängt die Rehböcke und Gemsen so unter den Steinen heraus, als wie die Regenwürmer? Ei ja, wenn diese kreuz-verfluchten Jäger nicht wären! Aber heut' sind sie Dir wieder den ganzen Tag im Wald herumgestreift wie räudige Füchse. Und wenn Einer einmal sechzehn Jahr' im Kotter sitzt, wie ich, nachher fährt er nicht mehr so hitzig drein. Probir's nur selber. Wär' Dir heute recht gut zu Schuß gekommen. Steht so etlich sechzig Schritt vor mir ein Vierzehnender, ein sakrisch Thier! Ich mich gleich hinter den Busch niederlassen und zur Wange fahren, ist das Erste. Paff! schnalzt es auf der anderen Seite und der Bock stürzt hin. Vermaledeit! denk' ich — grad daß ich nicht geflucht hab' — muß ein Jäger da sein. Sehe ich auch schon den Franzinger, wie er dem Thiere zuläuft. Jetzt, Franzinger, jetzt kommst mir zurecht, denk' ich, jetzt zahl' ich, daß Du mich in den Arrest hast geschickt! — und leg' den Finger an den Hahn. Weiß der Teufel, wie mir gäh seine Kathel einfällt und die

Kinder, zittert mir der Finger am Hahn. — Kathel, denk' ich, Dich hab' ich einmal gern gehabt, und ist Dir auch der flotte Jägerbursch lieber gewest wie der arme Hans, ich trag Dir's nicht nach, ich hab' Dich einmal gern gehabt. — Und schieße nicht. Bin durch den Anwachs gefahren, als hätte ich das wilde G'jaid hinter mir. Was schieß' ich heut', daß mir die Kugel im Rohr nicht faul wird? Da seh' ich den Geier und brenn' ihn herab. Sollt' eigentlich der Franzinger sein. Magst ihn haben, Kilian nagle ihn auf Deine Hauswand, wenn Du willst, nur die paar Federn behalte ich mir, und noch was."

„Ein sauberer Vogel," meinte der Köhler und wendete das Thier über und über, „ich mag ihn schon; mein Hühnervolk wird sich freuen, wenn es den Geier einmal auf die Wand genagelt sieht. Dank Dir Gott, Hans."

Als der Köhler hinaus zu den Meilern nachsehen ging und der Hans allein in der Stube war, zog er sein Messer aus der Tasche, stach dem Habicht die Augen aus und verzehrte sie.

„Hast auch den Glauben," sagte später Kilian, „daß gegessene Geieraugen dem Schützen einen recht scharfen Blick machen?"

„Ich habe gar keinen Glauben," versetzte der Hans, ich weiß es; Geieraugen sind allemal ein sicheres Mittel für so was, aber gut müssen sie

sein." Er führte die Sache nicht weiter aus, er warf den Vogel unter die Bank; dann zündete er die Pfeife an, ließ sie aber wieder ausgehen. Er starrte finster auf den Tisch. Die Spanflamme schüttelte sich hin uud her, als sei sie nicht recht einverstanden mit dem, was der Wilderer denkt.

Draußen braust der Wettersturm; man hört die Bäume rauschen und die Wipfel krachen — die Wände des Hauses ächzen; der Bach rauscht und bei dem Leuchten der Blitze sieht man sein wachsendes Fluthen und Anprallen an die Steine und Ueberquellen aus dem Ufer. Die Donnerschläge mögen bald verhallen, die Regen versiegen, die Wetter vergehen — als Herr bleibt der Wildbach. Wer hat dem Köhler erlaubt, hier seine Hütte aufzustellen? Fort damit! Eine Felswand nimmt sich noch der armen Köhlerei an: der Rasende zerschellt an ihr und schäumt wüthend dahin, hier einen Baumstrunk, dort ein Stück Erde mit sich reißend.

„Der Mensch wird rauschig, wenn er zu viel Branntwein trinkt, der Bach, wenn er zu viel Regen trinkt," sagt der Kilian. Er weiß es, morgen ist das Bächlein wieder klar und klein und hilft ihm die Kohlen löschen und den Schnaps kühlen und leugnet Alles, was es heute gethan.

Der Kienspan verlosch, aber im Herzen des Hans brannte es fort.

Draußen wurden mehrere Stimmen vernehmbar.

Der Kilian ging, um zu sehen, und rief: „Seid Ihr endlich da, Ihr verdammten Leut, Ihr! Gott Lob und Dank, daß Ihr da seid.“

Ein junges, heiteres, erwachsenes Mädchen und ein eben solcher Bursche kamen in triefenden Wettermänteln hereingestolpert.

„Na, heut' wohl, Agnes!“ rief der Kilian, „heut' hat's Dir den Brautkranz wohl aufgefrischt. Was hab' ich denn gesagt zu Mittag? Hab' ich nicht gesagt, es kommt was? Es sind die Gelsen so ins Feuer geflogen. Jetzt macht Euch zurecht, ihr Lotterer Ihr! Die Dirn' weiß Bescheid; und Du, Baldl, häng' da Deinen Wettermantel über den Herd; wie Deine Haut trocken wird, sieh' selber zu.

„Aber nein,“ rief das Mädchen, „aber so was, da! ich bin ganz zusammengeschlagen vor Schreck!“

„Was hast denn Du wieder für einen Schreck gehabt?“ fragte der Vater.

„Geistern thut's schon wieder oben bei der Huberts-Kapelle. Daß ich Euch nur sag'! 's ist die Nacht und der Regen da, wie wir vorbeigehen. Stehen wir unter's Dach, sagt der Baldl. Ist mir nicht lieb, sage ich, bei der Kapelle thut's gern einschlagen. Hat der Uebermuth d'rauf gesagt, ein bissel Feuer wär ihm lieber, wie so viel Wasser — so eine Sündhaftigkeit sagen! Und wie wir unter das Dach springen wollen, sag' ich: bleib' stehen, Baldl! Hab' ich so ein Summen und Klingen gehört

in der Kapelle, gerade wie wenn von weitem Posaunen thäten blasen. Hab' den Baldl zu mir gerissen und sind durch's Wetter herabgefahren wie nicht gescheidt. Und jetzt verspür' ich erst den Schreck."

„Ihr seid's zwei Kinder und wollt's schon heiraten," sagte der Köhler, „wo habt Ihr aber den Pechhacker gelassen?"

„Der ist zu seinem Mardereisen nachschauen gegangen, muß bald da sein."

Die zwei Leutchen, die hier so naß geworden waren, hatten heute einen sehr schönen Feiertag gehabt. Sie waren in Begleitung des Pechhackers drüben in der Feichtau beim Pfarrer gewesen. Der Baldl ist unter den Holzleuten im Edelwald der Meisterknecht oder Vorarbeiter. Er ist im Holz geboren und kennt sich in demselben aus, wie ein Borkenkäfer. Wie er Vorarbeiter wird, fällt's ihm auf einmal ein, er will auch eine Vorarbeiterin haben, und geht in die Köhlerhütte und schürt Kohlen, und geht in die Schmiede und schmiedet das Eisen, so lange es warm ist. Da ist lange hin und her geredet worden, haben etliche Gläschen Branntwein dabei getrunken und der alte Pechhacker, des Kilian Gevatter, hat bei diesem Reden und Rathen vor lauter Sinnen und Grübeln ein neues Pfeifenrohr zerbissen.

Endlich ist Alles richtig worden; in einer Woche ist der Ehrentag in der Feichtau beim Wirth, da,

verhoff' ich, wird der Gevatter wieder zu einem neuen Pfeifenrohr kommen.

In der Luft war es endlich wieder still geworden, nur von den Bäumen rieselte es nieder. Die Meiler draußen, die waren nach dem Regen schwarz, wie vor demselben. Nur der aufsteigende Rauch ist jetzt in der Nacht schier weißer als sonst.

Endlich kam der Pecher heim. Aber er kam nicht allein, hinter ihm humpelten ein Mann und ein Weib in fast fremdartiger Kleidung; mit den seltsamen Päcken, die sie mit sich schleppten, stießen sie an die Thürpfosten, daß es klirrte.

„Holla ho, Hochzeitsleut'!“ rief der lange, hagere Pechhacker, „lustig sein, ich bring' die Musikanten mit!“ Damit warf er einen breiten Filzhut auf die Bank, daß es spritzte.

„Was hast denn Du für zwei Fledermäuse bei Dir!“ fragte ihn der Hans, auf die abenteuerlich aussehenden Fremden deutend.

„Die hab' ich da oben in der Kapelle aufgestöbert — über und über naß, unter und unter schier erfroren. Haben im Gebirg' den Weg verloren, sagen sie, und in der Kapelle übernachten wollen. Das geht nicht, hab' ich gesagt, ich hab' ein großes Vertrau zu dem heiligen Hubertus, aber ich glaub', bei Menschenkindern thut Euch diese Nacht besser. Es geht ein eiskalter Wind, weil es auf der Scharnhöh' gehagelt hat, und das Weibel, sag' ich,

schaut ohnehin schier einer kranken Henn' gleich. Der Kilian da unten, sag' ich, nimmt Euch über die Nacht schon in sein Haus und kocht Euch eine warme Suppe — wird keine Schwierigkeit setzen."

„Eine warme Suppe können sie schon haben," meinte der Kilian, „aber mit der Liegerstatt wird's heut' schlecht ausschauen."

„Nein, nein," murmelte jetzt der Mann in fremder Kleidung — er war betagt und hatte eine heisere Stimme — „für mich ist Alles gut, auch auf dem Fußboden da schlaf' ich; aber die Meinige da, die ist mir krank worden, für sie thät ich wohl um ein warmes Nestlein bitten, wenn es sein könnte."

„Wohl um Gotteswillen!" flehte das Weib und faltete ihre bebenden Hände.

Das war schon durch und durch ein nasser Abend, auch in den schönen veilchenblauen Augen der Agnes gab's jetzt Wasser. „Das ist ja leicht," sagte hierauf das Mädchen, „die Frau schlaft oben auf dem Dachboden in meinem Bett, und den Bärenpelz drauf; dafür bleibt der Mann bei uns in der Stube und zieht dem Ding da die Pfaid ab."

Sie hatte bemerkt, daß der Alte in seinem Sack eine Harfe stecken hatte. Der Baldl sah seinen Vortheil und unterstützte den Antrag des Mädchens. Und so wurde es. Das fröstelnde Weib trank aus der hölzernen Schale warme Ziegenmilch, dann barg es

mit Sorgfalt sein Instrument, es war eine zweite Harfe, in die Ecke, sagte Allen eine gute Nacht, ließ sich auf den finsteren Dachboden führen und legte sich ins Bett unter den Bärenpelz. Der Alte hatte seinem Weibe noch nachgeschaut und dann gesagt: „Was ich froh bin, daß sie zum Schlafen kommt; ich thue, was Ihr wollt."

Fürs Erste wollten sie, daß er sich in ein trockenes Gewand stecke, dann, daß er ein Glas Branntwein trinke. Dann zündeten sie einen frischen Span an und setzten sich um den Tisch.

„Na, Hans, was ist's mit Dir? polterte plötzlich der Pecher den finsteren Gesellen an, der wortkarg in seiner Ecke kauerte, „was meinst, wann erwürgen wir den Franzinger? Mir hat der Scherg' das Mardereisen ausgehoben. Will er Einem auch das Raubthierfangen nicht mehr vergunnen. Der giebt nicht Ruh', so lang er nicht die Bohne im Leib hat."

Der Hans ließ unter der tief in die Stirne gedrückten Hutkrempe hervor einen Blick schießen. „Ja," murmelte er, „'s ist Einem verteufelt langweilig am Abend, wenn man nichts geschossen hat."

Mittlerweile war Agnes in Unterhandlung mit dem fremden Mann — der Harfe wegen. Es war ihr so wunderlich in den Füßen, just als hätte sie auf jeder Zehe ein loses Rädchen. Und kaum legte der Mann die Finger an die Saiten, haschte Agnes

nach ihrem Baldl. Aber — die Saiten wollten nicht klingen. Der Regen hatte sie heiser gemacht.

„Sie werden schon trocknen, derweil trink' Branntwein," sagte Kilian zum Fremden, „mit Verlaub zu fragen, von wo seid Ihr denn her?"

„Wo wir hin wollen, meint Ihr," versetzte der Mann, „wir sind alt, wir kommen aus der Fremde und gehen der Heimat zu. Im Böhmerland sind wir daheim, nach dort sind wir jungerweise aus Preußen eingewandert: Jetzt ziehen wir schon über vier Jahr' in der Welt herum und musiciren den Leuten was vor, weil uns von Heim der Jammer vertrieben hat. Wo es lustig zugeht, da bleiben wir; wollen sie tanzen, so spielen wir; wollen sie hören, so singen wir — die Meinige hat eine gute Stimme gehabt, letzt' Zeit freilich, da ist ihr der Stimmstock umgefallen. Jetzt geht's nicht mehr recht, und wenn wir singen, so geben uns die Leute Geld, daß wir aufhören sollten. Ist auch recht, sag' ich, so brauchen wir keine Saiten zu stimmen; aber der Meinigen hat's das Herz abdrücken wollen — das Singen ist ihr noch ein Trost gewesen, seit der Junge todt ist."

„Trinkt wacker," sagte der Köhler, „ich füll' nach. Ihr müßt auch harte Sach' durchgemacht haben."

„Ja, das glaube ich!" lachte der Musikant überlaut auf.

Dann schwieg er. Dem Kilian that's leid, daß die Erzählung des Mannes verstummen wollte, er

sagte denn nach einer Weile: „Böhmen soll ja ein schönes Land sein."

„Ein schönes Land," antwortete der Fremde.

„Was giebt's denn Neues dort?" fragte der Köhler äußerst ungeschickt.

„Ich bin schon lang' nicht mehr dort gewest. Dazumal hat's Neues genug gegeben. Sind unsere Landsleut, die Preußen gekommen, haben uns das Haus niedergebrannt und unseren Sohn todtgeschossen. D'rauf sind wir fort. Gehen wir vor den deutschen Leuten nicht mehr sicher, sag' ich zu der Meinigen, so müssen wir halt ins fremde Land! und sind über das Gebirge ins Wellische hinein."

„Jetzt soll ja schon lang' wieder Alles gut sein," sagte der Köhler.

„Das haben wir auch gehört und so reisen wir wieder heimwärts."

„Und was hört man sonst Neues?" fragte nun der Pecher und stopfte sich aus einem Blasenbeutel Tabak in die Pfeife.

„Die Franzosen sollen wieder anrücken," sagte der Harfner.

Ueber dieses Wort richteten Alle ihre Köpfe auf; auch der finstere Hans den seinen.

„Die Franzosen wieder anrücken?" meinte der Köhler, „das ist 'leicht doch eine Lug, Vetter!"

„Wird hübsch wahr sein, der Napoleon will uns wieder haben."

Jetzt hörte man nichts, als den Wildbach draußen. Plötzlich aber schlug der Pecher mit seiner knochigen Faust auf den Tisch, daß die Gläser emporsprangen. „Sakra," fluchte er, „wenn sie wieder kommen, so setzt's was! Sie sind schon dagewest und unsere Vatersleut' haben sich treten lassen, daß es schon ganz hündisch ist gewest. Aber wir raiten anders, wir! Mit Hacken und Messern fahren wir drein und klieben ihnen die Schädel auseinand. Edelwaldleut', wir sind keine Hundsfötter, wir sind freie Leut'. Kreuzsakerment!"

Der Mann war aufgesprungen und hatte sein langes Messer mit einem schweren Fluch in den Tisch gestoßen.

„Was hat er denn," fragte der Baldl.

„Er wird allemal so wild, wenn von den Franzosen die Rede ist," sagte Kilian, „sie haben seinen Großvater erwürgt."

„So haben sie ihn erwürgt in des Teufelsnamen!" rief der Pecher, „sie sind Feinde gewest. Aber daß sich hernach mein Vater von ihnen zu einem Knecht hat brauchen lassen, zu einem Spion und Schurken, das verzeih' ich ihnen nimmer, und wenn's mir den Himmel kostet!"

So redeten und schrien sie hin und her, es war ja zur Zeit des deutsch-französischen Krieges, wo auch die Waldleute tief im Gebirge aufgeschreckt worden sind, wo sie alles Weh, das sie vier Jahr früher

erfahren, vergessen hatten und nur vom Franzosen-Erschlagen die Rede war. — Zur solchen Zeit that eine gemüthliche Musik wohl. Und in diesem Augenblick, da die verwilderten Gemüther entbrannten zum Vergelten und Schlachten, legte der alte Harfner seine Finger in die Saiten . . .

Sie klangen noch ein wenig trüb, aber sie klangen und spielten ein fröhlich Lied. Agnes legte den Arm um den jungen Bräutigam — es begann der Reigen.

Und als das Paar anmuthsvoll und geschmeidig durch die Stube walzte, da pfiff Kilian die lustige Weise mit und schnalzte mit den Fingern den Takt dazu und trillerte in seiner bäuerlichen Art:

Wan ma zithernschlogn,
So schlogn ma stoansteirisch*),
Wann ma steirisch tonzn,
Tonzn ma stoansteirisch,
Thoan ah stoansteirisch kegelscheibn.

Wan ma Dirndl liabn,
So liabn ma stoansteirisch,
Will der Feind ins Lond,
So zoagn ma's stoansteirisch,
Daß ma stoansteirisch wölln bleibn!

Die beiden Anderen schlugen dazu mit ihren knochigen Fäusten auf dem Tisch die Trommel.

Der Harfner brach sein Spiel ab und sagte: „Es thut mir doch das Brautpaar leid, daß man ihm eine solche Kriegsmusik macht.“

*) Stoansteirisch = ursteirisch.

Möglicherweise fangt ihnen jetzt der dreißigjährige Krieg an," lachte Kilian.

„Hätte ich hier was d'reinzureden," versetzte der Harfner und schüttelte seinen grauen Kopf, „so wollte ich sagen: So ein Spaß gehört sich nicht. Wenn man jungen Eheleuten allemal das Schlechte voraussagt, so meinen sie nachher, es muß so sein, und suchen und finden überall Schlechtes. Wie ich vor zweiunddreißig Jahren die Meinige genommen, ist auch Gefahr gewesen, aber ihre Mutter hat frisch gesagt: Ihr mögt thun, was Ihr wollt, Ihr Zwei gehört zusammen; Ihr mögt voneinander fliehen und Euch verfolgen und Leid anthun, es wird vergebens sein. Ihr werdet Euch lieb haben. Ihr werdet auswendig Elend und Kümmerniß haben, Ihr werdet miteinander weinen, aber Ihr werdet glücklich sein. — So hat sie gesagt, so ist es geworden und so will ich es auch Euch wünschen."

Dieser Worte wegen schauten sie mit Wohlgefallen auf den alten Harfner; nur der Hans nicht, der lugte durch das kleine Fenster hinaus. Draußen über den finsteren Tannen standen jetzt die Sterne des Himmels; ihretwegen blickte der Mann wohl nicht hinaus.

Ob er nicht an das Weib des Jägers Franzinger dachte? Er möchte sie fliehen, verfolgen, möchte ihr Leid anthun und muß doch an sie denken . . .

Jetzt zog der Hans ein Horn aus der Tasche, ließ daraus Pulver in seine Hand rinnen, that dasselbe in das Rohr seiner wieder aus dem Verstecke geholten Flinte, ließ dann eine Bleikugel hineinrollen und verstopfte das Rohr mit Papier, das er mit dem Ladestock hineinstieß. Dann prüfte er den Hahn und starrte wieder zum Fenster hinaus.

„Jetzt sollt Ihr uns aber auch Eins singen," sagte Kilian zum Harfner.

Der Alte schaute besorgt drein und that hernach die Frage: „Nicht wahr, Ihr guten Leute, die Meinige hat eine warme Decke?

„Den Bärenpelz, der inwendig mit Schafspelz gefüttert ist," antwortete der Köhler. „Unter solchen Thierhäuten kann Keiner erfrieren."

„Dann singe ich gern und sing' Eins für die liebe Jugend," sagte der Alte, griff in die Saiten und begann zu singen:

„Auf dem Bergl steht a Hüttel,
Bei dem Hüttel steht a Bam,
Und so oft ich dort vorbei geh'
Find ich gar nimmer ham.

In dem Hüttel ist ein Dirndl,
Ist frisch wie ein Reh,
Und so oft ich das Dirndl anschau,
Thut mir's Herzerl so weh.

Und das Dirndl hat zwei Aeugerln,
Wie am Himmel die Stern',

Und je öfter ich hineinschau,
Und so mehr hab ich's gern.

Hab a Freud mit dem Dirndl,
Ob ich wach oder tram,
Denk ich alleweil ans Dirndl
Und's Hütterl beim Bam —"

Jetzt schrillte die Harfe und war still. Was ist das? Drei Saiten auf einmal gesprungen . . . .

Dem Alten war die Stimme auf den Lippen erstorben. Der Pecher meinte, das hätte was zu bedeuten.

„Der Nässe wegen," sagte Kilian, „nasserweise angespannt, dann trocknen sie zusammen und springen. Gießen wir noch zu guterletzt Eins nach!"

Und er füllte das Gläschen des Harfners wieder voll.

Der Baldl, dem eigentlich noch nicht genug getanzt war, versuchte die Saiten zu knüpfen.

„Laß es sein," sagte der Alte lächelnd, „was hin ist, ist hin."

Kilian ging zu seinen Kohlstätten, um etwaige Gluthausbrüche zu dämpfen. Der Pecher meinte, für ihn wäre es Zeit, daß er seine Klause aufsuche, sie stand oben am Waldhang, wo morgen Früh wieder die Pechbrennerei angehen sollte.

„Da, Vetter," sagte er, „da habt Ihr was fürs Aufspielen," und warf für den Musikanten ein Silbergröschlein auf den Tisch hin.

Und der Hans? Der hatte während des Gesanges sein Gewehr unter die Jacke genommen und still und finster die Hütte verlassen.

So wollte sich auch der Sänger anschicken, auf den Dachboden zu seinem Weibe zu gehen.

„Nachher wären wir doch ganz allein," sagte das Mädchen besorgt.

„Das macht nichts," meinte der Baldl.

„Die Kinder sollen auf dem Stroh liegen," befahl hernach der Köhler.

„Nein," rief Agnes, „das thue ich nicht."

„Wo willst denn also schlafen?"

„Da gehe ich lieber zur fremden Frau hinauf," versetzte sie und war roth im Gesicht.

„Ist auch recht," meinte Kilian, „so mag der Herr Musikant beim Baldl auf dem Stroh liegen."

So geschah es. Der grauhaarige Harfner und der junge braunlockige Meisterknecht legten sich in die Stube auf das Bettstroh und der Baldl sagte: „Ja Vetter, wir Zwei sind auch noch niemalen beisammen gelegen."

„Und werden vielleicht auch niemalen mehr beisammen liegen," entgegnete der Alte, „gute Nacht, jetzt!"

Beide rückten manierlich in sich zusammen, Keiner wollte den Andern drücken. Ist es das erste- und letztemal, so soll Keiner über den Andern zu klagen haben. Der Alte schlummerte bald ein; der Baldl dachte: nächst' Wochen lieg' ich schon bequemer.

Agnes war über die Leiter in den Dachraum hinaufgeklettert. Kilian arbeitete mit seiner Schaufel an den kohlenden Meilern. Es heißt wachsam sein.

Wenn die Flamme aus der schwarzen Decke des Kohlenmeilers schlägt, so brennt sie dem Köhler in den Geldbeutel hinein. Was lichterloh brennt, das wird zu Asche, was still und im Inneren glüht, das ist das Rechte. Es soll ja auch beim Menschen so sein.

Nachdem die Arbeit geschlichtet ist und der weiße Rauch still zu den Wipfeln aufsteigt, stützt sich Kilian auf den Schaufelstiel und schaut vor sich hin. Es ist jetzt Alles so still, selbst das Rauschen des Baches ist feierlich — dem Mann ist wie zum Einschlafen.

Da geht leise die Thüre der Hütte auf. Eine weiße Gestalt huscht heraus — Agnes im puren Nachthemdchen.

„O Kind," sagte Kilian, „was laufst Du herum in der kalten Nacht?"

„Vater," flüsterte das Mädchen, „es ist was geschehen. Ich getraue mich nicht mehr hinein."

„Er soll Dir Ruh' geben!" sagte der Vater strenge.

„Mir nicht," schluchzte sie, „mir thut kein Mensch was, aber — das fremde Weib wird gestorben sein. Es liegt ganz kalt und starr im Bett und ist nicht aufzuwecken."

Jesus und Maria! denkt sich der Köhler, jetzt ist diese Frau gestorben.

Er eilt mit seiner Tochter auf den Dachboden — ganz still machen sie es, daß Niemand aufwacht. Dann schlägt er mit Schwamm und Stein Feuer, und bei diesem matten Glimmen sieht er's, mit seinen zitternden Händen fühlt er's — die Harfenspielerin ist todt.

Jetzt saßen sie lange am Bett, der schwarze Köhler und sein weißes Töchterlein, und beriethen, was zu machen sei.

„Wenn ich an den armen Mann denke, will mir das Herz abspringen," sagte das Mädchen.

„Jetzt lassen wir ihn schlafen," sagte Kilian, „er mag sich ausruhen und stärken. Wenn er des Morgens wach wird, da müssen wir ihn halt in Gottesnamen vorbereiten. Kannst mir's glauben, Agnes, ich weiß, wie das thut! Lieber einen Finger von meiner Hand, als ihm das sagen! Es ist ein hartes Kreuz!"

Sie hüllten eine Leinwanddecke über den Leichnam, wie es sonst ist, wenn der Mensch schläft. Dann stiegen sie vorsichtig über die Leiter und dann gingen sie hinaus zu den Meilern und arbeiteten. Sie sagten kein Wort und arbeiteten.

Und als allmählich ein kühlerer Lufthauch wehte, und als es nach und nach lebendig wurde in den Bäumen und der Morgenstern aufging, trat der Baldl aus dem Hause, ging zum Bach und wusch sein Gesicht. Und als dieses Gesicht recht frisch und heiter war, ging er hin zu den Arbeitenden und

sagte: „Was giebt's denn da in aller Früh zu thun, daß Ihr den Hahn um den Weckerlohn bringt?"

Agnes eilte zu ihm heran, als wollte sie seinen Mund verhalten: „Sei still, Baldrian, es ist heute Nacht ein Unglück geschehen in unserem Haus. Da oben unter dem Dach liegt eine Leiche."

„Die Musikantenfrau?"

„Ist gestorben. Geh' jetzt hinauf auf den Steinkogel, und mach' ein großes Feuer, damit die Holzleute und die Almer wissen, daß wir einen Todten haben."

Der Bursche schüttelte den Kopf, als könne er die Sache sobald nicht fassen.

„Ja, mein Sohn, so sterben sie wieder auseinander," sagte Kilian. „Geh' und bete unterwegs Dein Morgengebet."

Der Baldl ging auf den Steinkogel, wo man über die Wälder hinaussieht in das weite Thal und auf die Berge und Almen. Dort trug er Reiser zusammen, und als die Morgenröthe aufging, brannte auf der Höhe ein großes Feuer.

Die Menschen, die es von ferne sahen, sagten zu einander: „Dort brennt ein Todtenlicht!" und beteten für die abgeschiedene Seele.

Agnes und ihr Vater arbeiteten noch immer auf der Kohlstätte, da gab es stets zu thun, und wäre das nicht gewesen, so hätten sie sich heute zu thun gemacht. Sie wollten nicht in das Haus gehen,

damit der alte Mann nicht in seiner Ruhe gestört werde. „Er soll schlafen, so lange es ihn freut," sagte Kilian, „es kommt für ihn ein schwerer Tag."

Aber als die Sonne aufging, steckte der Harfner sein graues Haupt zum Fenster heraus und rief: „Guten Morgen!"

„Guten Morgen," sagte der Köhler.

„Ihr seid schon so fleißig und ich faullenze in den Tag hinein. Aber es ist gut schlafen in Eurem Haus."

Sie gingen zu ihm in die Stube. Agnes machte auf dem Herd Feuer und kochte das Frühstück. Kilian nahm die Harfe in die Hand und sagte: „Das wird sich schwer machen lassen, drei Saiten auf einmal."

„Mein Weib hat neue," antwortete der Musikant. „Aber das gottlos lange Schlafen von ihr! Sie ist doch recht müde geworden auf dem weiten Weg."

„Jetzt esset mit uns eine gute warme Suppe," sagte Kilian und theilte die Holzlöffel aus.

Der Harfner blickte durch das Fenster und fragte: „Sind das die Hirten, die da oben auf dem Berg das Feuer gemacht haben?"

„Das Feuer habe ich auch schon gesehen'" meinte der Köhler, „Hirten sind es nicht, es ist ein Todtenfeuer."

„Ein Todtenfeuer, wie ist denn das?" fragte der Musikant.

„Wenn in unserem Walde wer stirbt, so zündet man da oben ein großes Feuer an, damit es die Leute wissen. Es geschieht nicht selten; im Wald ist oft ein Unglück; Alte und Junge trifft's, der Mensch muß d'rauf gefaßt sein."

So sagte Kilian und jetzt erst bemerkte der Harfner das ernste Gehaben des gestern so fröhlichen Kohlenbrenners und die verweinten Augen des Mädchens.

„Wo ist der junge Mann?" fragte der Musikant, „der Bräutigam?"

Der wäre eben auf den Berg gestiegen, um das Feuer zu machen, sagten sie.

Der Harfner hatte den Löffel schon in der Hand gehabt, jetzt legte er ihn langsam weg, stand auf und tastete unsicher nach der Thürklinke.

„Wo wollt Ihr hin, Vetter?" fragte Kilian, aber der Mann stolperte, ohne Antwort zu geben, über die Schwelle, und mit dem Rufe: „Susanna!" kletterte er hastig die Leiter hinan.

Kilian eilte ihm nach. „Susanna!" rief der Harfner oben in der finsteren Dachkammer.

„Müßt nicht zu sehr erschrecken, es ist des lieben Gottes Willen so!" sagte Kilian, nahm den Musiker bei der Hand und führte ihn zur stillen Bettstatt.

Ein Blick ins starre, fahle Antlitz, dann sank der verwaiste Greis zu Boden.

Wenige Fuß darüber, auf dem sonnigen Dachgiebel jubelten die Schwalben . . . .

O du schöner, frischer, fröhlicher Wald! O du klingender Vogelsang, du duftiges, thauiges Blumenleuchten! Du sonnige Himmelsrunde, du erquickender Schattenschoß mit deinem unendlichen Leben, wie bist du gräßlich! Gräßlich, wenn durch dich der Weg zum Todtengräber führt.

Das ist der Weg, den der alte Harfenspieler wandelte.

Der Todtengräber zu Feichtau saß in seiner dumpfigen Stube und klopfte mit einem Hammer verbogene und verrostete Sargnägel zurecht und nagelte dann damit für seinen Kleinen einen Kinderwagen zusammen.

„Braucht Ihr was?" fragte er murrend den eintretenden Musiker.

„Ein Grab," antwortete dieser, „mir ist mein Weib gestorben."

„Ist schon recht, werden es wohl machen. Seid Ihr beim Pfarrer gewest? Nicht, dann geht jetzt zu ihm. Ich krieg' nachher meinen Gulden."

Der Harfenspieler ging zum Pfarrer, der in seinem Garten mit dem Spaten ein Blumenbeet umstach, und klagte ihm sein schweres Anliegen.

„Sie sind wohl fremd in der hiesigen Gegend?" fragte der Pfarrer.

„Freilich wohl, Hochwürden, und so wollt' ich höflich gebeten haben —“

„Es war Euer angetrautes Weib?“

„Mein Gott, ja.“

„Und katholischer Religion?“

„Ja, sonst schon,“ meinte der Alte, „aber wir sind von Preußen ins Böhmerland eingewandert und sind dem Glauben unserer Eltern treu geblieben.“

„Also protestantisch?“

„Evangelisch, ja.“

„Das ist schlimm,“ sagte der Priester, lehnte seinen Spaten an einen Kirschbaum und ging neben dem Alten her mit verschränkten Armen durch den Garten.

„Das ist sehr hart, lieber Mann,“ versetzte er dann und blieb stehen, „ich als Mensch, das mögt Ihr mir glauben, mache keinen Unterschied; wenn ich Euch dienen kann, ich thue es gern. Aber — wir in Feichtau haben keinen evangelischen Friedhof, und Personen von nicht katholischer Confession auf dem katholischen Kirchhofe zu beerdigen ist mir strenge verboten. Eben in dieser Zeit, wo der Kampf zwischen Kirche und Staat wieder heftig entbrannt ist, hat das Consistorium die Satzung verschärft und ich als katholischer Priester muß darnach handeln.“

Der alte Mann stand rathlos da. Und fast ebenso rathlos stand der Pfarrer neben ihm.

„Wenn Ihr heute schon vom Edelwald herauskommt,“ sagte jetzt der Priester, „so werdet Ihr einer

kleinen Stärkung bedürfen. Ich darf Euch wohl ein Glas Wein vorsetzen?"

„O, vergelt's Gott!" rief der Harfner, „wie könnt' ich trinken, wenn für mein Weib keine Raststatt ist. Weit und breit kein evangelischer Friedhof. Soll ich sie denn im Wald vergraben?"

„Und wenn es darauf ankäme!" versetzte der Pfarrer, „die Erde ist überall Gottes. Kann ich zu Eurem Troste kommen und beten? Ich thue es gern."

Der alte Mann wankte wortlos davon.

Er ging durch das grüne Thal den Wäldern zu, er stieg über den Berg in die Schlucht hinab, wo das Haus des Kilian steht. Und als er dort in die Stube trat, stand er vor einem Heiligthum.

Es war nicht mehr die Zechstube, wie in der vorigen Nacht, wo hier im Tisch das lange Messer stak und auf dem Fußboden die derben Schuhe des jungen Paares reigten — es war anders. An der vorderen Wand der Stube, von zwei Oellichtlein milde bestrahlt, lag sein Weib aufgebahrt zwischen Waldblumen und wilden Rosen. Zu Haupten stand ein kleines, hölzernes Kreuzbild und ein Weihwassergefäß mit einem Sprengzweiglein. Auf der Brust der Leiche lagen papierne Heiligenbildchen und zwischen den Fingern stak ein Vergißmeinnichtsträußchen und eine Wachskerze. Die Stirne war mit einem grünen Lärchenzweig umwunden. Der Körper war

bedeckt mit einem weißen Tuche und zu Füßen der Bahre lehnte die Harfe.

„Susanna," sagte der Harfner und legte seine Hände an ihr Haupt, „wie sie es herzensgut mit Dir meinen. Schau herab vom Himmel auf dieses Haus. Sie haben Dich zwischen Rosen gelegt — schau herab."

Hinter dem Hause war der Köhler beschäftigt, mit Erlstrauchbändern zwei Stangen zu einer Bahrtrage aneinander zu binden.

Der Harfenspieler fiel ihm um den Hals und weinte.

„Ist recht," sagte der Köhler, „weint Euch aus, dann wird Euch leichter."

„Euerer Gutheit wegen," schluchzte der Musikant, „Euere Gutheit schlägt mir so ans Herz. Aber die Tragbahre, lieber Mann, die haben wir nicht vonnöthen."

„Den Sarg wird uns der Zimmersepp morgen Früh bringen."

„Wenn ich bei Kraft wäre, wie ich einstmals bin gewesen," sagte der Harfner, „ich wollt' mein Weib hernehmen wie ein kleines Kind und sie so weit tragen, bis ich einen evangelischen Friedhof fände."

„Seid Ihr 'leicht evangelische Leut?" fragte der Köhler.

„Gotteswegen, ja, und deswegen kann sie der Pfarrer auf dem Feichtauer Kirchhof nicht begraben."

Der Kilian stand eine Weile sprachlos da, dann machte er mit der Hand einen Schlag in die Luft und rief: „Das sind Dummheiten! — Nein, Vetter, laßt Euch das nicht anliegen. In unserem Wald hat Euch das Unglück getroffen, wir Waldleute verlassen Euch nicht. Bleibt jetzt da und hütet mir das Haus. Ich gehe zu meinen Nachbarn, Euer Weib wird mit Ehr' und Lieb' bestattet werden."

Der Harfenspieler ging in die Stube, setzte sich an die Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes. Und er träumte hier bei den Rosen und Todtenlichtern die liebe Lebenszeit, die er mit ihr zugebracht . . . .

Der Köhler ging hinan durch den Wald gegen die Hütte des Pechers, und dann ging er in den hinteren Edelwald zu den Holzarbeitern und ging auf die Alm zu den Wurzelstechern und Hirten.

Auf seiner Rückkehr unterwegs sah er hinter dem Moosstein im Gebüsche einen Mann kauern.

„Wer ist es?" rief Kilian.

Ein unverständliches Gebrumme. Er erkannte den Hans.

„Was machst Du da, Stromer?" fragte ihn der Köhler.

„Ich," murmelte der Andere, „hin werde ich. Es haben mich die Jäger erschlagen wollen."

„Und warum haben sie es nicht gethan?"

„Weil ich mich zu früh todt gestellt hab'."

„Und warum hast Du sie nicht niedergeschossen?"

„Schieß' nur, schieß', wenn sie Dir das Brenscheit (Gewehr) stehlen, während Du den Rehbock ausdärmst! — Fett ist er, denk' ich, und heut' hat's gerathen. Stehen sie Dir auf einmal da, ihrer Drei, und hauen mit dem Griesbeil aufs Messer, bis es entzweispringt. Mit was wehrst Dich? Kaum daß ich dem Einen noch die Faust ins Gesicht werfen kann, fangen die anderen Zwei schon an, loszudreschen. Ein Schaft ist in Scherben gegangen — da schau Dir die Trümmer an — bis sie mich zu Boden gebracht haben. Der Franzinger ist auch dabei gewesen. Halt, denk' ich mir, für Dich muß ich mich noch aufheben, und hab' die Zung' herausgereckt und mich nicht mehr gerührt. Der steht nimmer auf, haben sie gesagt, nachher sind sie fort mit meinem Gewehr und dem Thier. Aber aufsteh' ich noch! Schau mich an, Kilian, aufsteh' ich noch, und ehevor ich noch einmal auf den Erdboden fall', ehevor fällt ein Anderer!"

Der Wilderer war etwas arg zugerichtet. Er bewegte sich mühsam weiter. Der Köhler wollte ihn stützen, aber er schlug es trotzig aus; er brauche keine Krücke.

„So komm' in mein Haus, wir legen Hasenschmalz auf Deine Wunden."

Der Verwundete hinkte neben dem Köhler her und knirschte. Plötzlich rauschte es im Gebüsch.

„Wildtauben!“ zischelte der Hans, hob einen Stein auf und schleuderte ihn ins Dickicht. Etliche flogen davon, eine flatterte auf und stürzte wieder zu Boden. Ohne Gewehr hatte der verwundete Wilderer ein Thier erlegt. Dann schlug er sich mit der Beute seitab.

Als der Köhler zurück in sein Haus kam, saß der Harfner noch an der Bahre und sah in das blasse, ernste Antlitz seines Weibes.

Langsam und still verging der Tag. Am Abende, als Agnes vom Walde heimkam, machte sie auf dem Herd ein lebhaftes Feuer, holte aus den Schränken Mehl und Fett und begann zu kochen und zu backen. Und in der Nacht kamen der Pecher und sein Weib im Sonntagsstaate, es kam der Zimmersepp mit dem Sarge und es kamen andere Leute, wilde, narbige Bursche, struppige und gutmüthige Greise, Weiber und Kinder. Jedes kniete, als es in die Stube kam, vor der Bahre nieder und betete still, dann stand es auf und sprengte mit dem Tannenzweige Weihwasser auf den Leib der Todten. Dann blickten sie theilnehmend auf den fremden Mann hin, der im Winkel saß und Einer oder der Andere suchte ihn mit Worten zu trösten; man müsse es nehmen, wie es Gott schicke, sterben müßten wir Alle einmal, Keiner bleibe übrig, und die Abgestorbene hätte es überstanden, für sie sei es so am besten, sie hätte gewiß

nicht viel Gutes gehabt auf dieser Welt. Gott tröste ihre Seele.

Sie wachten die ganze Nacht, und dann kam Agnes und trug Krapfen auf den Tisch, und Kilian, der sich heute allen Ruß vom Leibe gewaschen und in seinen Sonntagsanzug gesteckt hatte, lud die Leute ein, sich an den Tisch zu setzen und zu essen, wie es Gott gesegne.

Sie setzten sich hin und aßen. Der Harfner blieb in seinem Winkel und aß nicht.

Nach dem Mahle gab der Köhler Jedem eine Wachskerze in die Hand. Dann machte er die Thür auf und sie trugen den Sarg herein. Derselbe war aus neu geschnittenen Brettern gezimmert und zu Haupten lagen Hobelspäne als Kopfkissen.

Nun kamen Alle zum Sarge heran und besprengten ihn. Dann hoben drei Männer die Leiche und legten sie hinein. Das geschah, indem Alle schwiegen. Jetzt trat ein Mütterlein zum Harfner und sagte: „Wollt Ihr sie noch einmal anschauen, so kommt. Ihr seht sie dann nicht mehr, bis zum jüngsten Tag.“

Der Greis sank hin über den Sarg. An der Wand schellte die Harfe.

Jetzt erhoben sie ihre Stimme und sangen den Grabgesang:

„Fahr' hin, o Seel! zu Deinem Gott,
Der Dich aus Nichts gestaltet,

Zu dem, der Dir durch seinen Tod
Den Himmel offen haltet.
Fahr' hin zu dem, der in der Tauf'
Die Unschuld Dir gegeben;
Er nehme Dich barmherzig auf
In jenes bess're Leben."

Nach diesem Liede legten sie den Deckel auf den Sarg und nagelten ihn fest. Da zitterten die Herzen. Es giebt keinen Schall auf Erden, der das Menschenherz so eigen erschüttert, als der Hammerschlag auf den Sargnagel.

Agnes legte einen Kranz aus Weißdornzweigen auf den Sarg, dann wurde er gehoben. Die Menschen hatten ihre Kerzen angezündet und so trat der Zug nun aus dem Waldhause. Er ging den Weg entlang, der am Waldbache aufwärts führt. Die Bäume säuselten, auf den kahlen Höhen glühte das Morgenroth. Voran hochgehoben schwankte der Sarg, hinter demselben ging Kilian, der ein hölzernes Kreuz trug. Dann gingen Agnes und ihr Baldrian, das bräutliche Paar. Dann folgten alle Anderen und beteten laut.

Ganz zuletzt ging der Pecher und an seinem Arm, die Harfe schleppend, der alte Sänger.

So gingen sie aufwärts durch das Gebüsche, zwischen Wildfarren und Haidekraut. Und sie gingen am Felshange hin und kamen auf eine stille, thauige Wiese; sie gingen über graues, moosiges Gestein, sie gingen über eine klangvolle Höhe und sie gingen

durch einen schattigen Tann. Die Sonne war aufgestiegen und spann ihre goldigen Fäden durch den grünen Wald. Da war's, als zittere in der Luft der Klang eines Glöckleins.

Da sie tiefer in den Hochwald kamen, war kein Sonnenstrahl und die Luft wehte sehr kühl. Vernehmlicher wurde das weiche Klingen des Glöckleins. Und endlich in der Wildniß, durch welche nur ein schmaler Steig über den Berg gegen die Feichtau führt, eingefriedet von Felsen und alten Bäumen, auf einem Anger stand das Kirchlein des heiligen Hubertus. Es war aus Holz gezimmert, roth angestrichen und auf seinem Bretterdache wucherte das Moos. Ueber dem Eingange, aus welchem brennende Lichter des Altars schimmerten, erhob sich ein Thürmchen und aus diesem klang es milde und ruhevoll, als klänge es aus der Ewigkeit herüber.

Aus der Ewigkeit mit einem Gruße an die Menschen auf Erden, und dann wieder in die Ewigkeit verzitternd. — Am Kirchlein wuchs der Schlehendorn und die Hagebutte und anderes Gesträuche mit rothen und weißen Rosen. Daneben war braunes Erdreich aufgeworfen, und hier war das Grab.

Der Zug stand still und bildete einen weiten Kreis. Die Träger setzten die Bahre ab, lösten den Sarg von den Stangen los und ließen ihn langsam hinabgleiten in die Tiefe.

Und als er hinabrollte, sangen sie den Grabgesang:

„Dein Leib geht jetzt der Erden zu,
Woher er ist genommen,
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh'
Bei Gott und allen Frommen.

Wann durch des letzten Tages Flamm'
Die Welt zugrund' wird gehen,
So bitte Gott, daß wir beisamm'
Zu seiner Rechten stehen."

— — Das Lied verscholl, das Glöcklein schwieg. Der Harfenspieler saß in tiefer Traurigkeit auf dem Erdhügel.

Die Kerzen loschen aus und nur die blauen Bändchen des Rauches an den Dochten wehten hin wie Trauerfahnen. Die Erde rollte auf den Sarg; Kilian nahm den armen Witwer an der Hand und sagte: „Nun wißt Ihr, wo sie ruhen wird. Ihr werdet mit Eurem Saitenspiel wieder zu frohen Menschen gehen, Gott giebt Euch auch selber manchen heiteren Tag. Noch will ich Eins sagen: So lange Einer von Allen, die heute beisammen sind, im Edelwald lebt, wird dieses Grab in Ehren gehalten werden. Hier auf den Hügel pflanze ich dieses Kreuz. Der liebe Herr Jesus seit mit ihr und mit Euch und mit uns Allen."

So hat er gesprochen, der schlichte, wackere Mann. Dann gingen sie auseinander nach verschiedenen Richtungen. Der alte Harfner gab Kilian einen Händedruck: „An Deinen Kindern wird's vergolten — gewiß, gewiß!" Noch einen kurzen Blick auf das

Grab — dann ging er davon, dem Thale zu, wo die Landstraße war.

An der Capelle war es wieder still geworden, nur ein leises Lüftchen wehte, säuselte in den Zweigen und summte in den Saiten der zerbrochenen Harfe, die an einem Baume lehnen geblieben war.

Gegen Abend desselben Tages kam der Wilderer Hans, schlich hinter die Capelle, steckte sein Gewehr zusammen, lud, untersuchte es und lauerte. Bald darauf schritt den Fußsteig langsam und gemächlich der Jäger Franzinger heran. Er war in schmucker Tracht mit grünem Federhut, war ausgerüstet mit Waidtasche, Pulverhorn, dem Hirschfänger und dem Doppelstutzen, der lässig über seiner linken Achsel hing. Jetzt stand er still und zündete sich eine Pfeife an.

Hans legte den Lauf seiner Büchse an einen Baumast, da er die linke Hand in der Binde trug, und zielte gegen den Jäger. Dieser hatte eine kleine Mühe, der Wind löschte ihm immer die Streichhölzchen aus. Nun griff er zu Schwamm und Feuerstein.

„Mein lieber Franzinger," murmelte der Wilderer bei sich, „Dein Feuermachen ist umsonst, Du mußt jetzt sterben." Er tastete mit dem Finger nach dem Hahn — da hört er ganz nahe neben sich etwas, wie Harfenspiel. Hans fuhr zusammen, da fiel das Gewehr auf den Boden und entlud sich in die Luft. Der Jäger stieß einen Fluch aus, sah den Wild=

schützen und verfolgte ihn. Beide verloren sich in den Dickichten des Waldes.

Nach einigen Tagen, als Baldrian, der junge Meisterknecht, und seine anmuthsvolle Braut auf ihrem Hochzeitsgange an der Kapelle vorüberkamen, lehnte am Baume neben dem Grabe noch die Harfe und ein niederhängender Zweig, der im Windhauche sich bewegte, spielte sacht' in den Saiten.

Im nächsten Frühjahre wucherte es neu und üppig um die Kapelle und wob das Grab in ein reiches, dichtes Geranke von immergrünen Blättern. Die alte Harfe mit den drei zerissenen Saiten hing im Kirchlein an der Wand und hängt noch heute dort. Ueber derselben hat Jemand folgende Inschrift anbringen lassen:

„Unser Herz ist eine Harfe,
Eine Harfe mit zwei Saiten.
In der einen jauchzt die Freude,
Und der Schmerz weint in der zweiten.
Und des Schicksals Finger spielen
Kundig drauf die ew'gen Klänge,
Heute frohe Hochzeitslieder,
Morgen dumpfe Grabgesänge."

Drei Jahre nach dieser Begebenheit hat sich Folgendes zugetragen:

Kam an einem stillen friedlichen Herbstabende der alte Kilian spät vom Walde heim in sein Haus,

nahm sein Enkelein auf den Arm, herzte es, küßte es, sah es an und immer wieder an und hatte Wasser in den Augen. Von diesem Tage an war er ernst und in sich gekehrt, aber noch milder und gütiger gegen die Seinen als sonst.

So fragte ihn Agnes einmal, warum er nicht mehr so lustig sei wie sonst, ob ihm was fehle?

„Ich weiß mich gesund," sagte der Kilian, „aber einmal wird's wohl auch für uns zum Urlaubnehmen sein."

„Vater, wie kommt Ihr auf solche Gedanken?"

„Ich will Dir's wohl sagen, Kind. Wie ich das letztemal oben an der Hubertskapelle vorbeigehe, denke ich, sollst einen Augenblick weilen und ein Vaterunser beten für Deine Verstorbenen. Und wie ich in der Kapelle niederkniee — es dunkelt schon, 's ist recht still und ich bin der einzige Mensch weit und breit — und wie ich bete, da hebt auf einmal ganz von selber die Harfe an zu spielen. Sie spielt ganz voll, spielt auch mit den drei zerrissenen Saiten, spielt ein Lied, wie ich es meiner Tage nicht gehört hab'. In Gottesnamen, denke ich, das ist mein Zeichen. Ich habe nämlich dazumal, wie wir die Harfnerin begraben, bei mir den Gedanken gehabt: Wenn ich mir für den Christendienst Eins könnte wünschen, so wäre es das, es möchte mir einige Zeit vor meinem Sterben eine Weisung zukommen, daß ich nicht so unverhofft fort müßte wie die arme Frau.

Das Zeichen habe ich vernommen. Jetzt, mein liebes Kind, weißt Du es."

Darauf stand es noch an sechs Wochen lang, und der gute Mann war eingegangen in das Reich, wo die Seligen den Harfenklängen des gesalbten Sängers David lauschen.





Die Mission zu Falkenbach.

Vorher.

Das Dorf Falkenbach liegt einsam in waldreicher Alpengegend. Die Häuser sind allzumal mit Stroh gedeckt, nur der Kirchthurm hat einen Hut von Weißblech, seitdem der Blitz in den alten von Schindeln gefahren ist und ihn verbrannt hat. Die kleinen Wirthschaften der Bauern sind zerstreut, und die, welche hinter dem Walde liegen, hören es beiweitem nicht mehr, wenn der Meßner läutet.

Und doch ist der „Egydi-Stier", wie sie seltsamerweise die große Glocke nennen, fernerhin zu vernehmen, wenn er zu brummen anhebt, und er ist bekannt und berühmt weit und breit in der Runde! Er hat aber auch allerlei Geheimnißvolles und weiß mehr wie andere Glocken; sagen doch die Birkenhaider drüben an den blauen Bergen, wenn sie ihn hören:

„Heu unter Dach,
Streu unter Fach;
Der Egydi-Stier brummt,
Schlecht Wetter kummt!'

Schlecht Wetter und der Egydi-Stier! Wenn über dem hohen Teufelsstein bleifarbige Wolken brauten und der Donner rollte, gleich brummte unten im Dorfe die Glocke d'rein und hei! duckte sich das Gewitter zurück hinter die Alpe und getraute sich sobald nicht wieder hervor.

Aber einmal — es war in der Nacht — stiegen auch solche Wolken auf und die Donner rollten dumpf und heimtückisch, so daß sie der Meßner nicht hörte und nicht zum Glockenstrick lief. Da stieg es oben ganz sachte herüber, immer näher und näher, und die Glocke schwieg noch immer und schlief. Wie nun die tückischen Wolken ganz nahe waren, schleuderten sie plötzlich einen Blitz nieder auf den Kirchthurm und der lohte auf wie eine Pechlunte und die Glocke schmolz und floß zur Stiege herab, wo sonst der Meßner hinauf kam.

So haben die bösen Wetter ihren Feind, den Egydi-Stier, getödtet.

Wohl ließ die Gemeinde sofort wieder für den neuen Thurm eine neue Glocke gießen und nannte sie, voll des frommen Gedenkens, wieder den Egydi-Stier, wohl brummte dieser neue gerade so grämig d'rein wie der alte. Er war auch sorglich eingeweiht

worden, er hatte ein glänzendes Dach, aber weiß Gott, — die Winde und Wetter scherten sich keinen blauen Teufel um die Glocke. Sie mochte brummen und summen und schwingen, wie sie wollte, die Wolken krochen über den Teufelsstein herauf und leerten alle ihre Schleusen und Schloßen über die Felder und Wälder der Gemeinde Falkenbach, so daß oft kein einzig Hälmchen mehr dastand mit einem geraden Gliede.

„Der neue Egydi-Stier ist halt nicht mehr der alte!“ meinten die Bauern.

„Und es giebt so viele gehexte Wetter, was sollen wir denn anfangen, wenn uns der Stier nicht hilft? O Du mein Gott!“

„Lug', mir ist's gleich in den Sinn kommen, daß das Zeug nichts nutz ist,“ sagte die hinkende Wurznerin, die in den Wäldern „Waldrauch“ sammelte, Ameiseier grub und das Kräutlein für den Tod suchte. „Ei, ei, Ihr wißt es so gut wie ich, daß der Glockengießer, bei dem Ihr das Ding habt machen lassen, ein Freigeist ist; ich wett' drei Pfund Gallwurzeln und ich getrau' mir's wohl zu sagen, daß der Heide gar keine geweihte Glockenspeise gehabt und das Ding mit einer ungeweihten gefüttert hat. He, was ist denn auf der alten — Gott verleih' ihr die Seligkeit! — gestanden? O, heiliger Egydi, Bitt' für uns und fürs liebe Vieh! Das ist d'raufgestanden; auf der neuen aber: Blech-

heim und Comp., Glockengießer! Sonst kein Sterbenswörtl nicht! Ist das eine christliche Glocke? He!"

„Leider Gott, lautere, traurige Wahrheit, die neue Glocke ist so verdorben, wie draußen die ganze Welt!"

Nun wollte es Jeder selbst merken, daß die Glocke einen sehr weltlichen Klang habe, und Jeder wunderte sich, daß ihm das nicht gleich anfangs aufgefallen sei.

Jetzt war es aus mit dem guten Rufe der metallenen Krone auf dem Thurme.

Nicht mehr ließ der Ackerer den Pflug ruhen, wenn der Meßner zum Gebet läutete, nicht mehr zog er die Wollenhaube vom Haupte. Und wenn sie Samstags zum Feierabend rief, wurde ihrer nicht geachtet; und wie sie am Sonntag auch klingen mochte hell und rein, die Bauern hörten nicht auf sie, sie gingen lieber in eine Nachbarspfarre oder kurzweg ins Wirthshaus.

Die Kirchenglocke, sonst tonangebend in der Gemeinde, hatte in Falkenbach keine Stimme mehr.

Nur der Fremde, der die staubige Landstraße herabkam, betete noch nach frommer Weise, wenn die Dorfglocke das Ave läutete.

Aber der Fremde wunderte sich auch baß über die ungepflegten Bäume im Gemeindewald und über die verwahrlosten Felder um Falkenbach.

Und wenn er fragte, wie das komme, so entgegneten die Leute:

„Hants, meint Ihr, wir bauen Euch noch was an? Möcht' wissen wozu? Daß uns leicht wieder das böse Wetter Alles in den Erdgrundsboden hinein verschlägt? Ein Narr, wer sich da noch rackern wollt'! Was nutzt das Graben und Schinden das ganze geschlagene Jahr! Da legt man sich lieber unter den Baum; verhungern kann Ein's im Schatten auch."

Der Landbote, der nicht selten in das Dorf kommt, hört solche Reden nie, ohne dabei seinen grauen Kopf zu schütteln, aber er trommelt nur an seiner nußbraunen Ledertasche und entgegnet darauf kein einziges Wort. In früheren Zeiten hatte er dann und wann wohl was darauf erwidert, hatte Rathschläge gegeben, wie man dem Unglücke ausweichen könne, hatte von Hagelversicherungsanstalten, von Blitzableitern gesprochen, hatte von dem „Wetterläuten" abgerathen. Diese Rathschläge haben dem Manne Thatschläge eingebracht; sind beim Wirth die Bauern über diesen Alles besserwissenwollenden Neuerer einmal grimmig worden — haben ihn geprügelt.

Seitdem schüttelt der Alte nur den Kopf zu solchen Reden und trommelt auf seiner nußbraunen Ledertasche.

Von der Teufelssteinalpe schäumt ein weißes Bächlein gegen das Dorf hinab. Es ist eine wilde

Natur, dieses Bächlein, und läßt sich nicht halten und nicht einzwängen. Aber sonst ist es gut; es hilft der Gemeinde zum täglichen Brot; es mahlt ihr den Hafer, es wässert ihr die Wiese, es thut sonst allerlei Dienste in der Küche und — im Keller. Aber man weiß von diesem Alpenkinde auch zu erzählen, wie wüst und gefährlich es werden kann. Oefter als einmal schon hat es den Damm vor der Dorfwiese gesprengt und diese mit Sand und Steinen schuhtief verschüttet, hat die Brücke fortgerissen und ist sogar schon dem Müller durch das Fenster in die Stube gesprungen.

Der Brückmüller ist ein kritischer Kopf und nicht dumm, der hatte dem Landboten das Bächlein einmal so gedeutet:

„Dieser frische Wildbach da, Alter, ist wie das Bauernvolk. Er ist gut und nütze, hilft der ganzen Welt zum Brot, läßt sich auch einschränken — halt ja, recht tüchtig einschränken. Will man ihm aber Dämme setzen bis in den Himmel hinauf und ihn zu tiefst einzwängen und zwingen — Blitzmarterkreuz! Da braust er auf, bricht die Wänd' und Wehren, stürzt hinaus und macht aus der Welt eine Wüste."

„Wenn der Meister Josef nur nicht so hochgelehrt reden thät'," entgegnete der Landbote darauf einmal, „das Zeug kommt doch nicht von dem Meister selbst, das hat der Meister von seinem Mühlburschen."

„Nu, nu," hierauf der Müller, „der Mühlbursch! Als ob just Der die Gelehrtheit mit dem Kochlöffel g'essen hätt'! Wohl wahr, zu Zeiten trifft er's, wie die blinde Henne ein Haferkorn, aber zumeist pufft er auch ins Blaue. Laßt Euch bei mir ein Stück Brot schmecken, Landbot'! Kommt wohl etwas oft ins Dorf, was? Thäten just nicht schicken um Euch und Euere Bezirksgerichtschriften, und Euere sauberen Zeitungen, aus denen Ihr uns eine Narrenkappe biegen wollt. Nu, gegen Euere Person hat kein Mensch was, aber Euere Wische, die dürft Ihr in den Mühlbach werfen. Kann das Zeug einmal nicht leiden, und wenn ich wissen thät', daß mein Zwilchkittel da seiner Tag in der Papiermühl' zu Bögen für Euere Steuerbögen und Zeitungen gestampft würde, gleich den Augenblick thät' ich ihn zu Asche verbrennen! Euere Federfuchser in der Stadt, mein' ich, dürften's einmal einsehen! Aber nicht genug an dem Feinmehl, das wir ihnen abgeben, derweilen wir selbst an der Klei' kauen, messen sie jetzt noch unsere Steinfelder ab und bringen Felsen, auf denen seit Weltschöpfung kein Körnlein gewachsen, auf Steuern! Die Reh' und Hasen lassen sie an unserem Kohl und Getreide sich mästen, und wenn sie fett, schießen sie uns die Thiere vor der Nase weg. Und wenn sie gar bei Unsereinem einen Schießprügel sehen, gleich kommt man ins Zuchthaus, oder sie stecken Einen gar in den blauen Rock und lassen

Einem den Schießprügel zum Leutumbringen, weil die Hasen verboten sind."

„Und bis Einem Hand oder Fuß abgehauen ist," eiferte der Müller weiter, „mag man heimgehen und sich das Brot aus den Steinen nagen! So treiben sie's mit uns, diese Kreuzsakermenter! G'seg'n Euch's Gott, Landbot', und laßt Euch's schmecken — ist ohnehin der letzte Laib. Die Mühl' steht. Na, reden wir was Gescheiteres — wie geht's Euerem Fritz? Wohlauf?"

„Dank' der Nachfrag', Meister, aufs nächste Jahr kommt er in die Kutte."

„Du meine Zeit, wie doch die Weil' vergeht!" darauf der Müller, „mein' ich doch, 's ist nur so ein paar Jährchen her, daß Euer Kleiner mit Euch in der Mühl' war. Zehn Jahr, sagt Ihr, seitdem? — Hört aber, Landbot', Ihr hättet auch was Gescheiteres thun dürfen, als aus Euerem Sohn einen Schwarzen backen zu lassen. Ha, das wissen wir schon, wo diese Herren hinaus wollen, die uns herumziehen wie einen Bären, der einen Ring in der Schnauze hat. Wir sollen sie fett machen und sie verschreiben uns dafür den Himmel. Aber in ihren Himmel wollen wir just nicht und in die Höll' finden wir auch ohne sie. Ihr meint, Landbot', weil man sagt, dem Pfarrer ist der Bettelstab verbrannt? O, das nicht, Alter, das nicht! Es klopft eine andere Zeit an die Thür! Wir lassen uns das Vieh

nimmer aus dem Stall und uns am Strick führen, und das gemästete Huhn braten wir uns selber. Ha, es giebt noch Leut' in der Gemeinde und eh' Einer von uns verhungert, eh' — — mit Euch wird's auch aus, Landbot'! Und jetzt kommt's gut heim!"

Der Müller, dieser nervös aufgeregte Mann, war fort und hatte die schwere Stubenthür heftig hinter sich zugeschlagen. Der alte Bote griff kopfschüttelnd nach Hut und Stock. Je nun — er kannte den Meister Josef schon lange.

* * *

Es war, als ob der Teufel in Falkenbach sein Nest gebaut hätte. Es wollte, so weit die Pfarre reichte, nichts Rechtes verfangen und gedeihen. Bürden, Mißwachs, Seuche, Zwist allüberall, so weit man nur den Egydi-Stier brummen hörte.

Jungfrau Kunigunde, die alte Wurznerin, behauptete, es müsse einmal am Charfreitag Einer in Schuhen von Menschenhaut um die Gemeinde gegangen sein — und das sperrt alles Glück und Heil von außen ab. Daß das Glück, wie der Pfarrer gern sagte, von oben komme, das wollten die guten Leute gar nicht mehr glauben — kam nicht allemal der Hagel von „oben"?

Aber die ehrsame Kunigunde, die unter den geheimnißreichen Wurzeln und wunderhältigen

Kräutern alt geworden war, gab — wie sich's ziemt — die Hoffnung nicht auf. So wie sie allweg das Kräutlein „für den Tod" gesucht hatte, so forschte sie nunmehr nach der Wurzel für (gegen) das Unglück — wohl, wohl, es giebt für Alles ein Mittel!

Die ehrsame Kunigunde gründete — es blieb aber geheim — mit anderen, ebenfalls sehr ehrwürdigen Frauen einen Rettungsverein, genannt: „Der Rosenkranz." Da kamen sie — der Tausend, man sollt's nicht verrathen! — in den Vollmondnächten in der Hütte der Wurznerin zusammen und beteten und thaten große Dinge!

Unter diesen Matronen war auch die Brückmüllerin, die ein gar schweres Herzleid hatte nicht blos der Gemeinde wegen, sondern auch weil ihr Mann so gottlos schlecht war.

Da wird von der Müllerin und von einer solchen Vollmondnacht eine Geschichte erzählt, die, zumalen sie kaum wahr, wohl verdient in die Legende eingereiht zu werden.

Nach langen Bußübungen und Simuliren und Nachtwachen kam endlich über Kunigunde die Erleuchtung, was zu thun sei, um das Heil der Gemeinde Falkenbach zu retten. Ein Leichtes war's just nicht. Die ganze Umgrenzung der Pfarre sollte mit „frommen Frauenthränen", welche für die armen Seelen des Fegfeuers vergossen sein mußten, besprengt werden; nur unter dieser Bedingung weiche

der verhängnißvolle Bann. Sofort einigte sich der löbliche Verein „Rosenkranz" zu einer Weinstunde — heißt das, zu einer Stunde des Weinens für die armen Seelen.

Der bestimmte Abend war gekommen; die Vereinsmitglieder erschienen in Vollzahl. Nachdem alle eine entsprechende Stärkung zu sich genommen hatten, begann Kunigunde aus einem alten Buche laut vorzulesen. Das alte Buch hatte einen backsteinrothen Schnitt und brachte eine geographische und geschichtliche Beschreibung des Fegfeuers nebst Sitten und Gebräuchen in ausführlicher Weise. Unter Anderem war auch eine beliebte Methode angeführt, wie die armen Seelen gemartert werden. Die Rücksicht verbietet, diese Methode hier zu wiederholen.

Mehrere Mitglieder begannen bereits bei solchen Darlegungen zu schluchzen und hielten sich sofort die dazu bestimmten Gefäße an die Wangen. Als nun die Vorleserin, welcher selbst schon reichliche Tropfen in das Thontöpfchen niederrieselten, gar der dahingeschiedenen Verwandten und Bekannten gedachte, die in solch' unbeschreiblichen Peinen endlos um Erlösung flehen, da war das Schluchzen allgemein und auch der Jubel, so oft ein Tropfen in die Kanne fiel.

Auch die Brückmüllerin schluchzte, aber — weiß Gott — um Alles in der Welt kamen ihr keine Thränen. Wohl hielt sie sich ein Rosmarinölfläschchen

unter die Nase, es war aber vergebens, es kamen keine Thränen.

Wie sie nun noch so beisammen waren, flog die Thür auf und herein stürzte der Brückmüller.

„Du Hexe!“ schrie er, faßte sein Weib rauh an, mißhandelte es mitten im heiligen Kreise.

Und — jetzt flossen ihr der Zähren viele über die Wangen — gar echte — aber sie fielen hin auf den Boden und waren verloren.

So soll das Erlösungswerk in der Hütte der Wurznerin geendet haben, und so hat man's noch lange hernach in lustigen Kreisen erzählt.

Wenn der Pfarrer auf der Kanzel stand um die Gemeinde an den Zehent und die Seelsorgerpfennige zu mahnen, und daß man auch heilige Messen bestellen solle — Gott erbarm', da predigte er immer leeren Stühlen.

Der Landbote brachte die Zeitung in das Dorf und der Müllerbursche Albin las sie immer Sonntags im Wirthshause vor. Albin wußte auch so Manches zu erzählen; er war noch nicht lange im Dorfe, er kam vom „Reich“ herein und brachte viel Neues und Seltsames in Arbeit und Sitte mit sich in die Gegend. Die Bauernburschen hörten ihm gerne zu, wenn er sprach und erzählte. Und Albin sprach gar schön, völlig wie ein Studirter, und die Leute freute es, daß er, der Erfahrene, Weitgereiste so mit ihnen redete. Indeß, Alle waren ihm nicht gewogen; da

war zunächst sein eigener Meister, der ihn trotz seiner tüchtigen, redlichen Arbeit nicht leiden konnte. Meister Josef wurde immer wild, wenn Albin von den neuen, landwirthschaftlichen Methoden sprach, wie sie aus England und Amerika herübergekommen, im „Reiche" schon überall gang und gäbe seien.

Aber noch wilder würde Meister Josef, wenn er dahinter käme, daß Albin, der altkluge Bursche von draußen, sein Töchterlein, die Kundl — doch, er kommt sobald nicht dahinter.

Es ist aber so. Albin hat die Kundl lieb. Und die Kundl ist das lustigste, frischeste, flinkeste Mädchen im Dorfe; man hört sie allweg schon um zehn Minuten früher, als man ihr begegnet — sie singt in einemfort, sie weiß alle Lieder und Almer, sie kennt alle Spottnamen, und gar, wenn sie mit Jemandem zankt, da ist kein Mühlstein ihres Vaters so scharf als ihr Mäulchen. Sie ist ein Engelchen, ein Teufelchen, ist beides, sie ist ein gutes, böses, liebes, loses Mägdelein. Auf jeden Menschen war Kundl böse und Jedem that sie, wenn sie konnte, heimlich Gutes; auf Albin war sie schon gar bitter boshaft — trotzdem war, was sie ihm heimlich that, just keine Unbill.

Albin war ein fremder, heimatsloser Mensch, Kundl hatte ein Vaterhaus; Albin hatte eine ausländische Lebensweise inne, Kundl hatte die heimische; Albin wußte viel Neues, Kundl haßte das

Alte, freilich nicht dem Neuen, sondern dem Jungen zulieb'.

Einmal, beim Klappern der Räder war's, da küßten sie sich den Staub von dem Munde. Das letzte Stäubchen war noch nicht alle, als der Müllermeister mit dem Radhebel vor ihnen stand. Aber der Alte that, als ob er nichts gemerkt hätte und sagte nur so hin: „Nu, werden die neuen Mühlsteine gut mahlen?“

„Mein' es schon,“ sagte Albin, dann blickte er den Meister eine Weile an und rief: „Thut nicht so, Ihr habt's ja gesehen, und jetzt mach' ich den Mund auf zu rechter Zeit und bitt' Euch um Eurer Tochter Hand!“

„Das ist hitzig,“ brummte der Müller, „Albin, ich sag' Dir nur Eins, wenn die Räder zu heiß werden, gehört ein Eimer Wasser auf die Kämpe. Halte Du Hochzeit mit den amerikanischen Pflügen; ich und mein Kind bleiben die Alten. Schau an die Mühl' da; vor mehr denn hundert Jahren hat sie mein Urahn gebaut und hat dazu hundertjährige Waldstämme genommen; das hält noch wacker zusammen. Und schau Dir auch des Baders Scheune drüben an; vor zwölf Jahren ist sie gezimmert worden aus jungem Holze, heut' knicken die Wände ein und die Baracken steht auf Spreizen. So steht das Alte und so steht das Neue, und so steh' ich und so stehst Du. Jetzt hab' ich geantwortet.“

Kundl hüpfte lustig davon. Albin trug seinen Hafersack auf den Steinboden und dachte: Aber wir, die Jungen, werden länger halten als Du, alter Gotteslästerer. Kundl ist an diesen finsteren Winkel nicht geschmiedet — ich führe sie mit ins Land hinaus!

Das Dorf sprach bereits von einer Hochzeit auf der Brückmühle, aber der Pfarrer legte sanft die Faust auf sein Tischeck und rief: „Daraus wird nichts, dieser Müllerbursche ist ein Lutherischer! So eine Eh' ginge gerad' noch ab!"

Er sah wohl ein, daß es nun Zeit sei, für seine Schäflein und ihr Seelenheil einen entscheidenden Schritt zu thun.

* * *

Am Pfingstsamstag um die Vesperzeit war es.

Da gingen vier Männer in braunen, langen Röcken und breiten Filzhüten durch das Dorf. Sie stützten sich auf lange Stöcke, die aussahen wie Pilgerstäbe, sie schienen einen weiten Weg zu kommen. Sie sahen ehrwürdig aus.

Die Bauern, die vor ihren Häusern mit Holzspalten oder in den offenen Zeughütten beschäftigt waren, ließen von ihrer Arbeit ab und sahen auf die fremden Männer hin.

„Wie kommen mir denn Die vor?" sagte ein alter Knecht, „da schauen sie so ganz wildfremd aus und grüßen Einen doch schon von ferne."

„Ist mir auch aufgefallen," versetzte der Schuster Simon, „und wie Jeder unterm Hut eine Glatze hat und dabei sind sie doch Milchbärte. Dann schauen sie auch so zu Boden; man weiß nicht, wo man diese Leut' hinthun soll."

„Werden schon von ihnen hören," sagte Albin, der eben mit einer Mehlbutte des Weges kam. „Seht, dort gehen sie gegen die Kirche hinauf, dort kommt ihnen der Pfarrer entgegen."

„Am Ende sind es Priester," riefen Mehrere.

„Wollen etwa dableiben und uns ihre Messen verkaufen und uns auf der Kanzel Geschichten erzählen, die sie selber nicht wissen."

„Aber zum Hagelstern hinein! Da kommen sie bei uns an die Unrechten!"

„O, die sind Euch überlegen," sagte Albin, „in wenigen Tagen werdet Ihr anders reden!"

Er schupfte sich die Tragbutte zurecht und ging seiner Wege.

Auch die Mädchen, die am Brunnen standen, hatten ihre Meinungen über die seltsamen Männer, die durch das Dorf zogen.

„Hab' doch bei meiner Treu' noch keine solchen Gewänder gesehen!" lispelte die Eine.

„Das sind keine rechten Bauern und keine rechten Herren — und erst gar die garstigen Hüte!"

„Sie haben bleiche Gesichter und werden halt die Sonne nicht leiden mögen."

„Der dort, der hintere, der alleweil schaut was kriecht, ist gar nicht so uneben; er schaut aus, wie wenn ihm der Bart just käm'."

„Warum sie aber gerade uns nicht grüßen! Dort oben haben sie nichts, als die Hüte geschwenkt."

„Werden uns doch wohl nicht übersehen! Kundl, schütt' geschwind Dein Kübel Wasser in den Trog zurück."

Kundl that es, das Wasser rauschte, aber die vier Männer gingen vorüber und blickten nicht auf.

Als sie schon um die Kirche, gegen den Pfarrhof gebogen hatten, fiel es der Kundl ein: „Wie wir aber doch ungeschickt sind und Keinem die Hand geküßt haben! Gewiß und wahrhaftig, das sind die frommen Geistlichen gewesen, von denen meine Mutter gesagt hat, daß sie heute kommen. Ja, lachet nur, das sind gar heilige Leut' und gehen in der bösen Welt herum wie die Apostel und thun nichts als Menschen bekehren. Jeder hat seinen Engel bei sich, sagt meine Mutter, und der Engel bringt Jedem die Speis' vom Himmel. Deswegen nehmen sie von den Menschen nichts als Wasser und Brot und tragen ein härenes Hemd, und in den Schuhen haben sie Sand und schlafen thun sie auf der steinharten Erde — die Tollpatschen, die närrischen!"

Ueber diese Worte lachten die anderen Mädchen auf und riefen: „Kundl, wenn Dich der Albin so predigen hörte!"

„So muß er still sein, bis ich Amen sag' und nachher wird wieder gesungen!"

In diesem Augenblicke erklangen am Thurme alle Glocken. Die Männer warfen ihre Werkzeuge in die Winkel und johlten wüst davon. Die wenigen Frommgläubigen zogen barhaupt zur Kirche und sagten untereinander: „Gott sei Dank, jetzt bleiben sie da und predigen und weihen die Glocken ein — es ist die heilige Gnadenzeit!"

Die vier Männer, welche durch das Dorf gegangen, waren Priester aus der Gesellschaft Jesu.

Die Mission.

Kein Fest im ganzen Jahre, das in der Welt so schön gefeiert wird, als das Pfingstfest. Zu diesem öffnet selbst die Erde ihren Festschrank und holt allen Schmuck und ihr allerschönstes Feierkleid hervor. In einen blumigen, duftigen Schleier hüllt sie ihre Glieder, mit frischen Kränzen umwebt sie ihr Haupt — so steht sie da, eine jungfräuliche Braut. Und ihr Bräutigam steht an ihrer Seite, zieht sie an sein Herz und küßt sie mit dem Liebeshauche des Lebens. Ihr Bräutigam ist Gott. — Und die Fischlein tanzen lustig in den klaren Wellen, und die Vögelein auf den Bäumen musiciren wunderhold, und kein Würmlein ist stumm und kein Fischlein ist taub, und kein Sandkörnlein und kein

Wassertröpflein todt. Zu Luftschiffen mit weißleuchtenden Segeln werden die Wölklein; sie schaukeln vom Himmel herab und der Erde zu, beladen mit Gottessegen. Die Sonne, die ewige, die stille Herrscherin der Himmel, lodert auf in ihrer hellsten heiligsten Opferflamme und allüberall steht's geschrieben: Friede, Freude zum Hochzeitsfeste mit Gott!

Und der Mensch? —

Die Dorfkirche zu Falkenbach ist voll von Menschen. Sie hat ihre Fenster verhüllt mit schwarzen Tüchern, sie hat ihr Altarbild verdeckt, sie hat über dem Tabernakel einen aus Holz gezimmerten Kreuzpfahl aufgepflanzt. Sechs Kerzen flackern an dem Altare mit düsterem Schein und zwischen denselben steht die hostielose Monstranz. „Die Hostie ist fortgezogen, durchbohrt mit dem Sündenschwerte der Menschen, ein gemordeter Heiland. Gott ist nicht mehr unter der Gemeinde."

Mitten in der Kirche ist ein Sarkophag aufgerichtet, und nieder von dem Schiffe, wo sonst um diese Zeit die weiße, fliegende Taube als Sinnbild des heiligen Geistes schwebte, baumelt heute ein fahler, grinsender Todtenschädel. An den Nebenaltären sind Beichtstühle aufgerichtet und über jedem derselben stehen auf schwarzen Tafeln die Worte: „Rette Deine Seele!" Auch die Kanzel ist dunkelfarbig ausgeschlagen, und über ihr ist der Satz: „Uns hat Jesus Christus zu Euch gesendet!"

In der Gemeinde Falkenbach hat die Mission begonnen. Aus Nah und Ferne sind Menschen herbeigeströmt zum Pfingstfeste, damit sie die Wundermänner schauten, die da gesandt sind von Jesus Christus.

Darum ist die düstere Kirche so vollgepfropft von Menschen, und Alle horchen athemeinhaltend dem Prediger zu, der auf der Kanzel steht und ein Crucifix in den zitternden Händen hält. Vielen klopft das Herz gar unruhig bei den schweren, seltsamen Worten, die der Priester hindonnert über die tausend Menschen, der Sünde Fluch, des Gerichtes Ankunft verkündend.

Viele haben freilich ihre eigenen Gedanken; das sind sicher die Falschen! meinen sie, nicht einmal einen Chorrock hat er an, rabenschwarz steht er auf dem Predigtstuhl!

Auf dem Platze vor der Kirche sind Buden aufgerichtet und weiße Blachen darüber gespannt. Dort werden verkauft um billiges Geld Missionsgebete, Missionslieder Amulete, Rosenkränze und Schnaps.

Einer der vier Missionäre geht demüthig über den Platz. Alles weicht ihm ehrerbietig oder scheu aus; nur Einer bleibt stehen, hält die Hände über den Rücken geschlagen, macht keinen Hutrücker, starrt finster auf den nahenden Priester. Er wollte ihm den Weg vertreten, allein der Geistliche wendet

sich langsam, und den Blick zur Erde geschlagen wandelt er demüthig weiter.

Der kecke starre Mann war der Brückmüller.

Als hierauf zum Hochamte geläutet wurde, eilte er fluchend durch die Dorfgasse hinab zum Wirthshause, polterte zur Thür hinein und verlangte brummend einen Krug Most.

Das Wirthshaus war nicht leerer als die Kirche, und wenn in der Kirche Einer schrie und eiferte, so schrien und eiferten hier Alle durcheinander. Nur Einer schwieg. Und wenn sie dort dem lieben Gott ihre „Vaterunser“ auf den Rosenkränzen vorrechneten, so zählten sie hier ihre Lumpereien an den Mostkrügen ab.

Jetzt trat der Schuster Simon mit seiner schwarzen, beschilderten Tuchmütze in die Stube und hielt triumphirend einen Bund Rosenkränze empor.

„Kaufet, kaufet schöne Lorettaner Rosenkränze!“ machte er im Marktschreiertone, „an jeder Perl’ hängt frischer, hundertjähriger Ablaß allerlei, und am Glaubengottvater noch ein vollkommener dabei! Der wird für die armen Seelen taugen, insonderheit gar gut für Hühneraugen!“

Der Mann hüpfte umher, schwang die Beine mit den hohen Stiefeln und reckte und bückte sich, daß man glaubte, es müsse das bepechte Beinkleid bersten. Dabei grinste sein etwas fahles Gesicht und so fuhr er mit scharfer, dünner Stimme fort:

„Auch Amulete, meine Herrschaften, Amulete hab' ich da, sind gegen Teufelei, Hexerei und andere Eier! Wer sothanes Amulet an dem Hals thut tragen, dem kann kein Unglück widerfahren zu Wasser und zu Land, in Feuer und Brand, und dem auch kein Schaden thut der Krieg und die Pest und der Handelsjud'. Und das liebe Vieh im Stall und auf der Weid' allzumal wird durch diese Amuleten bewahrt vor allen Nöthen und nicht bissen von den Kröten! Item, so man Besagtes den Kindbetterinnen auf die Brust thut legen, werden sie ohne Schmerzen entbinden von Leibessegen, und so das Amulet bei Mädchen thut liegen, werden sie keine Sommersprossen kriegen!"

Wie sie Alle lachten, in die Hände klatschten und sich toll geberdeten!

Der Schuster wischte mit dem Rockärmel seine klebrigen Haare aus der Stirne und fuhr fort: „Ja, ja, da steht es schwarz auf Weiß, dem Teufel zum Spott, seiner Base zum Preis. Gehet in Euch und lasset ab vom Erdenschwindel! Thuet Buße, geliebteste Brüder — faules Gesindel! Die Welt fällt zusammen, meine Herren und Damen! Wer's nicht glaubt, den hole der Teufel, Amen!"

Ein kreischendes Lachen und Johlen, der Bußprediger mußte aus jedem Kruge trinken.

Plötzlich flatterten draußen an den Fenstern der Gaststube rothe Fahnen vorüber; die Procession zog

aus der Kirche und zu hundert Stimmen erklang in dem sonnigen Junitage das Kirchenlied:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Dem leb' ich, dem sterb' ich;
Mein einziger Trost
Ist Jesus, mein Gott!"

Da erhoben die Zecher ihre Stimmen und johlten drein:

„Das glaub' ich, das hoff' ich,
Den beutl' ich, den schopf' ich;
Mein einziger Trost
Ist der Wein und der Most!"

Bei all dem saß Albin der Müllerbursche in der Ecke stumm vor seinem Kruge. Er war schier eingehüllt von dem dichten Tabaksqualm, der in der wüstbewegten Stube dampfte.

„Junge, Junge!" schrie ihm der Brückmüller zu, „hast heut' kein Wasser auf der Mühl'? Heut' kein Capitel von der Volkswirthschaft, keine neue Maschine aus Amerika? Schreist sonst auch gern mit; spukt Dir heut' kein Unsinn im Kopf? Bist lahmleidi worden? Bereitest Dich 'leicht zu einer Generalbeicht vor?"

Neues Lachen, und der Meister Josef lachte am unbändigsten; die Bemerkung von der Generalbeicht war ihm so ungeheuer witzig.

Albin erhob sich, zahlte seinen Krug und verließ die wüste Schenke.

Oben an der Felswand, wo sich das Bächlein über die Wehr stürzt, blieb der Bursche stehen und lehnte sich an einen Pfeiler.

Dableiben? Nein, unter solchen Menschen ist nicht zu leben. Auf der einen Seite Frevel, Glaubenslosigkeit, Rohheit; auf der anderen Aberglaube, Fanatismus. — Nächstenliebe, Bildung, Gesetz, ja alles Bessere wird von diesen Menschen in den Koth gestampft. Ha, was verdient eine solche Gemeinde auch sonst, als die Jesuiten. Die Jesuiten haben hier noch gefehlt! — Aber unter der Kleie ist wohl auch einmal ein schneeweißes Stäubchen. Kundl, Du, Du allein. Und Du sollst leben hier bis zu Deinem letzten Tag! Dein Vater ein Atheist, Deine Mutter eine Betschwester. Wie kannst Du nur so gut geworden sein! Du bist es aus Dir selbst geworden, wie ein Veilchen erblühen kann zwischen Wolfsmilchkraut und Klatschrose. Aber verwelken, verderben und zusammenbrechen wirst Du in einer solchen Wüste vor der Zeit, geliebtes Blümlein. — Fortziehen? Bächlein, was soll ich thun? Soll ich es machen, wie du? Auch dich führt dein Weg in diese Menschenwüste, wie mich der meine. Du dienest der Gemeinde; doch gefangen halten lässest du dich hier nicht, da schwillst du an und nimmst mit dir fort, was du willst und ziehst mit deiner Beute hinaus in die Welt. Ich folge dir. Ich will Kundl einführen in ein glücklicheres Leben; und wenn ich sie rauben

müßte, so wär's keine Sünde, könnte keine sein; sie hat mich lieb. —

So waren die Gedanken des jungen Mannes, der am Pfeiler lehnte. —

Zu Mittag gab es beim Brückmüller guten Tisch, das war am Festtage ja altherkömmlich, und in solchem Altherkömmlichen ließ sich der Meister Josef nicht spotten. Auch der Landbote war bei Tische. Er war mit seinem Fritz, der für die Pfingsttage Vacanzen hatte, nach Falkenbach gekommen. Der Studiosus war im Pfarrhause zu Tische geladen und speiste mit den Missionären.

Darüber machte der Brückmüller die verschiedensten Bemerkungen und mit jedem Bissen mußte der Landbote auch was Stechendes hinabschlucken, so daß es dem guten Mann schon in der Gurgel zu kratzen begann und er dem alten Lästerer gern was sehr Herbes gesagt hätte, wenn er nicht gerade an dessen Tisch gesessen wäre.

Die Müllerin und die Uebrigen, die heute in der Kirche gewesen waren, wußten bei Tische allerhand wunderbare Dinge zu erzählen. Sie wußten es wohl, warum heute am Pfingsttage die Kirche so traurig, wie zu einer Todtenfeier aufgeputzt war — weil die ganze Gemeinde Falkenbach todt im Glauben und in der Seele! Der Pater habe das ja auch in seiner Predigt so ausgeführt, und darauf habe Alles gar sehr geweint. Die Missionäre seien aber wahre Heilige und

sähen gottswahrhaftig aus wie die leibhaften Apostel. — Die Müllerin hatte vor dem Essen ihren Mägden in der Küche noch was Besonderes anvertraut; sie hatte nämlich in der Kirche ganz genau und deutlich gesehen, wie dem Prediger eine schneeweiße Taube auf der Achsel gesessen und ihm etwas ins Ohr geschnäbelt hatte. „Und diese Taube ist der heilige Geist gewesen, und der heilige Geist hat dem frommen Mann die ganze Predigt Wort für Wort eingesagt.“ — Bei Tische aber schwieg sie davon und bemerkte nur, daß man, als der Pater das Hochamt hielt, um seinen Kopf einen Heiligenschein gesehen habe.

„Ja, ja, Heiligenschein, Scheinheiliger!“ fiel der Meister seiner Ehehälfte ins Wort, „hatscht nur gleich wieder in die Kirch’, ihr verrückten Weibsleute, und laßt Euch heilig sprechen; heut’ ist Sonntag, heut’ habt Ihr Zeit zum Seligwerden. Wer mir aber an den Werktagen in die Komödie hinaufläuft, dem hau’ ich den Kürbiß ein! Habt Ihr mich jetzt verstanden?“

Albin und Kundl hatten bei all dem kein Wort verloren.

Nach dem Essen ging das Mädchen in die Küche und der Bursche mit einem Buche hinter die Mühle hinaus. Dort ließ er sich nieder im wohligen Schatten. — Er hörte das Wasser rauschen und auch das Säuseln des Maihauches in den Bäumen, und da

tänzelten vom Kirschbaume weiße Blüthen nieder und fielen auf seine Wangen.

Hier ließ es sich so gut denken und träumen.

Ueber des Pfarrers Kornfeld wandelten zwei Männer. Man konnte sie vom Kirschbaume aus, unter welchem Albin ruhte, recht gut sehen. Beide Männer waren in schwarzer Bekleidung des Priesters; der Eine war im Talare, der Andere im Knierocke. Nach ihren lebhaften Handbewegungen mußten sie ein eifriges Gespräch führen.

Albin sah ihnen zu.

Jetzt legte der Eine die Hand auf die Brust und erhob sie dann wie zu einem Schwure. Der Andere im Knierocke zerriß heftig ein Papier, überließ dessen Stücke dem Winde und eilte davon, wie flüchtig zur Landstraße hinab und fort gegen den Wald hinaus.

Der im Talare blieb noch eine Weile stehen und sah dem Fliehenden nach; dann hob er die eine Hälfte des zerrissenen Papieres von dem Boden auf und suchte nach der anderen, allein die hatte der Wind bereits davongetragen. Lustig, wie ein weißer Schmetterling, flatterte das Papierchen über die Au gegen die Mühle zu und in den Baumgarten, in welchem Albin unter dem Kirschbaume lag.

Der Bursche fing das Blatt, auf demselben standen diese zerrissenen Worte:

rich Bürger
tigen Tag, daß

suitenorden bekenne,
zum Heile der römisch
sogenannte Aufklä=
heilige Pflicht des Prie=
Volk in glücklicher Ein=
halten.
Am Pfingstsonntag

Das Blatt war eben mitten auseinandergerissen, doch Albin vermeinte, den Sinn enträthseln zu können. Einen Menschen hielt er für gerettet.

Er legte das Papier in sein Buch und sah noch auf den Mann hin, der jetzt langsam dem Pfarrhofe zuschritt. Jetzt eilte Albin zum Gartenzaune, hinter welchem er Kundl bemerkt hatte.

„Warum singst Du heut' nicht, Dirndl?“ rief er ihr zu.

„Du meine liebe Zeit, singen, ich kann's ja völlig nicht lassen, aber“ — sie senkte ihr Köpfchen — „die Mutter will's nicht leiden.“

„So? sie will's nicht leiden, daß Du lustig bist?“

„Ja und ja, und sie sagt, das wäre eine große Sünd' an einem so heiligen Tag, und jetzt sei die Zeit der Buße gekommen. — Magst eine Rose, Albin?“

Als Kundl dieses sagte, brach sie eine hochrothe Pfingstrose vom Busch und reichte dieselbe dem Jüngling über den Zaun.

Er steckte die blühende Krone in das Knopfloch und sah das Mädchen an.

* * *

Das war ein eigenes Regen und Bewegen im Dorfe. In allen Nachbarsgemeinden sprachen sie von der Mission zu Falkenbach, und Alles strömte herbei, um zu sehen, zu hören, sich segnen zu lassen und sich zu bekehren.

Es war ja so eigen; wer einmal gekommen war, der kam immer wieder. So weit sie hatten von fernen Bergen her, so lieb ihnen Haus und Kind sonst war, nun vergaßen sie auf Alles und keine Predigt wollten sie versäumen. Viele, die früher geflucht über die Missionäre, sie waren bekehrt mit der ersten Predigt, und eine wahre Leidenschaft zum Seligwerden kam über sie und sie wollten gar nicht mehr heimkehren in ihre Häuser; Tag und Nacht wollten sie kauern in den Kirchenstühlen und Speise und Trank entbehren, nur um keine Predigt zu versäumen. So bestrickend war das Walten der Missionäre.

Das ging nun mit Siebenmeilenstiefeln dem Himmel zu.

Aber auch andere Leute — vorderhand noch andere, denn sie werden endlich alle in den Schafstall geführt — waren damit einverstanden.

Der Dorfwirth konnte von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit einer Mission nicht genug Rühmens machen — war es doch nun mit Einem Schlage gewonnen, was er durch jahrelanges Weinwässern kaum zu erreichen vermocht! Auch auf die Verkaufsbuden war diese Bekehrungswoche von sehr vortheilhaftem Einfluß, und mit ihren „Haus- und Wettersegen" hatten sie noch nirgends ein so glänzendes Geschäft gemacht, als hier in Falkenbach. Da hatten sie aber auch noch andere ungeheuer wunderthätige Waaren, so „die sieben Schloß, sieben wunderthätige Gebetter, womit sich eine arme, sündige Seel' gegen den Satan ganz und gar verschließen kann". So „die sieben Himmelsriegel, sieben kräftige Gebetter, welche ein frommer Einsiedler von seinem Schutzengel bekommen und sich gegen alle Leibes- und Seelengefahren ewig in die Wunden Christi verschlossen hat". So „die fünfzehn heimlichen Leiden Christi, wunderkräftige Andachten von den noch unbekannten Leiden, so Christus in der Nacht vor seiner Gefangennehmung ausgestanden und bisher noch keinem sündigen Menschen offenbar worden sind". — Und so fort die merkwürdigsten Historien der Heiligen, Ablaßgebete mit zierlichen Missionskreuzvignetten versehen und alle „gedruckt in diesem Jahre".

In der Kirche selbst herrschte noch immer Dunkel und Trauer, ein Zeichen, daß die Seelen der

Gemeinde noch im Todesschlafe lagen. Immer mehr Leute drängten sich zu den Predigten und Beichtstühlen, und immer häufiger auch solche, die sich anfangs über die Mission lustig gemacht hatten und sehr verstockt waren.

Da wurden besondere Predigten gehalten für die Männer und für die Weiber, für Jünglinge und für Jungfrauen, für Kinder und für Greise, für Herrenleute und für Dienstboten; Allen wurden insonderheit die Gefahren und Laster ihres Standes vorgehalten, Beispiele der Heiligen hingestellt und den Verstockten mit den ewigen Strafen gedroht. Dann waren allgemeine Predigten über die sieben Todsünden, über die vier letzten Dinge und endlich mußte die ganze Gemeinde in der Kirche mit aufgehobenen Händen einen greulichen Schwur nachsagen, den ihr der Priester vorsprach, und welcher auf eines Jeden Haupt die Schuld des Meineides wälzte, der je in seinem Leben noch eine einzige Sünde begehet.

Vor den Beichtstühlen kniete oft Mancher eine ganze Stunde lang und verließ ihn endlich bleich und verstört, gebeugt, gebrochen.

Die Brückmüllerin legte eine Generalbeichte ab, eine Beichte über alle Sünden groß und klein ihres ganzen Lebens. Drei Tage hatte sie sich darauf vorbereitet, drei lange Tage, und hatte in dieser Zeit gefastet und strenge Bußübungen verrichtet.

Unter anderen Sorgen, ob sie wohl Alles recht machen werde, ob sie auch ihre eigenen unwissentlichen Sünden und die wissentlichen Anderer beichten sollte und inwieweit, war es nicht ihre kleinste, unter den vier Missionären den Beichtvater zu wählen. Nach langem Fasten und Beten in dieser Meinung entschloß sie sich für Pater Ignatius, zwar den jüngsten, aber wohl den strengsten und eifrigsten und unstreitig den frömmsten. Sein Beichtstuhl war immer von Hunderten belagert; Jung und Alt drängte sich an denselben und Alle verließen zerknirscht, wohl gar mit lautem Schluchzen aus Rührung über das wieder gefundene Heil den Pater Ignatius.

Die Müllerin mußte einen ganzen Tag in der Kirche stehen, bis die Reihe endlich an sie kam. Eine Stunde hatte sie darauf im Beichstuhle gekniet und als sie in der Abenddämmerung die Kirchstiege gegen die Mühle hinabstieg, fühlte sie sich rein, und sie nahm sich vor, nach ihrer Namenspatronin eine heilige Theresia zu werden.

Vor dem Schlafengehen bat sie ihren Mann, daß er doch auch in sich gehen und diese Gnadenzeit zu seinem Heile anwenden möge. Der Müller nahm die Pfeife aus dem Munde und fragte sein Weib zornentflammt, wann wieder einmal ein Vereinsabend des „Rosenkranzes" sei, er wolle für die Thränenstunde wieder das Seine beitragen. Mit Mühe

gelang es dem jähzornigen Manne, sich zu beruhigen. — Allein heute ließ sich die Müllerin durch dergleichen Anspielungen nicht einschüchtern, sie versicherte, daß ihr Mann und sein Haus auf ewig verloren sei, wenn er in seinem Lasterleben so fortfahre und sich nicht ändere. Wenn er denn durchaus ewig in der Hölle braten wolle, so solle er doch sein einziges Kind retten vom Unglauben und der Verführung — solle es retten von dieser gottlosen Welt, welche doch ein Jammerthal sei, solle es ins Kloster geben. Pater Ignatius habe gesagt, das Kloster sei der einzige Ort, um die Unschuld der Jungfrauen für den göttlichen Bräutigam zu retten.

Das war Hochwasser auf die Mühle. Josef tobte gegen sein Weib, hieß sie eine Hexe, fluchte und nannte die Missionäre elende Kuppler für den sauberen, „göttlichen Bräutigam".

In einigen Tagen darauf war feierliche Glockenweihe.

Der Kirchthurm wurde bekränzt und mit Fahnen geziert. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich um die Kirche versammelt. Die vier Jesuiten zogen demüthig durch die Volksmassen und stiegen endlich nebst vielen Anderen, geistlichen und weltlichen Standes, auf den Thurm.

Während der Weihe klangen die übrigen Glocken und das Volk betete. Endlich knallte ein Pistolen=

schuß vom Thurme zum Zeichen, daß nun die große Glocke, der „Egydi-Stier“, nicht mehr freigeisterisch, sondern katholisch sei, und daß sie jetzt Segen und Macht habe gegen die Ungewitter und alle Anfechtungen der Hölle. Jetzt fiel die Neugetaufte selbst mit ihren Tönen ein und — Alle sagten es — nun hatte sie einen ganz anderen Klang.

Das war ein gar feierliches Geläute, und es drang in den Sonnenschein hinaus und hin über Feld und Wald, als wollte es das Körnlein und die Keime und die Kraft der Erde wieder erwecken.

„Jetzt,“ sagten die Leute, als die Glocken klangen, „jetzt läutet unsere Gemeinde die guten Zeiten wieder ein!“

Hoffnungsreich standen die Früchte auf dem Feld, und zur Mittagszeit zog das ganze Dorf in einer Procession hinaus, schleppte das frisch gezimmerte, braun angestrichene und bekränzte Missionskreuz auf den Schultern mit, und an der Spitze des Volk gingen die Priester.

Aber an dem Abende desselben Tages zogen sich über dem Teufelsstein Wolken zusammen und aus diesen begann es zu blitzen und zu donnern. Da brummte der Egydi-Stier unaufhörlich vom Thurme und die Jesuiten segneten mit ihren Kreuzen die Lüfte nach allen Himmelsgegenden.

Da löste sich das Gewitter und ein wohlthätiger Regen ergoß sich über die ganze Gegend.

Das war ein Sieg der Mission. „Durch seine treuen Diener hat uns der Herr Gnade widerfahren lassen!“ sagte der Pfarrer, und die Leute stimmten ihm bei.

Einmal an einem Nachmittag ging der Pater Ignatius an der Mühle vorüber. Die Müllerin eilte herbei und küßte ihm die Hand. Am Wasserfloß stand Kundl mit halbgeschürztem Kleide und zurückgestreiften Aermeln; sie hatte eben ein lustig Liedchen gesungen. Sie eilte nicht herbei, sie blickte in das Wasser und zerrte an einer Wäsche.

„Ist wohl Eure Tochter?“ fragte der Priester.

„Mein Gott, freilich,“ seufzte das Weib, „ein liederlich Wesen!“

Der junge Pater trat hin gegen die Wäscherin und redete sie freundlich an. Darauf trocknete sich Kundl die Hände, trat sittsam zum Priester heran und küßte die seinen.

„Wie heißest Du, mein Kind?“ fragte er und legte ihr die Hand segnend auf das Haupt.

„Kundl.“

„Ein schöner Name. Deine Namenspatronin war eine Kaiserin, aber sie hat die Welt verachtet und den besseren Theil erwählt. Du bist noch gar jung an Jahren, mein Kind!“

„Bin gleichwohl schon so viel bei Verstand, mir den rechten Theil zu wählen,“ entgegnete Kundl zu Boden blickend.

Der Priester stand eine Weile da und sah das Mädchen an; dieses aber hüpfte endlich wieder zum Floß und trillerte:

„Kein Wald ohne Baum,
Kein' Straßen ohne Stein,
A Jeder hat ein Dirndl,
Nur Der ist allein."

Der Priester redete noch lange mit der Müllerin und sie wollte ihn schon mit in das Haus führen und zu einer Schale Milch einladen, da kam der Meister Josef und schlug den Beiden die Thür vor der Nase zu.

Sofort ging der Pater Ignatius wieder still davon und betete durch die Dorfgasse hinauf sein Brevier.

* * *

Endlich kam der letzte Tag der Mission und mit ihm feierlicher Gottesdienst mit Tedeum, Schlußpredigt und Abschied der Priester von der Gemeinde.

Am großen freien Platze vor der Kirche war eine Kanzel aufgerichtet für die letzte Predigt, die der Pater Ignatius halten sollte.

Falkenbach hatte seit Menschengedenken noch nicht so viele Leute gesehen, als an diesem Tage.

Es war ein Sonntag. Den ganzen langen Tag über waren in der nun hellen, reich geschmückten Pfarrkirche feierliche Sang- und Gebetstunden. Gegen

Abend erst, als schon die Sonne hinter der Teufels-
steinalpe zu sinken begann, strömte Alles ins Freie.
Die breite Dorfgasse war voll Menschen, selbst auf
die Dächer waren sie geklettert, um den frommen
Priester noch einmal sehen und hören zu können.
Wenige waren mehr in der Gemeinde, welche der
Mission nicht huldigten, und selbst diese Wenigen
hatten sich heute eingefunden, um den letzten Aufzug
des Spektakels mit anzusehen.

Auf der Kirchhofsmauer unweit der Kanzel saß
der Müller und nicht weit von ihm sein Bursche Albin.

Rechts von der Kanzel, nahe am Eingange zur
Kirche, richteten mehrere Männer mit Stricken und
Stangen das Missionskreuz auf. Es war ein hoher
Pfahl aus braunem Holze; auf dem Querbalken
standen die Worte: „Rette Deine Seele!"

Unter den Segenssprüchen der Priester, den Ge-
sängen des Volkes und unaufhörlichem Glocken-
geläute wurde dieses Kreuz aufgestellt zum ewigen
Gedenken an die Gnadenzeit.

Hierauf bestieg Pater Ignatius im schwarzen
Talare, das Crucifix in der Hand, die Kanzel.

Lautlose Stille trat ein.

Der Priester stand ein paar Secunden bewegungs-
los und senkte seinen trüben Blick auf das Kreuz-
bild des Herrn, welches er inbrünstig in der Hand
hielt. Dann hob er langsam sein Haupt und sprach
mit leiser, tiefer Stimme:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen!" antwortete das Volk, und das war wie ein dumpfes Tosen des Meeres.

Wieder war Stille.

Da begann der Priester, anfangs wie muthlos, leise und langsam:

„Mit ewiger Liebe habe ich Euch geliebt! — so spricht der Herr, der seinen eingeborenen Sohn zur Erlösung der Welt gesandt hat.

Geliebteste in Christo! Nur wenige Tage sind vergangen, seitdem wir zu Euch gekommen sind, als Jene, die Jesus ausgesendet hat in die ganze Welt, um zu predigen und zu lehren.

Wohl blutete uns das Herz, als wir sehen mußten den Greuel der Verwüstung in dieser Gemeinde und mit zerrissener Seele weinten wir den Hunderten nach, die sich in bejammernswerther Verblendung vom Schoße der heiligen, einigen, christkatholischen Kirche, von dem glorreichen Banner des alleinseligmachenden Glaubens entfernt hatten. Es war ein schweres Werk, geliebte Brüder, welches wir vollbrachten, allein mit Gottes allmächtiger Hilfe ist es uns gelungen und heute dürfen wir stolz auf die Früchte unserer Arbeit blicken. Tausende von Seelen sind gerettet, die Gemeinde Falkenbach ist wieder eine Gemeinde Gottes geworden! Doch nicht uns, Gott dem Herrn gebührt die Ehre: Er ist es, der durch uns zu Euch gesprochen, der durch

uns Euch die Sünden vergeben und Euch geheiliget hat durch die Sacramente!

Und so stehen wir heute zum letztenmal vor Euch, Geliebteste im Herrn!

Wollte Gott, wir könnten verbleiben in Euerer Mitte, um Euch fernerhin zu leiten und zu schützen, denn groß ist des Bösen Macht. Und sind wir auch überzeugt von Euerer aufrichtigen Bekehrung, so müssen wir dennoch bangend von Euch scheiden. Wir haben einen weiten Weg vor uns, Geliebteste! Die göttliche Sendung ruft uns in ferne Lande, um auch den Brüdern jenseits der Berge die Gnade Gottes und die Segnungen des Heiles zu bringen. O lasset uns, bevor wir scheiden, noch einmal die wichtigsten Punkte Euch ans Herz legen, die wir in diesen Tagen der heiligen Missionszeit dargestellt, und Euch dann den Segen geben, wie der sterbende Vater seinen Kindern!

Das Erste und das Letzte, was wir Euch bitten, geliebteste Brüder: haltet fest und treu an unserer katholischen, alleinseligmachenden Religion. Sie ist der einzige Weg, der Euch mit Eueren vorangegangenen Vätern und Urvätern wieder vereinigen wird im Himmel. Diese Religion ist die von Jesus gelehrte und außer dieser giebt es keine wahre mehr. Die Juden, die Mohammedaner, die Lutheraner und wie sie alle heißen mögen die Kinder der Finsterniß, sie sind keine Kinder Gottes, sie sind ausgeschlossen

von der Anschauung Gottes für immer und ewig! Wohl dürfen wir nicht urtheilen über die Millionen von Unglücklichen, die nicht unseres Glaubens sind, denn mein ist die Rache, spricht der Herr! Allein wir wissen, daß sie der Verheißungen Gottes nie und nimmer theilhaftig werden können. Und es ist ja auch klar und deutlich, Geliebteste, denn könnte jede andere, beliebige Religion selig machen, wozu hätte Gott seinen eingeborenen Sohn hingegeben für die Sünden der Welt? Allein, mit ewiger Liebe habe ich Euch geliebt, spricht der Herr, und darum hat er zur Erlösung der Welt aufgeopfert seinen Einzigen, an dem er stets sein Wohlgefallen hatte, und den er geliebt bis zum Tode des Kreuzes! O, wehe dem Verstockten, der solches Opfer dem ewigen Vater nur mit Spott und Undank lohnt und seine heilige Kirche lästert — verdammen wird ihn der Herr am Tage des Gerichtes! Doch, leider Gott, was muß man sehen und hören in unseren Tagen? Stürzen will man die Kirche und den Glauben; in Staat und Schule führt der Teufel sein Regiment und schleudert durch böse Schriften und Grundsätze höllisches Unheil in das arme, arme Volk. Aufklärung, Freiheit, Bildung, Fortschritt! Das sind die Lockworte des Satans. — O, höret sie nicht, um Christiwillen, höret sie nicht, sie sind Euer Verderben! Diese Weltverbesserer, wie sie sich nennen, Wölfe sind sie in Schafskleidern; wer ihnen

folgt, der ist verloren für alle Ewigkeit. O, bewahret Euere Kinder vor falschen Schulen, die sie aufgerichtet, sie sind Lehranstalten des Antichrist, vor welchen unser göttlicher Heiland so nachdrücklich gewarnt: Es werden falsche Propheten aufstehen und in meinem Namen lehren. Aber ihre Macht wird währen nur kurze Zeit und des Menschen Sohn wird kommen und richten! Die Tage der Trübsal werden vorübergehen und das Reich Christi auf Erden wird glänzender sein als die Sonne! — Aber, daß ich es Euch noch einmal zurufe mit der Stimme des Donners, wie sie aus dem brennenden Dornbusch auf Sinai gerufen: Bewahret Euere Kinder vor den Zeichen der Zeit, besser ist es, Ihr ziehet Euere Kleinen auf in Unwissenheit und Einfalt, als daß sie an den Giften der Weltweisheit zugrunde gehen! Wer wenig weiß, sagt das Sprichwort, dem macht wenig heiß, also auch nicht das höllische Feuer. Wenn aber ein Unwissender dennoch blind in die Hölle geht, so fährt heutzutage der Gelehrte mit offenen Augen hinein!

Nur das Eine lehrt Eueren Kindern, daß sie vorerst das Reich Gottes suchen und seine Gerechtigkeit. Lehret ihnen das Heil und den Nutzen der Sacramente, die da sind die einzigen Stufen zu Gott hinauf! — O, flöge heute ein Engel in Euere Wohnungen und zu den Wiegen Euerer Kinder, und sagte ihnen Alles, was Ihr in dieser

heiligen Missionszeit von uns gehört, und brächte ihnen von uns den apostolischen Segen! Die Kleinen haben noch ein langes, schweres Leben voll Anfechtung und Gefahren vor sich — ich nehme hier das Kreuz, und segne im Namen Gottes und der Kirche alle Säuglinge dieser Gemeinde!

Und nun wende ich mich an Euch, Ihr Jünglinge und Jungfrauen. Ihr stehet auf der gefährlichsten Stelle des Lebens! Groß ist die Anfechtung der Welt und des Fleisches; nur ein kräftiges Mittel giebt es, dieser zu widerstehen: das Gebet. Wachet und betet! sagt Jesus, denn nichts Unreines kann in den Himmel eingehen! O, wenn Ihr wüßtet, wie Viele Eueres Standes einer einzigen unbewachten Stunde wegen in den ewigen Gluthen braten! O, erschiene Euch nur ein Einziger aus den Legionen dieser Verdammten und brächte das kleinste Tröpflein mit von seiner Qual, damit Ihr ermessen könntet, wie Gott der Gerechte die Unzucht strafet! — Betet und meidet die Gefahr, denn wer die Gefahr liebt, der wird in derselben umkommen. Meidet alle lauten Gesellschaften, Tänze, Jahrmärkte! sie sind nichts Anderes, als Hochtzeisfeste des Teufels, in welchen er sich vermählt mit der Menschenseele. Bedenket, dieses Leben ist ja keine Zeit der Freude und Lust, wohl aber der Buße und Abtödtung. Was hat eine heilige Maria Magdalena gethan? Was ein heiliger Paulus? Was so viele tausend Andere, wie wir

im Laufe der Mission gesehen haben? Alle haben freudig das Irdische für das Himmlische vertauscht, sind in den Märtyrtod, in die Einsamkeit, in das Kloster gegangen. Die heiligen Klostermauern sind noch bis auf den heutigen Tag die Stätten der Buße, der Unschuld. O, es ist ein Seliges, ein Himmlisches, abgeschlossen von der falschen, bösen Welt, seine Seele als Braut Christi dem Dienste Gottes zu weihen. Tag und Nacht, Ihr Jünglinge und Jungfrauen, möchte ich an Euerer Seite stehen und für Euch wachen und beten. Jesus, der Gekreuzigte, den ich hier in den Händen halte, segne Euch und bewahre Euere Unschuld.

Und jetzt auch noch ein Wort zu Euch, Ihr ehrwürdigen Greise und Greisinnen. Wir werden uns in diesem Leben wohl nicht mehr sehen, denn Ihr stehet an der Schwelle des Grabes. O, danket Gott, daß er Euch noch vor Euerer letzten Stunde den Segen einer heiligen Mission beschieden hat. Ihr seid nun ausgesöhnt mit Euerem Richter und wenn Ihr angelangt sein werdet an seinem Throne, so betet für Euere Gemeinde, daß sie die Früchte der heiligen Mission bewahre bis in die spätesten Zeiten. Und betet auch für uns, Ihr Greise und Greisinnen, denn wir Priester haben einen gar schweren Stand! Groß ist unsere Verantwortung vor Gott! — Betet Alle für uns, so wie auch wir Euch täglich einschließen werden in das heilige Meß-

opfer. Ich segne Euch mit den Verdiensten des Kreuztodes Jesu Christi. Ich segne alle Lebendigen und Abgestorbenen dieser Gemeinde, und Allen, die unter Eueren Füßen in den Gräbern ruhen, sei der Ablaß der heiligen Mission zugewendet!

Und so scheiden wir von Euch, Brüder und Schwestern in Christo. Was wir Euch zum Andenken hinterlassen, das ist zwar wenig in den Augen der Welt, aber viel vor den Augen Gottes — dieses Kreuz, das heute aufgerichtet worden an der Pforte Eueres Gotteshauses. Das Kreuz ist dem Christen Alles, das Zeichen der Erlösung, die Fahne des Glaubens, das Symbol des Sieges, der ewigen Verherrlichung! Wir können Euch nichts Besseres hinterlassen, Brüder und Schwestern in dem Herrn! Haltet es hoch in Ehren, dies erhabene Zeichen, es sei Euch Erinnerung an die Gnadenzeit und an Alles, was Ihr in derselben gehört und versprochen. Und habet Ihr zu kämpfen mit Welt und Teufel, so blicket auf zum heiligen Kreuzbild; durch dieses Zeichen wirst Du siegen! Und ist Jammer und Unheil über Euch hereingebrochen, und will sich Euer bemächten die Verzweiflung, o, so kommt hierher zu dieser stillen Stätte und blicket auf zum heiligen Kreuzbild — im Kreuz allein ist Heil! — Das Missionskreuz sei Euch eine mahnende Stimme, sie töne Euch fort und fort bis zum Sterben die Worte zu: Rette Deine Seele! — Und

wenn Ihr Kinder und Jünglinge und Jungfrauen, die Ihr heute hier stehet, alt und grau geworden sein werdet, so gedenket noch des heutigen Tages, und erzählet es Eueren Kindern und Enkeln, was Ihr gehört und gesehen, und führet sie her zum Missionskreuz, und betet und machet gute Vorsätze, und bringet so durch Wort und Beispiel Eueren Nachkommen die Segnungen der heiligen Mission bei!

Und gedenket stets unser, geliebteste Brüder und Schwestern, das bitten wir Euch heute zu dieser bangen Stunde mit weinenden Augen! Seid auch unsererseits versichert, daß wir Euer gedenken bis zum Tode. Und wenn uns am großen Tage des Gerichtes die Posaune ruft ins Thal Josophat, so werden wir hintreten vor den göttlichen Richter und fragen: Herr, wo ist die Gemeinde Falkenbach, was ist aus ihr geworden? O, wir hoffen, daß sie stehen wird zur rechten Hand, auf daß wir sie einführen können in das Reich Gottes!

Nehmet noch einmal unseren Dank für alles Gute, was wir in diesen Tagen bei Euch genossen haben, für Euere Liebe, Bereitwilligkeit, Buße — und sollte je noch eine Seele unter Euch sein, an der diese Gnadenzeit spurlos vorübergegangen wäre, so empfehlen wir sie der ewigen Barmherzigkeit!

Und nun kehret zurück in Euere stillen Häuser und Wohnungen, und nehmet von uns als letzte Gabe den päpstlichen Segen:

Der Herr der Herrscher und Heerschaaren verleihe Euch seine Gnade, und seine reinste Mutter und Jungfrau Maria beschütze und bewache Euer geistliches und weltliches Gut, behüte Euch vor allem Uebel und schenke Euch eine glückliche Sterbstunde. Die verstorbenen Christgläubigen aber mögen ruhen im ewigen Frieden, Amen!"

Pater Ignatius hatte geendet, war auf das Knie gesunken und verdeckte nun sein bleiches Antlitz mit den Händen.

Kein Auge war trocken geblieben.

Vor dem Missionskreuze entstand ein großes Gedränge, Alle wollten das hohe Gut und Andenken an die Mission küssen.

Die Sonne war untergegangen.

Vor dem Kreuze brannten Hunderte von Wachskerzen in röthlichem Scheine.

Da begannen in später Abendstunde noch einmal alle Glocken zu tönen. Und das war gar unheimlich zu hören; es war wie ein schweres Klagen und Weinen in der schwülen tief ruhigen Nacht. Es war, als ob die Welt ihr Antlitz verdecke mit den Händen und bitterlich schluchze. Jeder schwur in seiner Seele, sich nun von allem Irdischen loszureißen und ganz dem Himmel zu leben. Viele nahmen sich vor, alles unredlich erworbene Gut zurückzustellen; Feinde reichten sich die Hände zur Versöhnung.

Und die Glocken klangen und schrillten fort, lange und bange, und sie waren zuletzt zu hören wie die Posaunen des Weltgerichtes, und man meinte die Grabhügel auf dem Gottesacker müßten erbeben, und aufstehen müßte in fahlen Leichengewändern die alte Gemeinde.

Da trat der Brückmüller hin und reichte vor dem Kreuze seinem Weibe die Hand und äußerte, daß er, wenn es noch möglich, von diesen Priestern die Sacramente empfangen wolle.

Der Müller suchte an demselben Abend die einsamsten Wege auf, schritt gegen den Pfarrhofgarten und gar verstört starrte er vor sich hin. Erst spät in der Nacht mußte ihm sein Weib die Thüre öffnen. Als sie ihn fragte, wo er so lange gewesen, antwortete er dumpf: „Beim Pater Ignatius."

Nach seinem Nachtgebete, das der Mann nach Langem heute wieder zum erstenmale und nicht ohne Aufregung verrichtete, ging er in die Kammer seiner Tochter.

Sie lag in einem sanften Schlummer. Er starrte lange auf das liebliche Mädchenantlitz und murmelte dann: „Ja — es ist das Beste!"

Dann ging er in das Mühlzimmer und suchte Albin's Bett auf. Es war leer.

Erschöpft kehrte der Alte in seine Stube zurück und warf sich angekleidet auf das Lager. Sein Weib horchte besorgt auf seine schweren Athemzüge — Träume, Träume mußten ihn quälen.

Folgen.

Albin irrte unstet über die Felder.

Das war für ihn keine Nacht zum Schlafen. Wohl strahlten oben freundlich die Sterne, wohl rieselte mild das Bächlein, wohl glühte lieblich das Johanniswürmchen. Aber er wendete sich von all' Diesem ab — es war ja alles erheuchelt, erlogen. Er zweifelte an der Natur, an allem Wahren und Edlen auf Erden.

Albin also auch — bekehrt?

Nein, sagte er zu sich, ein so scharfes Gift und so viel Zucker dabei! — Doch, das ist ja der Orden der Gesellschaft „Jesu" — der Stern ohne Glanz, das Feuer ohne Wärme, der Glaube ohne Liebe.

Arme Gemeinde!

Doch, es sollte ja anders, besser werden mit ihm, mit dem Mädchen. Kundl hat ihn lieb, wird Vater und Mutter verlassen und ihm anhängen.

Albin war sehr aufgeregt; die Sterne stiegen und sanken und das Morgenroth erglühte, bevor er an eine Nachtruhe gedacht hatte.

Und als die Sonne aufging, eilte er über den Mühlsteg und zog an der Wehre das Brett auf, damit das Wasser in die Radstube fließe; heute war ja wieder Werktag. Heiliger Arbeitstag, Tag Gottes, wenn der Sonntag so sehr — so sehr entwürdigt wird!

Plötzlich blieb der junge Mann stehen, hielt seine Hand über die Augen und blickte gegen die Dorfgasse. Dort wandelten drei Gestalten, die er kannte. Die eine war sein Meister, die zweite Kundl, die dritte der fromme Pater Ignatius. —

Albin stand auf dem Steg und starrte in den Mühlbach hinab — dann ging er in die Mühle und richtete alle drei Gänge an. Das sollte klappern und klirren und schwirren und ihn betäuben. —

Nach dem Mittagsessen wurde Albin zu dem Meister ins Extrastübchen gerufen. Der Müller stellte dem Eintretenden schweigend den Lehnstuhl zurecht, was er sonst nie that und setzte sich dann selbst dem Burschen gegenüber in den Großvaterstuhl.

„Hab' mit Ihm was zu reden," sagte er.

Den Burschen befremdete der Ton und die Ansprache.

„Wir machen es kurz," fuhr der Müller fort. „Er ist ein ordentlicher Bursch' gewesen, man hat sich in der Arbeit auf Ihn verlassen können. Daß Er nicht meint, es sei deswegen. Ich hab' auch schon Mühlstaub auf den Haaren, ich hätt' Ihm das Geschäft übergeben, wie's liegt und steht, denn — ich hab' kein einzig Kind. — Aber Er ist ein Lutherischer, Er hat mein Haus vor Sonnenniedergang zu verlassen! — Er kann's aber anders machen, er kann Müllermeister werden. — Geh' Er zu uns herüber in den katholischen Glauben! —

Ueberleg' Er sich das, Albin, und jetzt mach' Er und schütt' fürs Letzt' des Pfarrers Weizen auf!"

„Ist recht!" sagte Albin, tappte nach der Thürklinke, ging und schüttete des Pfarrers Weizen auf. —

— Ist recht! — Albin wollte, daß das dem Müller Josef gegenüber sein letztes Wort gewesen sein möchte und daß er nun fortziehe für immer. Des Pfarrers Weizen konnte ein Anderer mahlen. Er hatte aber den Alten heute nicht verstanden. Der Meister hatte gesprochen vom Dableiben, weil er kein einzig Kind habe. Kundl wollte er sehen und sprechen.

Zur Nachmittagsstunde stieg er hinauf zur Dachkammer, wo sein Schrank stand, und suchte seine Reisetasche hervor. Eine Magd, die das sah, rief aus: „Joachim und Anna, will denn Alles fort jetzt auf einmal? — Die Kundl verlieren wir auch!"

Da horchte der Bursche auf. „Die Kundl? wieso, Greth?"

„Du meine heilige Zeit, das ganz' Haus wird umgekehrt deswegen, und der fragt wie wenn er heut' erst von oben herabgefallen wär'! Ins Kloster geht sie!"

„Ins Kloster geht sie," versetzte Albin murmelnd, wie im Traume; darauf ging er in die Mühle und starrte in das kreisende Räderwerk.

An demselben Abend in der Dämmerung war Albin mit Kundl im Garten. Sie lag an seiner

Brust, sie weinte so sehr, daß sie kein Wort reden konnte.

„Also doch!" murmelte Albin, und so soll es mit uns enden! — Kundl, mein Wort vor Dir, vor Deinem Gewissen und vor Gott: geh' nicht ins Kloster! Du kannst ja nicht, Du hast kein Recht dazu, Du kannst Gottes Leben nicht verwerfen, Du willst bei mir sein, mein Alles! Mädchen! und Du darfst nicht betrügen, Du kannst nicht, es ist Dein Wille und Dein Sinn nicht, und — — hast Du mich dennoch betrogen — so geh' ich sterben!"

„Ich bitte Dich zu tausendmalen, Albin, red' keine solchen Worte. Ich muß vergehen, es ist Alles vorbei, und ich sterbe ja auch in meinen jungen Jahren."

„Wie Du heiter gewesen bist, Kundl, und lebensfreudig!"

„Meine Todtenlieder hab' ich mir gesungen allweg, wo ich gegangen und wo ich gestanden bin. Aus ist Alles und jetzt sperren sie mich in das finstere Kloster ein. So lang' mir noch der Herzschlag geht, Albin, Dich vergess' ich nimmer!"

„Geh' nicht, o geh' mir nicht ins Kloster! Ich ruf' Dir's zu mit Deinem guten Engel!"

„Albin, das weißt Du nicht, wie es mit mir ist. Meine Eltern wollen es und ich hab' es geschworen. Bei der Hand hat er mich gehalten, der Pater Ignatius, und gebeten hat er mich um Christi willen

daß ich denken sollt' auf meine Seligkeit. Und meine Mutter hat geweint, und mein Vater hat sich bekehrt; aber der Priester hat ihm gesagt, er könne nach seinem Sündenleben leichter selig werden, wenn ich mich für ihn aufopfere. Und wenn ich das nicht thäte, wäre kein Glück und Segen mehr für mich. O, nicht zu sagen, wie weh mir ist im Herzen!"

— Trau diesem Pater Ignatius nicht, er ist die Sünde und betrügt Euch Alle! So wollte Albin ausrufen, aber eine andere Stimme war in ihm. Raub' ihr nicht auch noch das Letzte, das Bewußtsein der Aufopferung. Ins Kloster wird und muß sie doch.

— Entführe sie! Aber denke an den Elternfluch, der in ihrer Seele nachklingen wird durch das ganze Leben, jede frohe Stunde, jedes reine Glück erstickend ......

Sein Kampf war zu Ende. Die Himmelssterne haben es gesehen, wie er ihre heiße Stirne an seine Lippen preßte.

„Der letzte Kuß, den Dir die Erde giebt," sagte er dumpf, „und jetzt geh' und folge Deinem Vater. Nein, bleibe noch einen Augenblick. Eines thue mir noch, Eines noch zum Zeichen, daß Du mich hast lieb gehabt."

„Albin, Deine Worte sind so schwer wie Blei. Sag': Stürze Dich in den Mühlbach! — Ich thue Dir's!"

„Folge Deiner Kindespflicht; ich werde Dich verehren, nur das Eine bitt' ich Dich, Kundl, halt' Dich nicht an diesen Jesuiten!"

„Nur an Gott und an —"

„Jetzt noch Eines — das Allerletzte! Wenn Du mich hast lieb gehabt, Kundl, so thu' mir auch dieses Allerletzte, es ist wegen unserer Ruh' — vergiß auf mich. Ich werde Dich ja auch vergessen und eine Andere freien."

Bei diesen Worten warf sich das arme Mädchen im Uebermaße aller Liebespein an Albin's Brust und rief mit wogendem Tone: „Ich bleib' bei Dir mein Lieb, mein Lieb, ich verlaß Dich nimmer!"

Die Liebenden hielten sich umschlungen; verzweifelnd noch vor einem Augenblick und jetzt im Glücke.

Hölle und Himmel, wie nah' ist das beisammen!

„Da seht mal Euer tugendsam Töchterlein, Alter!" kreischte plötzlich eine Stimme hinter dem Zaun, „sauberes Bräutchen Gottes — geht morgen ins Kloster und wird Euch erlösen!"

Die Stimme war die des Jesuiten.

Da krachte der Zaun; mit einem geschwungenen Aste stürzte der Müller in den Garten — das Holz sauste nieder — Albin fing es auf und sank schwer getroffen in das thauige Gras.

* * *

Schon wieder ein Festtag in der Gemeinde Falkenbach. Wieder Menschengedränge, wieder Glockenklingen!

Vor dem Pfarrhofe hielt eine schwerfällige Landkutsche; an dieselbe waren zwei ungleiche Pferde gespannt, davon gehörte das eine dem Bäcker, das andere dem Bader.

In der Kutsche saßen die vier Missionäre und noch eine fünfte Person. Sie waren zur Abfahrt bereit. Ein letztes Abschiednehmen und Segnen noch, und der Wagen rollte davon.

Die Gemeinde bekam's wie Heimweh, als das Gefährte hinter der Straßenbiegung verschwunden war.

„Wie es doch des Brückmüller's Kundl gut hat," meinten einige Weiber zu einander, „die kann jetzt mit den heiligen Männern fahren."

„Sie hat auch selbst schon wie eine Heilige ausgesehen."

„Seid Ihr dabei gestanden, wie sie von ihren Eltern Abschied genommen? Da hat sie gar erbärmlich geweint."

„Wohl die Steine hätten sich erbarmen mögen. Aber man sagt, aus purer Freude."

„Schon recht, aber wenn ich Müller bin, ich laß mein einzig Kind doch nicht gleich so fortziehen."

„Habt Ihr's schon gemerkt, daß sich der Albin nicht sehen läßt?"

„Der Müllerbursche? Und das wißt Ihr nicht, daß er im Sterben liegt?“

„Ei ei, muß aber auch ein rechtes Herzleid sein, wenn Einem das Bräutchen weggeschnappt wird.“

„Das schert so einen Lutherischen nicht. Von einem Baum ist er gefallen gestern Abend, und hat sich im Kopf ein Loch geschlagen, daß Ein's mit Roß und Wagen hineinfahren könnt'.“

„Nicht einen Groschen, sagt der Bader, giebt er für sein Leben.“

„Ist gut weg, gut weg,“ näselte der Schuster Simon. „Ist auch der Einzige in der Gemeinde, den die Mission nicht bekehrt hat — 's ist eine wahre Straf' Gottes. Hätt' dem Dorf keine Ehr' bracht!“

„Je, aber das muß man ihm lassen, Schwager, sein Geschäft hat er verstanden wie Einer! Und wer macht sonst aus einem Metzen Korn zehn Maßel Mehl, als der Albin? Und was für ein Mehl! Und das, sag' ich, er ist der einzige Müller gewesen, der nicht gestohlen hat.“

„Der Teufel kriegt ihn doch; ich hab's auch gehört, wie er einmal gesagt hat, die Mission sei für Falkenbach ein Unglück.“

„Das sollt man ihm auf den Balg brennen, wenn er nicht so schon mit einem Fuß in der Höll' stünd',“ eiferte der Schuster.

„Recht, Gevatter; die heilige Mission war ein Glück für uns, sie hat uns aufgeklärt und zurecht

gewiesen. Ich bin ein grundschlechter Mensch gewesen, aber jetzt kriegt mich der Teufel nicht mehr! Mich nicht, mich!"

„Mich wohl gewiß auch nicht!" schrie der Schuster wieder, „ich bin ein Anderer geworden, ich hab' einen neuen Menschen angezogen; ich bet', ich fast' und kein Armer geht leer von meiner Thür. Ich verricht' alle Monat' die heilige Beicht und laß auch die Meinen dazu an. Alle Feiertage werden von mir gehalten, die kleinen wie die großen. Meine Kinder müssen den Katechismus auswendig können wie das Suppengebet, und daß, so lang ich leb', kein weltliches Buch und keine Zeitung in mein Haus kommt, das ist geschworen!"

„Und ich hab' mich in die Armenseelenbruderschaft einschreiben lassen und zahl' des Jahres meine neun heiligen Messen!"

„Und ich bin beim Bonifacius-Verein," rief der Schuster wieder, „und ich will meine Brüder retten vor dem ewigen Tod, und ich bin ein Christ, und das ist meine Religion, und wenn ein Jud' in mein Haus kommt, so schlag' ich ihn nieder!"

„Habt wohl recht, Meister, seid ein Ehrenmann und müßt noch Richter werden!"

So wurden die Gespräche zur Erbauung weiter geführt.

Noch den ganzen Tag wurde die Abreise der Missionäre gefeiert, und am Abende versammelte

sich die Gemeinde vor dem Missionskreuze und betete einen Rosenkranz. — An demselben Abende war es auch, als der Landbote von Birkenhaide im Dorfe erfolglos um Nachtherberge bat. Selbst der Wirth sagte kurz: „Für Euch kein Platz bei mir!“

Der alte Mann ging zum Pfarrer, der auch Gemeinderichter war, und beschwerte sich deswegen. Der Pfarrer ging in seinem Zimmer mit verschränkten Armen auf und ab und meinte, es geschehe dem Landboten schon recht, er habe mit seinen Schriften und Blättern die Leute einst verwirrt gemacht, und jetzt seien sie von einem Extrem ins andere verfallen. Aus seinem Herrn Sohn werde auch nichts. — „Hat schöne Geschichten gemacht, Euer Fritz, am Pfingstsonntag. Bekennt er sich zuerst für den Orden der Jesuiten, bricht aber in einer halben Stunde d'rauf draußen unter Gottes Himmel sein Wort, zerreißt die Schrift und wirft die Fetzen dem Pater Ignatius vor die Füße. Höret, Alter, Euer Bub' wird vielleicht ein schnöder Schreiber, aber sein Lebtag kein Priester!“

Mit schwerem Herzen verließ der Bote den Pfarrhof und legte sich außer dem Dorfe unter eine alte Linde, um sich ein wenig auszuruhen.

Er konnte aber nicht schlafen; die kühle Nachtluft machte ihn schauern; des Dorfes Ungastlichkeit und des Pfarrers Vorwurf wühlten ihm fort und fort im Herzen.

Endlich wollte sich der alte Mann wieder erheben, um weiter zu gehen. Es war spät in der Nacht.

Als er so hinwankte, wurde er auf eine Gestalt aufmerksam, welche sich die Straße heran bewegte.

Es war ein Mann, der sich auf einen Stock stützte und oft still stand.

Leicht auch Einer, dem sie die Herberge versagt haben, dachte sich der Bote und ging der Gestalt entgegen.

„Wer Ihr auch sein mögt, könnt' ich Euch helfen?"

Der Fremde stutzte, dann wankte er näher und murmelte: „Ich sollt' Euch kennen, seid Ihr nicht der Landbot'?"

„Heiliger Himmel, der Albin!" rief der Bote aus, „ja, zum Donner, was macht denn Ihr da? Hört' ich doch, Ihr läget schwer krank im Bett vom Baumfall?"

„Vom Baumfall? Von welchem — ja, ja — habt schon recht, vom Baumfall."

„Ihr wankt, es ist Euch schlecht — so stützt Euch an mich. Was habt Ihr doch?"

„Weil das Ding da am Kopf —" Albin stützte sich bei diesen abgebrochenen Worten an den Boten. — „Hab' die Binde — vergessen und da — stieß mich auch ein wenig dort am Baum an — und jetzt —"

„Jesus, es fließt ja ein ganzer Blutstrom von Euerem Kopf! Lehnt Euch doch an mich, da ist ein

Tuch. So wohl. Ich reiß' ein Löffelkraut ab, das stillt das Blut. So. Und jetzt das linde Tuch d'rauf!"

„Dank Euch, guter Mann! Ist mir schon besser jetzt. Ein bißchen bluten, denk' ich, schadet nicht — ist mir ja der Kopf so schwer."

„So sagt mir doch, Albin, was sucht Ihr denn da in der stockfinsteren Nacht?"

„Braucht nichts zu sagen, Alter, wenn Ihr morgen ins Dorf kommt — Ihr seid mir nicht begegnet, versteht Ihr? — Denkt Euch, Landbot', ich geh' jetzt fort, ganz fort — mahl' nimmer beim Brückmüller."

„Du lieber Gott, und so in der Nacht wie ein — unredlicher Mensch, hätt' ich bald gesagt."

„Habt Ihr noch nichts gehört Landbot'?"

Ja, was sollt' ich denn gehört haben — komm' kaum ins Dorf, werfen sie Einen hinaus. Der Brückmüller hat's auch gethan."

„Alter, der Meister mag mißtrauisch geworden sein. Es waren Diebe in der Mühle, die sind mit dem Raube am hellen Tag fort — deswegen geh' ich ehrlicher Kerl in der Nacht!"

„Heilige Maria, steht's so mit Euerem Kopf?"

„Bin irrsinnig, meint Ihr — wahrhaftig auch, es stünde gut genug dazu!"

„Sammelt Euch!"

„Habet sie auch gut gekannt, die Kundl."

„Die Kundl? Gekannt? — Doch wohl nicht todt?"

„Todt nicht, aber — begraben.“

Albin erzählte Alles.

Der Alte hatte es vernommen und schwieg. Plötzlich aber schlug er sich auf die Stirn und sagte: „Siehst Du, alte Rumpelkammer, daß Du Recht hast! Alleweil hab ich mir's gesagt, eine Mission in Falkenbach heißt: Teufel in die Höll' tragen. Jetzt haben wir's. Der Brückmüller stiehlt ehedem das Herrschaftswild, dem Pfarrer den Zehent und den Kunden das Mehl, und dabei hätt' er mögen die Welt mitten auseinander fluchen. Jetzo ist er bekehrt und verschachert sein eigen Kind. Machet Euch aber nichts daraus, Bursche, die Kundl müßt Ihr wieder bekommen. — Und jetzt, wenn Ihr wollt, gehen wir zusammen; ich führ' Euch mit Fleiß. Bis die Sonn' herauf steigt, sind wir bei meinem Häusel und dort kehren wir ein und Ihr bleibet bei mir, bis Ihr gesund seid. Mein Weib wird Euch schon pflegen. Geht mir aber ja nicht mehr nach Falkenbach zurück, es giebt überall zu mahlen und Besseres als in Falkenbach und — die Müllerin bleibt Euch nicht aus.“

* * *

Es war am Feste des heiligen Erzengels Michael.

Auf den Feldern um Falkenbach stand der Hafer in vollster Reife; heuer war die Gemeinde von bösem Wetter verschont geblieben. Ein volles Feld war ein seltsamer Anblick in dieser Alpengegend.

Aber keinen Schnitter sehen wir auf dem Felde; kein Mensch ist da, der das liebe Brot angriffe, das der Herrgott schon seit Tagen reif herhält.

Die Gemeinde ist in der Kirche.

Es war ja heute das Fest des heiligen Michael, jenes Erzengels, der den Drachen an der Kette hält. „Betet,“ hatte der Pfarrer, wie früher die Missionäre, von der Kanzel gerufen, „betet, liebe Christen, daß der heilige Erzengel den Drachen nicht loslasse; Denn, es wird eine Zeit kommen, wo dieses Höllenungeheuer frei in der Welt umherziehen wird und sehen, wen es verschlinge. Das wird sein zur Zeit der sogenannten Aufklärung, zur Zeit des Antichrist!“

Nach der Kirche ging's beim Wirthe lebhaft zu. Man hatte den Schulmeister auf dem Korn; der kam erst, weil der alte starb, vor wenigen Wochen in das Dorf und war „Neuerer“. In den ersten Tagen ging er gerne auf ein Stündlein ins Wirthshaus, wenn das Tagewerk mit den Kindern vorüber, und nahm auch ein paarmal seine Schulzeitung mit. Das dauerte nicht lange; einmal riß ihm der Schuster Simerl das Blatt aus der Hand und zündete sich damit die Pfeife an.

Heute ging es besonders los. Der Schulmeister, hieß es, soll den Kindern hübsch das Beten und den Katechismus lehren; wie Ein's die Felder anbaue und die Obstbäume pflanze, das wisse man schon

selbst, dazu brauche man keinen Studirten. Man brauche keinen solchen Allesbesserwisser; man sei froh, daß der hochgelahrte Müllerbursche fort, und wenn ein hochnasiger Schulmeister gehe, werde man auch kein Trauerflor auf die Fahne hängen. Läuten könne ein Kirchenwaschel auch und statt der Orgel sänge man den Kreuzweg.

Deß waren die Bauern im Wirtshause bereits einig, als plötzlich die Wirthin rief: „Schaut's hinaus, schaut's hinaus, die Schleifer-Nani!"

Zwei Gendarmen mit aufgepflanzten Gewehren führten ein Mädchen vorüber. Dem Mädchen waren die Hände gebunden und auf dem Haupte lag ihm ein gelber Strohkranz.

Das Jugendleben von der Schleifer-Nani ist eine betrübende Geschichte.

Die Nani war die Tochter eines Häuslers am oberen Ende des Dorfes. Als das letzte ihrer armen Eltern starb, war sie eine Jungfrau von achtzehn Jahren. Da war sie ein liebes, frisches Mädchen; sie besorgte das kleine Hauswesen und that Näharbeiten für wohlhabendere Leute. Da wurde sie mit einem Manne bekannt, der besaß ein Haus, wollte das Mädchen heiraten. Schon war die Hochzeit vor der Thür, da mußte der Bräutigam zu den Soldaten. Bald darauf verspürte die Nani unter ihrem Herzen junges Leben. Sie weinte sich darüber die Augen wund, sie wußte sich nicht zu helfen. Es

hätte, wie sie gehört, nämlich nach einem Vorschlage der Missionspriester zur Aufrechterhaltung der Sittlichkeit der Pfarrer verordnet, daß eine Dirne, welche sich vergehe, mit einem Strohkranz auf dem Haupte durch das Dorf geführt und einen Tag bei Wasser und Brot in die Todtenkammer gesperrt werden sollte.

„Jesus Christus!“ kreischte die Nani auf bei diesem Gedanken, nicht einmal des Tages hätte sie ohne Furcht und Grauen allein über den Kirchhof gehen mögen.

Das Mädchen war in Verzweiflung — es wollte sich das Leben nehmen. „Warum hat mich meine Mutter geboren, wenn's nun ein solches Ende nehmen muß. O Gott! Warum läßt Du den Menschen irren, wenn Du ihn nachher so strafen mußt!“

Das Mädchen blieb mit seinem Jammer allein und es gestand ihn Niemandem. Zu ihrer alten Schulgesponsin Kundl hatte sie wollen hinabgehen und dieser den Jammer mittheilen, da zog die Müllerstochter fort ins Kloster, rein wie ein Engel, und sie, die arme Nani, die Sünderin, blieb zurück, ohne Hilfe und ohne Freund, zagend und weinend der Stunde harrend, die sie in die öffentliche Schande und in die Todtenkammer bringen sollte. Und noch vor der Zeit gebar sie ein todtes Kind. Das trug sie hinaus hinter das Häuschen und grub es in die Erde.

Aber da kam aus dem Dorfe herauf ein Hund, der scharrte, und die Häuslerin wurde als Kindesmörderin festgenommen. Sie ließ Alles mit sich geschehen, sie brachte kein Wort hervor zur Vertheidigung.

Und so banden sie dem unglücklichen Mädchen den Strohkranz auf das Haupt, und zwei Gendarmen führten es durch das Dorf und fort zum Richterstuhl.

Der Richter ließ die Dinge genau untersuchen, und da schwand die Schuld des Mädchens von Thatsache zu Thatsache, und endlich erschien sie so klein, daß der weltliche Richter den Urtheilsspruch dem göttlichen anheimstellte und die Angeklagte frei von hinnen ziehen ließ.

Aber Nani hatte es in solcher Zeit verlernt, die Welt zu lieben und sich an ihr zu freuen. Sie kehrte nicht mehr zurück in das Alpendorf; ihr enttäuschtes Gemüth suchte auf fremden Wegen eine Ruhestätte. —

Die arme Häuslerin war im Dorfe bald vergessen; dafür kam einmal, und zwar noch im Herbste desselben Jahres, eine andere Neuigkeit. Sie kam in einem Briefe zum Pfarrer, der Pfarrer schickte sie in die Brückmühle. In der Brückmühle aber richtete sie großen Jammer an. „Nur wenige Monate fort," hieß es, „und schon todt!" Kundl war verloren — gestorben.

Wann und warum und wie, das stand nicht in dem Schreiben. Der alte Müller hielt seinen Kopf mit beiden Händen und rief herzerschütternd: „Das ist mein Verderben! Ich habe sie gemordet!"

Der Pfarrer kam, um den alten Mann zu trösten, doch dieser floh und fluchte dem Pfarrer, fluchte den Jesuiten und nannte sie die Räuber seiner Tochter.

Er fand keine Ruhe bei Tag und bei Nacht. In jeder Gestalt glaubte er den Pater Ignatius zu sehen; im Traume erblickte er bleiche Nonnengesichter.

Eines Morgens — es rauschte das Wasser viel gewaltiger als sonst durch die Radstube — fand man den Müller erhenkt auf dem Mühlboden.

Der Pfarrer gab's nicht zu, daß man ihn auf dem Friedhofe begrabe; abseits am Gartenrain, wo der Wachholderstrauch steht, scharrten sie ihn ein.

Wer war jetzt noch übrig von unserer Mühle? — Eine irrsinnige Witwe.

Daß sie ihren Mann von geweihter Erde ausgeschlossen hatten, das ging dem verkommenen Weibe tiefer ins Gemüth, als der Selbstmord; ein ungeweihtes Grab war ihr schrecklicher noch, als der Gedanke an das Fegefeuer. Im Sinnen und Schwärmen verlor sie endlich den Verstand. Sie irrte in der Mühle umher, brannte auf dem Mühlboden, wo sich ihr Mann erhenkt hatte, dann und wann ein geweihtes Kerzlein und betete dabei. Sie glaubte,

daß die Seele ihres Mannes so lange um das geweihte Lichtlein herumfliege, bis sie erlöst sei. Einmal kam ein gefleckter Falter und flatterte um die Flamme, bis er daran kleben blieb und jämmerlich verbrannte. Da brach das Weib in ein gellendes Lachen aus und zerrte an ihren Kleidern.

Die Räder in der Radstube standen still, das Wasser rauschte eintönig über sie hinweg. Es wollte Niemand kommen und mahlen und im Dorfe erzählte man sich, daß es in der Mühle nicht geheuer.

So kamen die letzten Tage des Spätherbstes und über dem Teufelsstein standen immer finstere Nebel. Es schnitt ein eiskalter Wind, es fiel Schnee und der drückte viel überreifen Hafen, der noch auf dem Felde stand, in die Erde.

Spät, an einem Novemberabend, brüllte der Egydi-Stier über das Dorf. Das bedeutete Feuer.

Die Leute liefen aus den Häusern. — „Die Brückmühle brennt!" hieß es und die Flammen schlugen bereits hoch über das Dach empor und im Dorfe war es so hell, daß man die Fensterscheiben hätte zählen können. Retten war zu spät; die große Mühle mit allen Wirthschaftsgebäuden brach in ihren Gluthen zusammen.

Und am andern Morgen ragten die dunkelrothen Mauern über den rauchenden Bränden gegen den grauen Himmel, und Schneeflocken tänzelten hernieder.

Die alte Müllerin kauerte an der Brandstätte und wärmte sich die Finger an den kohlenden Balken und lächelte dabei. Die Leute behaupteten, das Feuer sei von ihren Kerzen auf dem Mühlboden entstanden. Das arme Weib wurde in Gewahrsam genommen. Grund und Fahrnisse der Mühle wurden veräußert, aus dem Erlös ein Armenhaus gebaut und die Müllerin in demselben untergebracht.

Nachher.

Seit alldem sind Jahr und Tag vergangen.

Da hat die Gemeinde Falkenbach wieder einmal einen ganz besonderen Festtag. Wieder ist, wie einst, im Freien vor der Kirche eine Kanzel errichtet; die Kanzel ist aus Tannenholz gezimmert und mit vielen Reisigkränzen geziert.

Die Gemeinde hat einen neuen Pfarrer bekommen, denn der alte liegt unter dem Hügel neben dem halbverfallenen Missionskreuze.

Der neue Pfarrer, noch nicht lange im Orte, soll heute die erste Predigt halten; weil die Kirche dazu viel zu klein, hat man die Kanzel im Freien gebaut.

Der neue Pfarrer ist ein junger Mann, heißt Friedrich Bürger und ist der Sohn des Landboten von Birkenhaide.

Als er nun auf der Kanzel stand und mit seinen ehrlichen Augen die Gemeinde überblickte, und als er so ruhig und einfach und liebreich sprach, da wurde den Zuhörern warm und leicht ums Herz, und nach der Predigt sagten sie zu einander: „Der da, der wird wohl der Rechte sein!“

Nun wurde auch der Landbote nicht mehr fortgewiesen, wenn er im Dorfe irgendwo einsprach. Er trug schon schwer an seinen siebzig Jahren und so hatte er das Botengehen aufgegeben; die Leute nannten ihn den „alten Herrn“.

Eines schönen Sommerabends, als der Pfarrer und der alte Herr auf der Holzbank vor dem Pfarrhofe saßen, kam ein Reisender mit einem breiten Hut und braunen Vollbart des Weges gerade auf die beiden Männer zu und rief: „Grüß' Gott, Landbot', grüß' Gott, Herr Pfarrer!“

„Blitz und Morgenstern, der Albin?“ schrie der Greis auf und holperte dem Ankömmling entgegen. Auch der Pfarrer stand auf und schüttelte ihm die Hand.

Bald darauf saßen die drei Männer im Zimmer bei einem guten Glase.

„Wißt es auch schon — da unten?“ fiel der Alte gegen den Mühlbach deutend mit der Thür ins Haus.

„Alles,“ war die kurze Antwort.

„Und Ihr seid doch gekommen?“

„Ist eine schwere Zeit gewesen, Landbot', seit ich von Euch fort bin. 's ist bitter, wenn man was Liebes verloren hat in der Welt, aber daß man 's nicht vergessen kann, ist noch bitterer. Dagegen ist das Wiederfinden die größte Freude auf Erden. Herr Pfarrer, es wird mir ein Wagen folgen; ich bin ihm nur vorausgelaufen, um auszukundschaften ob die Wege fahrbar sind. Ich bringe meine Gattin mit."

„Brav, so läßt sich's leben," sagte der Pfarrer, „und nun trinket Wein und esset Brot!"

„Ja," sagte der Landbote, „wenn wir Brot essen wollen, so müssen wir auch einen Müller haben. Ihr solltet jetzt bei uns in Falkenbach bleiben."

„Wenn es meiner Gattin hier gefällt, mir ist es recht."

„Ihr baut unsere Mühl' wieder auf, richtet die drei Räder wieder an, und wenn Ihr an den Abenden beisammen im Garten sitzet, so sollt Ihr von keinem Baum mehr fallen und Euch im Kopf kein Loch schlagen. Topp ein, Müller!"

Darauf erhob der Pfarrer das Glas auf die neuen Mühlsteine und der Landbote hob es, und Albin hob es, und sie klangen an, und da klang in der Dämmer auch noch ein Vierter dazu — der Egydi-Stier.

Zur selben Stunde rollte ein zweispänniger Wagen in das Dorf; Albin eilte ihm zu und hob

eine freundliche Frau aus demselben. Die Falkenbacher riefen aus Ueberraschung alle Namen der Heiligen an, denn sie kannten die Frau — Kundl, die Tochter von der Mühle.

Die Geschichte ist ein wenig abenteuerlich, aber es fügt sich oft so seltsam.

Die Schleifer-Nani sehnte sich nach dem traurigen Begebnisse in ein Kloster. Um sich aber nicht plötzlich in die neue Lage zu versetzen, machte sie dort zuerst einen Besuch bei ihrer Schulfreundin Kundl. Sie traf das Mädchen bleich und trostlos; Kundl klagte ihr unter strömenden Thränen, daß sie für ein solches Leben nicht geschaffen sei, daß sie in diesen Mauern vergehe. Die Nani war auf ihrer Wanderung dem Müllerburschen Albin begegnet, sie wußte, daß er sich an diesem Tage in dem nahen Städtchen befand. Da kam ihr ein schlauer Gedanke. Sie schlug vor, daß sie in der Zelle die Kleider wechselten, daß die Kundl in der Abenddämmerung als Nannerl das Kloster verlasse, während die Nannerl freiwillig auf die Welt verzichten und die Verantwortung für die Flucht übernehmen und für die Mühle in Falkenbach beten wolle. Die Müllerstochter fiel der Retterin um den Hals und sagte: „So sei gesegnet, Du schenkest mir mein Leben wieder!"

Der Plan gelang und Kundl sah noch an demselben Abend ihren Albin. Sie zogen in seine Heimat, erwarben sich den Segen der Ehe und durch Fleiß

und Arbeit eine sorgenfreie Zukunft. Aber Kundl sehnte sich nach den Bergen.

So kehrten sie nun nach Jahren zurück in die traurige und doch so liebe Heimat Falkenbach.

In einem unbestimmten Schreiben hatte damals die Oberin der Gemeinde Falkenbach den Verlust des Mädchens angezeigt. Aber Verlust heißt nicht immer todt — das hätte man dem alten Müller darlegen sollen.

Die arme Nani aber verlebte, nachdem sie den Stürmen der Oberin maßvoll und siegreich widerstanden hatte, in den düsteren Mauern still und ergeben ihre Tage. In der ersten Zeit hatte sich Pater Ignatius einigemale eingefunden, um das Seelenheil der jungen Nonnen zu prüfen; endlich aber verscholl der fromme Mann, und es hieß, er sei hingegangen in das heiße Afrika zu den Wilden.

* * *

Wer heute in die Gegend kommt, der spreche ja gewiß in Falkenbach zu. Das ist jetzt ein sehr freundlicher Ort mit hübschen, gemauerten Häusern, fast jedes Haus ist versichert gegen Feuer und Wetter und manches hat einen Blitzableiter.

Gar stattlich steht die Dorfmühle da; die hat einen hohen Schornstein, sie wird zum Theile mit Dampf betrieben, weil das Bächlein für fünf Gänge nicht hinreicht. Auch eine große Bäckerei

ist dabei, denn die Leute herum erwerben viel Brot und essen auch viel.

Der Müller ist ein Mann in den besten Jahren; er ist Dorfrichter. Seinem Weibe sind in der lebendigen neuen Mühle die traurigen Erinnerungen an die alte verblaßt; sie singt allweg fröhliche Lieder — Wiegenlieder vor Allem sind ihr an der Zeit.

Auf den Feldern wird emsig mit Maschinen gearbeitet, und die Leute bauen sogar Weizen. Sie scheunen ihn aber weislich ein, bevor der Schnee kommt.

Im Dorfe bauen sie an einem neuen Schulhause; das bekommt vier Classen, eine Wirthschafts- und eine Singschule.

Landbote geht keiner mehr; von Birkenhaide kommt alle Tage der Postwagen und die Leute strecken dem Postillon schon von weitem die Hände entgegen.

Das Missionskreuz ist verfallen, der Egydi-Stier ist umgetauft worden und heißt: Concordia.

Die Concordia hat einen guten Klang, und der Pfarrer und der Müller freuen sich darüber, und die Birkenhaider sagen: „Wenn die Luft so zieht, daß Eins die Concordia von Falkenbach hört, so deutet es gut Wetter!"





Das Reich Gottes.

Dort auf dem Hochpaß, wo der Waldweg vom freien, sonnigen Hügelland hinüber und abwärts in schattige Schluchten des Hochlandes führt, steht unter einer grauen, zerklüfteten Felswand ein hundertjähriger Lärchbaum.

Er steht einzeln auf einer kleinen umwaldeten Rasenweide. Sein knorriges Geäste strebt nach allen Seiten weit hinaus, als sei es in Wettstreit mit den sich unter dem Rasen hinschlängelnden hundertfältigen Wurzeln.

An der rauhen, vielfach zerklüfteten, harzigen Rinde des Stammes ist ein verwittertes Crucifix angebracht; es wächst schon Moos an den Armen und an der Brust des Gekreuzigten.

Auf dieses Crucifix richten sich die Augen eines Mannes, der im Baumschatten auf dem Rücken liegt, die rechte Hand als Kopfkissen gelegt, mit der

linken einen Rosmarinstamm zerknitternd. Die Augen des Mannes sind groß und dunkel, auf seinen bleichen Wangen und Lippen liegt es wie ein schweres Leid. Der junge, schwarze Bart ist ungepflegt — über die langen Haare kriecht eine Kreuzspinne.

Der Mann gewahrt es, er hält den Rosmarinstamm gegen die Stirne und das Thier kriecht über denselben auf seine linke Hand. Diese zittert, es entfällt ihr die Pflanze. Das Thier krabbelt gegen den Ellbogen und endlich auf die Brust.

„Ein großes Glück kommt zu mir, denn eine Kreuzspinne sitzt mir am Herzen!“ murmelt der Mann und seine Brust wogt hoch auf.

Aber die Spinne krabbelte darüber hinaus und verkroch sich wieder im Grase.

Der Mann richtete sich etwas empor, strich sich die Locken aus der Stirne und that einen Blick gegen die Himmelsbläue und abwärts gegen das heitere Hügelland, wie es da lag im lichten Spätherbsttag.

Dort über die bewaldeten Anhöhen herauf und über die Felder und die Wiesenau war er gegangen. Hinter jenem bläulichen Waldstrich ragt eine funkelnde Nadel empor — die Thurmspitze des Städtchens.

Dort war der Wurzelgraber Martin heute gewesen, dort hatte er seine Wurzeln und Kräuter verkauft und einen guten Erlös eingezogen. Dort war heute Kirchweih und auf dem Kirchhof waren

am Vormittag viele Menschen versammelt, an der Mauer des Pfarrhofes hatte ein junger Priester gepredigt. Er predigte von dem Frieden und von der Liebe — von dem Reiche Gottes auf Erden. Und dort im Städtchen war Lust und Musik an allen Ecken und Enden und beim „Goldenen Rößl" hatte Martin die Nothburga zum Tanze geführt, und dort hatten sie heute den Wegmacher Niklas erschlagen.

Niklas ging gestern mit Martin über das Gebirge auf daß er heute im lustigen Städtchen seinen zwanzigsten Geburtstag feiere; — jetzt liegt er starr und einsam beim Wirth in der Scheune und hat über der Stirne eine tiefe Schramme. Vom Tanzboden klingen Pfeifen und Geigen und Jauchzer und Jodler herüber, dort winden und flechten sich die Reigen, Herzen an Herzen — sie leben und sind fröhlich.

Es möge klingen und schallen und freudig sein — der junge Priester predigte vom Reiche Gottes auf Erden. —

All das ist für den Mann unter dem Lärchbaume nun vorbei und versunken, nur die funkelnde Nadel der Thurmspitze ragt noch empor über dem fernen, bläulichen Wald.

Niklas war Martin's Freund und Nothburga's Bruder gewesen; Nothburga war Martin's — Freud und Leid.

Die Sonne sank hinter die Felsen, auf der Hochweide war es schattig, nur draußen auf dem Hügellande war es noch goldig und auf den weißen Straßen zogen Wagen und festlich geschmückte Menschen. Ueber einzelnen Gehöften wehten Fahnen des abendlichen Rauches und die Thurmspitze funkelte und funkelte, als wäre sie ein lebendiges Flämmlein, und weit draußen hinter all dem zog sich das bläulichgraue Band der Hochebene hin.

Viel Leben wogte und athmete da unten, aber kein Ton und kein Schall drang herauf zum einsamen Hochpaß. Nur ein gezogenes, gleichmäßiges Ticken zitterte in der Luft, das kam von der hölzernen Uhr der Waldkapelle, welche in der nahen, von jungem Dickicht bedeckten Schlucht stand. Die Uhr hatte vor zehn Jahren Martin's Vater, der alte Veit, geschnitzt; es war sein letztes Werk gewesen.

Das erzähle ich, weil Martin wohl daran gedacht hatte, als er so da lag unter dem Lärchbaum und sein trübes Auge zum Kreuzbild wendete.

Jetzt erhob er sich, griff nach seinem grünen Filzhut und dann machte er einige rasche Bewegungen mit den Händen, daß er die Trägheit abschüttle.

Martin war ein schöner junger Mann in Alpentracht. Aber — wie die Natur schon oft spielt — er war ein Anderer als Andere. Es lag eine besondere Kraft in ihm — in seiner Seele. Er fühlte diese Kraft, aber er wußte nicht, wie sie in ihm

entstanden war und was sie wollte. „Aus mir wär' was geworden, wenn mich mein Vater in die Schul' geschickt hätt'!" Das sagte er oft und mit Bitterkeit. So wie er heute dalag unter dem Baum, so lag er oft, und da hatte er schwere tiefe Gedanken, wie sie sonst der Alpensohn nicht hat; er suchte nach der Kraft, die irgendwo in seiner Seele lag, wie nach einem Schatz, und er wollte sie heben. Sie lag drückend auf ihm, er rang mit ihr, aber er konnte sie nicht fassen, nicht lenken und leiten. — Dann hielt er oft seine beiden Hände lange vor die Stirne und rief aus: „Ich werde noch wahnsinnig!"

Oft war er schon ausgelacht und ausgespottet worden, und wenn er von Zeit zu Zeit gar Einen fragte: „Sag', hast Du denn noch nie darüber nachgedacht, wie das ist, da sind so viele Millionen Menschen in der Welt und keiner ist glücklich? Ein klein wenig glücklich ist Mancher, aber Keiner ganz; bei Manchem fehlt gar nicht viel, aber es fehlt." Wenn er so fragte, so erhielt er die Antwort: „Narr, so schlaf'!" oder: „Narr, so sauf' Dir einen Rausch!" — Und die so antworteten, waren noch nicht die Dümmsten.

Indeß, Martin schlief nur wenig und einen Rausch hatte er sich noch gar nie getrunken. Er zog nur im Gebirge umher und grub Wurzeln und Kräuter. Und wenn er sich auf einen Stein setzte, um auszuruhen, so kamen ihm immer wieder die Gedanken und er murmelte: „Es liegt wo — es muß wo liegen!"

Als einst sein Vater auf dem Todtbett schwer darnieder lag, stand er an demselben Tag und Nacht und that Alles, um ihn zu trösten und zu erquicken. Er war betrübt, aber er sagte: „Es muß einmal so sein und da kann Niemand dafür."

Und als sich Martin einst einen Splitter in den Arm gestoßen hatte und sich in Schmerzen wand Tag und Nacht, und als die Leute sagten: „Ach, der arme Wurzelgraber Martin, 's ist zum Todterbarmen, wie der leiden muß!" rief er aus: „Wer kann dafür? Deswegen fällt die Welt ja nicht zusammen und Euch hindert gar nichts, daß Ihr lustig seid!"

Später aber, als von einem blutigen Krieg, der draußen gewüthet hatte, die Krüppel heimhinkten, da stieß Martin einen Fluch aus: „ . . . du Gotteskreuz in der Mörderhöhle! Dafür, daß diese jetzt ein unglückseliges Leben tragen müssen, die Bettler — dafür kann wohl Jemand! Das haben die Menschen angestiftet! — — Wo liegt denn das Mittel, daß sie Alle in Fried' und Freud' zusammen leben? Die Erde wäre doch groß und schön genug dazu und Liebe ist auch da, es käme nur darauf an, sie auf das Rechte zu lenken."

Der Wurzelgraber wandelte einsame Wege.

Als Martin einmal an einem Sonntagsmorgen der Nothburga begegnete, die, das Gebetbuch und einen Blumenstrauß in der Hand, zur Kirche ging

und ihn im Vorübergehen mit ihren blauen Augen heiter anblickte, da blieb er stehen, sah dem Mädchen nach und sagte zu sich: „In der könnte es liegen, in der!"

Seitdem sah er Rothburga oft, bis er einmal zu ihr hintrat und sie fragte: „Rothburga, hast Du mich so lieb wie alle anderen Menschen?"

Darauf sagte das Mädchen: „Du einfältiger Wurzelgraber, ich hätte Dich gar lieber, wenn . . ."

In diesem Augenblick flog hinter dem Gebüsch ein Wildhuhn auf und die Rede der Rothburga kam nicht zu Ende. —

Heute zur Kirchweih waren sie unten im Städtchen und zusammen beim Tanz gewesen. Als Martin das Mädchen an die Brust drückend sich durch den Tanzboden wand, dachte er bei sich: Ich hätte es, jetzt mögen auch die Anderen schauen, daß sie fertig werden!

Da entstand im Vorhaus ein Streit zwischen mehreren Burschen wegen einer Tänzerin, er wuchs und wuchs, Wein und Eifersucht waren auch im Spiele, — ein schwerer Keil sauste hin und der Wegmacher Niklas, der Bruder Rothburga's, taumelte und stürzte an der Treppe nieder. Sein Schwesterlein rief er noch, aber als dieses kam und seinen blutströmenden Kopf in die Arme faßte, da starrten es seine Augen wohl noch an, aber diese waren steif und bewegten sich nicht mehr.

Rothburga hatte einen frischen Rosmarinstamm an der Brust, den gab sie nun ihrem Tänzer Martin:

„Da, nimm ihn, er ist nicht für mich — sie haben meinen Bruder erschlagen!“

Und Martin nahm ihn, ging fort aus dem Haus und aus dem Städtchen und über Thal und Hügel — immer aufwärts gegen den Hochpaß. Er war verwirrt.

Dort, unter dem Lärchbaum brach er erschöpft zusammen, als ob auch ihn ein Keil getroffen hätte, dann starrte er zum bemoosten, verwitterten Crucifix auf und flehte im Herzen: „Vater unser, zu uns komm' Dein Reich!“

Dann zerknitterte er den Rosmarinstamm und dann kroch die Kreuzspinne über sein Haupt und zu seinem Herzen.

Es begann bereits zu dunkeln und vom Hügelland herauf zogen verlorene Klänge einer Gebetglocke.

Martin brach sich vom Lärchgeäste einen Stock, schritt über den Paß und langsam abwärts gegen die Waldschlucht. Plötzlich stand er still und horchte. Ein Uhu krächzte. Der junge Mann schauerte und eilte schnell weiter durch den Hohlweg. Wieder blieb er stehen und that einen gebrochenen Aufschrei. Unten in der Schlucht sah er Lichter flimmern und diese bewegten sich und kamen des Weges entlang ihm entgegen.

Martin verbarg sich hinter den Busch, er zitterte und betete leise.

Und die Lichter kamen näher — ein Gemurmel zitterte durch die Abendstille. Menschen zogen den Hohlweg heran und einer unter ihnen trug auf dem Arm einen kleinen Sarg. Sie sprachen mit gedämpften Stimmen ein Gebet.

Den Letzten, der vorüber kam, fragte Martin, wer die kleine Leiche sei?

Sie war das Kind einer fremden Bettlerin, vor wenigen Stunden erst in einer Waldhütte geboren. Weil der Wurm starb, bevor man ihm Wasser auf das Haupt gegossen, hatte es kein ander' Begräbniß. —

Sie gruben nun in weichem Moosgrund ein Gräblein und legten das Kind der Bettlerin hinein. —

Martin eilte hinaus durch die Schlucht.

Das war heute ein wunderlicher Tag! — Wenn je ein Mensch das Reich Gottes auf Erden entdecken wollte, so müßte er suchen und sehnen und forschen und verlangen wie der bleiche Bursche, der durch die dunkle Waldschlucht wandelt.

— Ein großes Glück kommt zu ihm — das Glück für alle Menschen, sonst ist es auch kein's für den Einzelnen, der es mit Allen gut meint.

Nie noch rang Martin so mit seinen Gedanken und Gefühlen, als heute; in seinem Herzen glühte es, in seinem Kopfe glühte es. Heim eilte er in seine Hütte und als er die Thür fest hinter sich verschlossen hatte, zündete er einen Kienspan an.

Unter dem Tische der Hütte lagen ein paar Ballen von getrockneten Wurzeln und Kräutern. Diese hatte Martin gesammelt, untersucht und ausgeforscht, aber das, was er suchte und immer suchte, er fand es nicht unter den Gewächsen. Und doch soll ein Kräutlein wachsen auf Erden, in dem es ruht, tief verwahrt und verschlossen das Heiligthum — denn es ist ja für Alles, für Alles ein Kräutlein gewachsen, nur nicht für den Tod. Unmittelbar neben dem Tisch war ein verworrenes Strohlager, fast zu breit und weit für einen einzigen Schläfer; es hat auch schon Nächte gegeben, wo dem Burschen auf demselben einsam war. Ueber diesem Bett hingen Heiligenbilder unter Glas und daneben war eine Bretterstelle, auf welcher große, dickbändige Bücher lagen und lehnten — Bücher mit seltsamen Worten und Zeichen aus alten Zeiten.

Martin war in stillen Sommertagen und in wüsten Winternächten oft stundenlang vor diesen Bänden gesessen und hatte geblättert und nachgesonnen über die Zeichen und Geheimnisse, doch keine Lösung und Erlösung hatte er gefunden.

Martin kannte ja keinen einzigen Buchstaben, das „S" ausgenommen, welches aussieht wie eine Ringelnatter unter den Tannen- und Fichtennadeln des Waldbodens.

Martin hatte gehört, daß ein Buch geschrieben worden sei auf Erden, in dem es ruhe, was er suchte.

Martin legte den Arm auf ein Buch, sein Kopf sank auf denselben nieder und er begann bitter zu weinen.

So weint der ringende Menschengeist, dem das Wissen verschlossen, das Denken wirr und das Fühlen weh ist. Endlich stieß Martin das vergilbte Buch in die Ecke, sprang auf, raffte nach Hut und Stab und verließ die Hütte.

Es war der Mond aufgegangen und im dunklen Waldesgrund lagen silberne Tafeln und Fäden und Punkte. Martin schritt darüber hinweg — in diesen bleichen Strahlen lag es doch nicht, was er suchte. Er hatte sie schon gefragt in stiller Mitternacht; er hatte die Sterne angerufen; hatte am Tag der Sonnwende aus dem Windröschen und dem Sesamkraut ein Feuer gemacht und durch den aufsteigenden Rauch in die Sonne geblickt — aber verschlossen blieben die Himmel. Und doch träumte ihm einmal, es gäbe ein Lichtlein im Weltenraum, und das Licht führe zum Heiligthum, das er suchte. —

Und siehe, als der Bursche so durch Wald und Hag dahinschritt, da sah er auf der Haide ein Lichtlein.

Er eilte ihm träumend zu. Eine Hütte stand dort; Martin sehnte sich nach Menschen.

Und als er zur Hütte kam, da fand er in derselben ein Weib einsam und verlassen auf einem Strohbund liegen; das schluchzte gar sehr, weil man ihm sein Kind fortgetragen hatte hinaus in ein fremdes Grab.

Martin setzte sich an die Thürschwelle.

Der Kranken that es wohl, daß ein Mensch bei ihr war, zu dem sie reden und klagen konnte.

Sie war ein armes Weib, war an der Seite ihres Mannes herumgezogen fast schon in der halben Welt; das Volk gab Brot, und die Lebensluft dazu gab Gott. Vor einundzwanzig Jahren hatte sie ihrem Manne das erste Kind geboren und in zwei Jahren nachher auf geheimnißvolle Weise verloren. Der Knabe spielte am Wiesenraine, als sie vor dem Schloßthore eines reichen Mannes Lieder sang, und als sie ihn rief, kam er nicht, und als sie ihn suchte auf der Wiese, auf dem Felde, im Walde — in der halben Welt suchte, fand sie ihn nicht.

Er blieb verschollen bis auf den heutigen Tag; wer ihn fände, am linken Fuß fehlt ihm eine Zehe, das wäre das Wahrzeichen.

Ihr Mann war auch schon zur Ruhe gegangen. Aber bald nach dem Begräbniß des Gatten merkte sie das neue Leben unter dem Herzen; bangend und hoffend zog sie weiter und bettelte sich durch mancher Herren Länder. Hier in der Waldhütte übernachtend kam die Stunde, das Weib gebar und verlor es wieder und Holz- und Köhlerleute trugen das Kind in den Wald.

„Und jetzt geh' ich," schloß das Weib ihr Erzählen, „und singe, wo ich Witwen und Waisen finde, meine Gesänge."

„Gutes Weib," entgegnete Martin, „wenn ich singen könnte, ich ging' mit Euch, vielleicht läge das, was ich suche, im Singen."

„Im Singen, lieber Mann, liegt Lust und Noth! — Ihr sucht ein glückliches Leben, ein Weib, eine Kinderschaar, ein friedliches Alter; o, bleibt daheim, das Alles liegt in Euren Bergen, bleibt daheim!"

„Daß Ihr mich versteht, Weib, ich suche nicht mein Glück, ich suche das Glück der ganzen Welt — das Reich Gottes auf Erden!"

„Das Reich Gottes auf Erden!" rief die Bettlerin auflachend und sich emporrichtend, „ei, da sucht wieder einmal ein Blinder nach der Sonne, die ihn einst geblendet hat. — Glaubt das einer armen Bettlerin: das Weltglück, wir wissen nicht mehr, wie es aussieht, darum ist alles Suchen vergebens."

„Aber ich hab' einen Priester predigen gehört, der sagte von einem Reiche Gottes auf Erden."

„Es ist auf Erden, ja, und ich weiß auch wo: es ist in dem Herzen eines Kindes, das schlummert." —

Wer jetzt den Mond betrachtet hätte! Langsam zog er hinter ein Wölklein und statt der lichten, freundlichen Scheibe sah man am Himmel ein dunkles Herz mit silbernen Rändern. Und das Herz wurde ein scharfes Dreieck und zackte sich aus, — es wuchsen Arme und Glieder und diese streckten sich nach allen Seiten und — jetzt kroch über das dunkle Himmelsgewölbe eine riesige Spinne dahin.

Und wer jetzt in Martin's Herz geblickt hätte!

Dort wurde ein Märchen wach, wie es einst in einer stürmischen Herbstnacht die Großmutter erzählt hatte. — Im Herzen des Kindes! — Ja, hier liegt ein Geheimniß, eine Zaubermacht — im Herzen des Kindes liegt Himmel und Glückseligkeit — Alles. Und darum hat jener Zauberer, von dem die Großmutter erzählte, ein Kindesherz geraubt und verzehrt sammt dem Geheimniß und der Macht, und er ist allmächtig geworden bis auf Eines. — Ei, dieses Eine — seinen eigenen Namen hat er vergessen und nicht mehr gefunden — er war namenlos. — Vielleicht auch das nicht, wenn er das Geheimniß zu Nutz und Frommen der Menschheit angewendet hätte. — —

Endlich, endlich gefunden, du bleicher Bursche — im Herzen des Kindes!

Ach, Martin, das Märchen der Großmutter war lehrreich; der Zauberer war namenlos geworden, er hatte den Namen Mensch verloren, er hatte ja eine unmenschliche That begangen. Martin, und wie hast Du es so unselig falsch verstanden mit Deinem einfältigen Wesen!

Martin bebte, er hielt sich an dem Thürpfosten und wie im Lippenkrampf preßte er die Worte hervor: „Auch im Herzen eines Kindes, das todt ist?"

„Auch in dem," sagte die Bettlerin.

Der Wurzelgraber erhob sich und ging über die Haide.

Der Mond stand wieder frei und klar am Himmel, als Martin mit einem kleinen Spaten, den er zum Ausgraben von Wurzeln und Kräutern zu verwenden pflegte, von dem Hochpaß, wo der Lärchbaum steht, niederstieg durch den jungen Wald gegen die Schlucht.

Dort stand die Kapelle.

Der Mond war hinter die Felsen gezogen.

Es ist drückend zu erzählen, wie der Mann gekämpft hatte mit seiner Muthlosigkeit, mit seiner Gespensterfurcht, wie er die Stunde beschwor und sich einsegnete mit allen Kreuz- und Wunderzeichen.

Behend und geräuschlos, wie sonst nie, eilte der Wurzelgraber. Plötzlich trat er auf lockeres Moos und sein Fuß stieß an ein Kreuzlein, das im Boden stak. „Hier!" sagte er und kauerte sich nieder. Fester faßte er den Spaten in die Hand und noch einmal rief er alle guten Geister an. Aber in dem Augenblick, als er das Eisen in den Boden graben will, beginnt es auf dem Thurme der nahen Kapelle zu rasseln und zu klappern, als ob hundert Todtengerippe tanzten.

Martin sprang auf und floh in das Gebüsch.

Das Geräusch währte eine Zeit fort und wiederhallte seltsam im Walde. Endlich war es wieder still.

Vielleicht ist das Uhrwerk abgelaufen, — kam es dem Wurzelgraber in den Sinn, aber er zitterte an allen Gliedern und die Kniee wollten ihm zusammenbrechen. Er beschloß nun, mit seinem Werk zu warten, bis der Tag anbreche.

So blieb er im Gebüsch versteckt, bis der erste Vogelsang wach wurde, bis es graute und sich lichtete und bis über den Ebenen das Morgenroth aufging.

Jetzt begab sich Martin wieder an die Stelle, wo das Kreuzlein stak. — Hier liegt das Kind der Bettlerin begraben ... Herz eines Kindes, das schlummert — das Geheimniß, die Zaubermacht, das Reich Gottes.

Emsig warf Martin das Moos und die Erde aus, mit dem Spaten und mit allen Fingern grub er und endlich stieß er auf den kleinen Sarg ... Den scharfen Spaten stemmte er zwischen die Fugen — es krachte und der Deckel sprang ab.

Da lag es nun, in Lumpen, winzig und bleich und steif, das Menschenkindlein, zusammengekauert, seine Händchen über die Brust gekreuzt, wie im Mutterschoß.

Leise rauschte es in den Blättern und Nadeln, auf allen Wipfeln sang und klang es — das Morgenroth strahlte in das Gräblein.

Martin's Antlitz war fahl, seine großen Augen rollten unstet, zum erstenmal war es ihm, als sei das, was er nun begehen wolle, eine ungeheuerliche That.

Aber im Herzen des Kindes liegt es, und jener Zauberer nahm es heraus und wurde allmächtig! Und die Großmutter hatte die Geschichte so oft erzählt und im Gebirge wurde viel von derlei gesprochen.

Im Beinkleid, am rechten Oberschenkel hatte der Wurzelgraber seine Messerscheide stecken. Nach dieser griff er nun und zog ein schmales, langes Messer hervor, wie es die Gebirgsbewohner als Taschenklinge bei sich tragen.

Als Martin die zarten Händchen der Leiche von der Brust wegziehen wollte, fiel es ihm ein, daß auch die Finger eines neugeborenen Kindes etwas Wunderbares an sich haben. Diebe brauchen das; wenn sie in irgend einem Hause, wo sie sich zur Nachtzeit zum Raube eingeschlichen, so ein Fingerchen anzünden, so brennt das wie ein Kerzlein, und so lange es brennt, wird kein Mensch im ganzen Hause wach.

Aber nein und nein, Martin war kein Dieb, er schauerte vom bloßen Gedanken; er wollte ja nichts sonst von der armseligen Leiche als das Herz, in dem das Reich Gottes liegt.

Zu diesem Zwecke nun schiebt er die steifen Händchen zurück. — —

Zwei Holzhauer, die von ihrer Hütte zum Tagewerk an der Kapelle vorüber kamen, fanden den Mann bei solcher Verrichtung.

Zuerst sahen sie ihm von der Ferne zu, wie er in der Grube kauerte und die Erde auswarf. Endlich erkannten sie den Martin und meinten, er grabe Wurzeln; aber so tief gräbt kein Wurzelgraber ein.

„Er hebt wohl gar einen Schatz!“ sagte Einer zum Andern.

„Wäre schon recht, dann müßte er mit uns theilen.“

Jetzt zog er das Messer aus der Scheide; die beiden Männer schlichen näher hinzu und da sahen sie neben dem Erdhaufen das Grabkreuzlein liegen.

„Heiliger Gott!“ lispelte einer der Holzknechte, „der scharrt ja ein Grab auf!“

„Dummes Zeug! Wen sollte man denn da begraben?“

„Wohl gar das Bettlerkind, das sie gestern bestattet haben. Ich hör', sie trugen es in den Wald. Doch, was wollt' er damit? — Dieser Martin ist ein sonderbarer Mensch!“

„He, Martin!“ riefen sie laut, „was machst Du da?“

Dieser fuhr zusammen, lehnte sich dann über das Särglein und stotterte: „Ich? — machen? — Wurzelgraben.“

Aber die Holzhauer hatten es bemerkt, was hier vorging, und sie verständigten sich schnell, was nun zu thun sei.

Der Bursche wollte entfliehen, aber die Männer hielten ihn fest und sagten: „Martin, Du hast hier

was angestellt und jetzt kommst Du mit uns, wir treiben Dich in die Stadt."

Da fiel Martin auf die Kniee und beschwor, daß er nichts Böses gewollt und gethan, er werde es schon sagen, warum er das Grab aufgescharrt — es sei vielleicht verboten gewesen, das sei ihm selbst so vorgekommen, aber er meine es nicht schlecht und sie möchten ihn nur machen lassen, es geschehe zu Aller Nutz und Frommen.

Aber die Holzknechte sagten: „Du bist ein schlechter Mensch, Martin, oder ein Narr, und Du mußt mit uns."

Einer löste den Strick von der Trage, auf welche er den Lebensunterhalt für die Woche gepackt hatte, und wollte damit dem Wurzelgraber die Hände binden, allein dieser bat weinend, daß man ihm das nicht anthue, er gehe schon auch so mit; wenn er Strafe verdient habe, so leide er sie willig.

Und nun führten sie den bleichen Burschen abwärts gegen das Städtchen.

Das Grab im Walde blieb einsam; es ging die Sonne auf und erhob sich über die Wipfel, und als die Mittagsstunde kam, schien sie auf das Särglein.

Es war nach Tagen.

Martin saß traurig in einer Kammer und zählte die kleinen, sechseckigen Scheiben am Fenster. Die

Kammer war wohl größer und wohnlicher wie seine Hütte daheim im Walde, aber die Thür war verschlossen.

Eine Kreuzspinne war ihm zum Herzen gekrochen — und nun saß er im Gefängniß!

Er mußte einen großen Fehler begangen haben, das war ihm jetzt klar, aber, wenn er nur beweisen könnte, daß er kein schlechter Mensch ist! Wenn doch nur die Thür nicht versperrt wäre, damit er zeigen könnte, daß er auch freiwillig bliebe und seine Strafe leide.

Ein Mann brachte ihm täglich Suppe, Gemüse und Brot, machte ihm das reinliche Strohbett, und als es einmal draußen regnete und der Wind im Hollunderstrauch vor dem Fenster schwirrte, feuerte er gar in den kleinen Blechofen. Es kamen die ersten Wintertage, wüster und heftiger schlug der Wind an das Fensterchen und pfiff schrill durch die Fugen; endlich wurde es ganz grau vor den Scheiben und Flocken tanzten und der Schneestaub legte sich in die Fensterwinkel. Da erschien der Wärter öfter und machte Feuer in dem Ofen. Das kam dem Burschen liebreich vor, so arg mußten es denn die Menschen doch nicht haben auf ihn.

Und dennoch schlug Martin seine rauhen Hände oft heftig vor die Stirne und stampfte in Verzweiflung mit dem Fuß. — Wenn ein Mann im Gebirge arbeitet, tagtäglich von seiner Kindheit an

arbeitet — und mit einemmale muß er ruhen und unthätig sein, müßig bei gesunden Gliedern, muß dasitzen zwischen den Mauern, und draußen harret die Arbeit — das ist eine Pein.

Martin litt diese Folter.

Sein ganzes Wesen ging dahin, daß er wieder daheim auf seinen Höhen sei, dort wolle er arbeiten und graben und seine Hütte vergrößern, und Nothburga zum Weib nehmen. Alle Welt möge gehen, wie sie geht, sie sei des Glückes nicht werth.

Einmal bat Martin den Wärter, dieser möge ihm Stroh bringen, er wolle Strohschuhe flechten, aber der Wärter brachte ihm keinen Halm. Da weinte der Bursche und klagte: „Das thun sie mir zur Pein an; mir wär' es tausendmal lieber, sie gäben mir nur Brot und Wasser, aber Arbeit dazu!"

Eines Tages wurde es anders. Ein Gerichtsdiener trat mit dem Gefangenwärter ein und befahl dem Wurzelgraber, daß er folge. Martin that es freudig, denn nun durfte er wohl wieder heim in seine Wälder. Aber in der Vorhalle nahm der Gerichtsdiener ein Kettenschloß vom Gesimse und legte es dem armen Burschen an die Hände. So führte man ihn in das Freie, wo es so blendend weiß und licht war, und wo doch der düstere Winter lag. Sie führten ihn durch einige Gassen der Stadt und über den Marktplatz. Menschen drängten sich

heran, daß schier der Weg versperrt wurde, aus allen Fenstern sahen Leute und Viele zeigten mit Fingern auf den Wurzelgraber und riefen: „Dort geht er, das ist der Leichenräuber!“

Leichenräuber! — In seinem Leben war dem unglücklichen Aepler kein Leid so plötzlich zu Herzen gedrungen, als dieses schreckliche Wort. Jetzt erst ging ihm das Licht auf und sein Todesurtheil hatte er gehört. Nun war Martin überzeugt, daß dieser Gang in Ketten sonst nirgends hinführe, als hinaus vor die Stadt zum Hochgerichte.

Er wäre zusammengebrochen mitten auf dem Marktplatz — aber der Gefängnißwärter stützte ihn.

Sie kamen am Hause vorüber, wo Martin vor wenigen Tagen mit Rothburga getanzt hatte, wo sie den Niklas erschlugen. Ach, das war ein unheilvoller Tag und eine unglückselige Nacht!

Ja wohl, unglückselig, wenn Einer das Reich Gottes sucht und er findet das Hochgericht!

Ein Wegweiser ist geschrieben und aufgerichtet, aber gar Mancher hat ihn übersehen und Mancher kann ihn nicht lesen und nicht deuten und geht den Weg des Verderbens! —

Endlich führten sie den Wurzelgraber in ein Haus und über eine breite, steinerne Treppe in einen großen Saal. Der Saal war durch ein Eisengeländer in zwei Räume abgetheilt. In einem dieser Räume standen und drängten viele Menschen, in dem anderen

saßen an einem langen, grünen Tisch ernste Männer in dunkler Kleidung. Einige Fenster des Saales waren durch Vorhänge verhüllt. Auf dem grünen Tisch stand zwischen zwei brennenden Wachskerzen ein Crucifix. Vor dem Tisch war ein einzeln dastehender Stuhl ohne Lehne. Zu diesem Stuhle wurde Martin geführt und dort nahm ihm der Gerichtsdiener das Schloß von den Händen.

So stand er da, der bleiche Bursche mit den großen, dunklen Augen, den wirren Haaren und dem ungepflegten Bartanflug. Das Zittern seiner Mundwinkel verkündete einen unendlichen Schmerz und das Auge flehte die Männer in dunkler Kleidung an, daß sie diesen Schmerz von ihm nehmen möchten.

Aber die Richter blieben kalt, nur sagten sie zu einander: „Noch so jung, noch so jung!“

Da lag ein Stoß von Papierblättern und auf diesen stand Alles geschrieben. Der gerichtliche Befund der kleinen Leiche, die Aussage der beiden Holzhauer, wie sie ihn an jenem Morgen an der Waldkapelle neben der Leiche trafen, von dem Wahne des Mannes, das Reich Gottes zu suchen, und von noch Anderem stand auf den Blättern. Da wurde jetzt aus diesen vorgelesen, dann wurde gesprochen, es sprachen Einzelne und sie sprachen durcheinander, laut und leise, und Martin stand da und verstand von Allem kaum ein Wort.

„Wie alt ist Er jetzt — Er?“ fragte der Vorsitzende plötzlich, „hört Er nicht, ich frag' wie alt?“

Der Wurzelgraber schrak aus seinem Brüten auf. „Wie alt“, stotterte er, „das weiß ich gar nicht recht, ich soll in die Welt gekommen sein in dem Jahr, wie der große Sturmwind gewesen ist.“

„Hat er noch Eltern?“

Martin schüttelte den Kopf.

„Nicht also?“

„Meine Mutter hab' ich nicht gekannt und meinen Vater hat vor zehn Jahren der Brand umgebracht.“

„Was hat Er denn immer gemacht?“ fragte der Richter.

„Was wird Unsereiner auch machen! Mein Vater hat mir nichts lernen lassen können, nur die Wurzeln und Kräuter hat er mir angesagt, und sobald ich stark genug gewesen, bin ich das Wurzelgraben angegangen.“

„Kann Er davon leben?“

„Das just wohl!“

„Ist Er militärpflichtig? — Ich meine, ob Er sich schon einmal hat stellen müssen?“

„Ja, ich war wohl einmal, aber da haben sie mich wieder heimgehen lassen.“ —

So ging es fort. Oft war Martin verwirrt und antwortete gar nicht, und als das Verhör zur betreffenden That an der Waldkapelle kam, zitterte

er und rief: „Ja, ich hab's gethan, aber ich hab's nicht schlecht gemeint."

Endlich fragte man ihn gar nicht mehr und der Staatsanwalt stellte den Antrag: schweren Kerker auf zehn Jahre!

Da stand ein Mann mit langem, braunem Vollbart auf, der abgesondert an einem Tischchen gesessen war und bisher nur wenig gesprochen hatte. Dieser hielt nun eine lange Rede. Er legte noch einmal den Thatbestand dar, sprach dann von dem unbescholtenen Vorleben, von der nichtigen Erziehung, der Erscheinung und den Verhältnissen des Wurzelgrabers und schloß endlich seine Rede:

„Wir haben, meine Herren, keinen Verbrecher vor uns, sondern ein unglückliches Opfer des Aberglaubens, das wir wohl tief bedauern, aber nicht richten können. Wir Alle, die wir uns heutzutag' der Humanität und Bildung, des lichteren Geisteslebens erfreuen, ständen ohne Erziehung und Schule auf der Stufe, auf welcher unser Angeklagter steht. Der Unglückliche hier wäre durch eine entsprechende Ausbildung ein herrlicher Mensch geworden, edler und besser vielleicht, als Einer. Der Mann hier trägt viel Menschenliebe im Herzen, das zeigt sein Streben, ein Weltbeglücker werden zu wollen. — Wer unter uns hat als begeisterter Junge in den Studentenjahren diesen Wahn nicht getheilt, freilich mit weniger Consequenz, weil wir bald sahen, daß er

ein Ideal ist und unter den leidenschaftsvollen Menschen auf Erden nicht verwirklicht werden kann. Diese Aufklärung aber in dem Sinne ist unserem Manne hier nicht geworden, weil er keine Ausbildung und keine Lebensschule genoß, und so hielt er starr und fest an dem Wahne und verfolgte sein ideales Ziel mit Aufopferung seines eigenen Wohles. Dazu kam der volksthümliche Aberglaube. Auch wir haben als Kinder Fabeln und Märchen geglaubt und würden sie noch glauben, wenn wir nicht durch ein Aeußerliches, durch die Schule und die Erfahrung eines Anderen überzeugt worden wären, denn die eigene Vernunft arbeitet sich aus dergleichen gar schwer heraus. Der Mann aber ist nicht durch ein Aeußeres eines Anderen überzeugt worden, im Gegentheile, seine Umgebung hat den Aberglauben in ihm nur noch mehr bestärkt und bestätigt. — Sie geben mir zu, meine Herren, daß ein Verbrechen, wie Mord, Brandlegung u. s. w., von einem Ungebildeten aus Aberglauben begangen, nicht so schwer in die Wagschale fällt, als wenn dasselbe von einem Gebildeten aus Haß und Rache verübt wird. Nun ist aber der gegenwärtige Fall kein Mord und keine Brandlegung, er ist kein Act des Hasses und der Rache, nicht einmal der Eigenliebe. An einem Todten hat sich der Angeklagte vergriffen, in dem Wahne, den Lebendigen das Glück zu geben. Wollen Sie das, meine Herren, sühnen wie ein Verbrechen? Wohl

heißt es: Laßt die Todten ruhen! Aber machen Sie einmal dem anatomischen Kabinet einen Besuch, dort wird die sogenannte Ruhe auch gestört und entehrt — die Todten werden zergliedert, zerstückt — zum Vortheile der Lebendigen. — Ich behaupte nicht, daß es kein Verbrechen sei, die Gräber zu öffnen; es ist Leichenschändung und Leichenraub geschehen, diesen die vollste Strenge des Gesetzes! Der gegenwärtige Fall ist ein anderer und in Bezug auf das bereits Gesagte zu entschuldigen. — Erwägen Sie den Fall noch einmal, meine Herren, und erwägen Sie meine Worte, die ich aus der Tiefe meines Herzens für den unglücklichen Mann hier gesprochen habe. Richten Sie über das Vergehen eines Verirrten nicht, wie über ein Verbrechen. Die hier in Verhandlung stehende That ist nichts als ein unwissentliches Vergehen gegen die Sitte; betrachten Sie dieselbe als solches, meine Herren, und lassen Sie den armen Mann nun gewitzigt sein und heimziehen in seine Berge!"

Nach dieser Rede war es still im ganzen Saale. In Martin's Auge hing eine große Thräne; er stürzte hin vor den Vertheidiger, umschlang seine Füße und rief: „Der ist mein einziger Freund in der Welt!"

Aber dieser wehrte kühl ab; ohne noch ein Wort zu sagen, setzte er sich an seinen Tisch. —

Die Richter erhoben sich von ihren Sitzen und traten in ein Nebengemach.

Der Staatsanwalt und der Vertheidiger, die sich anscheinend eben feindlich gegenüber gestanden, gingen jetzt zusammen und plauderten in einer Fensternische.

Das Volk war unruhig und erging sich in Muthmaßungen über das zu erwartende Urtheil. Die Kerzen brannten matt und ruhig neben dem Kreuzbild und Martin saß auf seinem Schemel und starrte zu Boden.

Endlich, nach einer geraumen Zeit, öffnete sich die Thür des Kabinets, die Richter traten heraus und der Vorsitzende verkündete das Urtheil.

Da Sturm und heftiges Schneegestöber wütheten, so wurde dem Wurzelgraber gesagt, er könne noch einen Tag in dem Hause bleiben, in welchem er in der Untersuchungshaft gesessen, und man wies ihm eine wohnliche Stube an. Ein Mann brachte auch Stroh und Bindwerk in die Stube, daß er, wenn er wolle, Strohschuhe flechten könne. Aber Martin ließ das stehen, er sah immer nur durch das Fenster in das grau verschwommene Wehen und Wogen des Schneegestöbers hinaus. Das Fenster hatte kein Gitter, die Thür war nicht verschlossen, der Ofen war warm. Er war kein Gefangener, er war Gast und morgen lichtet sich der Himmel und es geht heim zu.

— Aber wenn doch eine Schuld in dir läge, Martin, und wenn sie dich morgen von dieser Stube wieder in den Kerker führten? — Daheim steht deine Hütte, daheim harrt Rothburga; die Hütte ist verlassen, Rothburga denkt deiner in Lieb' und Schmerzen. Und all die Menschen halten dich für einen Missethäter! Wer soll da noch säumen eine ganze lange Nacht, wer soll da nicht heim und wenn Spieße vom Himmel fielen? —

So sann Martin, als er durch das Fenster sah.

Und als es zu dämmern begann, da hielt es der Bursche nicht mehr aus, fest knöpfte er seinen Rock zu, tief in die Stirne drückte er seinen Hut, dann schlich er fort aus der Stube, aus dem Hause wie ein Dieb.

Die Gassen des Städtchens waren leer, überall lag hoher, lockerer Schnee, ein schneidender Wind wehte dem Dahineilenden Flocken und Eisnadeln in das Gesicht. Aus den Fenstern strahlten Kaminfeuer und Abendlichter, Martin eilte davon, so gut es ging. Außerhalb des Städtchens war bald kein Weg und kein Steg mehr zu erkennen, aber der Wurzelgraber schritt rüstig über den Schneeboden dahin, gleichgiltig, ob auf Weg oder Feld oder Haide, seine Richtung wußte er ja.

Lange irrte er durch die Gegend und er kam nicht weiter; noch die Mitternachtsstunde hörte er von der Thurmuhr des Städtchens schlagen. Aber

Martin war muthig, es ging ja heimwärts. Endlich kam er zum Wald und auf demselben lag ein Schneegewölbe und das gab einigen Schutz.

Freilich war es gar finster unter den Aesten und die Wipfel rauschten unheimlich und hie und da fielen Schneeklumpen zu Boden, aber Martin achtete das nicht, er war ein Sohn des Waldes und hatte so manchen unwirthlichen Winterabend im Freien zugebracht. So ging's fort zwischen den Stämmen und Sträuchern über Stock und Wall. Plötzlich aber kreischte Martin auf und sank fast in den Boden.

An seinem rechten Arm hatte ihn eine Hand gefaßt.

„Ei, das ist wohl gar der Leichenräuber!" rief eine Stimme.

Eine männliche Gestalt stand vor ihm — wie aus der Erde aufgetaucht war sie gekommen.

„Beruhige Dich, Bruder," lachte die Gestalt, „ich kenne ja Deine Geschichte und ich weiß, daß Du unschuldig bist. Steh' auf, Narr, wir halten uns zusammen, daß wir aus dieser Mördergrube kommen, ich hab' Frost und Hunger. Wir wollen einander beistehen, wir haben das gleiche Geschick. Solltest Du mich noch nicht gesehen haben, so sage ich Dir, daß wir die letzten Wochen her in einem Hause gewohnt haben. Ich ließ mir von Dir erzählen und hätte nur gewünscht, mit Dir zusammen zu sein.

Ich bin ein ehrlicher Kerl und unschuldig haben sie mich hingehalten, alberner Händel wegen, an denen ich mich gar nicht betheiligt habe. Erst in den letzten Tagen kam meine Unschuld ans Licht und man ließ mich frei. Jetzt freilassen, jetzt zur rauhen Winterszeit! Was soll ich anfangen, ich bin nicht von hier und ich habe keinen Erwerb. Kaum die nöthige Kleidung habe ich, so daß sie mich im Zwilchrock fortgehen ließen. Was soll's nun werden mit mir, wenn ich nicht gute Menschen finde!"

Wie diese Worte mit Lachen begonnen hatten, so hörten sie mit Weinen auf.

Martin hatte sich von seinem Schreck erholt — das war ja kein Bösewicht, der ihn überfallen wollte — ein armer Nothleidender war's, ein Hungernder, ein Frierender. Brot hatte der Wurzelgraber keines, aber einen dichten Lodenrock, und den bot er dem Fremden bereitwillig an.

„'s ist eine Gewissenlosigkeit," sagte dieser, „wenn ich von Dir Rock und Hut nehme, aber wenn mir der Frost nicht schon bis ans Herz ginge und wenn ich nicht wüßte, daß Deine Güte zu mir aus wahrer, christlicher Liebe kommt, so würde ich die Kleider nicht annehmen."

Der Fremde nahm Martin's Rock und Hut und warf dem Wurzelgraber die leichte Zwilchjacke und die Wollenhaube dafür hin, wie er sie aus dem Arrest mitgebracht hatte. Martin zog diese Kleider

ruhig an, dann lud er den Fremden ein, daß er mit ihm gehen möge, er kenne die Gegend, er führe ihn aus dem Wald und in eine Herberge. So gingen sie weiter, Beide sprachen wenig. Ueber ihren Häuptern krachten die Aeste, einzelne brachen sogar und stürzten rauschend nieder.

Endlich kamen sie auf einen freien Platz, der mitten im Walde lag. Der Sturm hatte ein wenig nachgelassen, es war der Mond aufgegangen und er senkte sein Halblicht durch das graue Gewölke, das über den Baumwipfeln dahinjagte.

Der Fremde zog den Lodenrock eng zusammen und lehnte sich an einen Baum, er war erschöpft. Der Mond schien einen Moment in sein Gesicht, das war noch jung, aber sehr bleich. Martin stand neben seinem Gefährten und hauchte sich in die Hände.

Plötzlich horchte der Mann am Baume auf. Von der entgegengesetzten Seite des Angers war es zu hören, wie Pferdetraben.

Martin fiel wieder in Angst, aber der Fremde murmelte in sich hinein: „Geköpft wie gehangen, ein Teufel!“

Das Pferd trabte langsam heran, auf demselben saß eine halb von Schnee eingehüllte Gestalt.

— Da reitet ein nächtlicher Wanderer durch den Wald — das geht sehr langsam, das Roß ist müde, der Reiter schläft wohl gar.

Der Mann am Baume lauerte. „Sieh' einmal," sagte er dann leise zu Martin, „ist das ein Leichtsinn von dem Mann, jetzt schläft er auf dem Pferd und erfriert. Man muß ihm beistehen und wecken, doch früher müssen wir sehen, mit wem wir's zu thun haben. Jetzt, wenn das Pferd ganz nahe gekommen sein wird, so fasse Du es vorsichtig beim Zügel, ich werde den Mann wecken, daß er doch nicht erstarrt."

Und als das Pferd ganz nahe war, faßte es Martin am Zügel und in demselben Augenblick stürzte sein Gefährte herbei und riß den Reiter nach rückwärts zu Boden.

Ein Hilferuf, ein Pistolenschuß, ein Aufschrei, zwei Männer lagen im Schnee und rangen, ein Dritter lag in seinem Blute. Das Pferd wieherte, schlug aus und herum in einem weiten Halbkreis lief es, daß der Schnee hoch aufstäubte und der Boden dröhnte.

Endlich gelang es einem der Ringenden sich aufzuraffen, den andern von sich zu schleudern, sich auf das Pferd zu schwingen und im vollsten Galopp davon zu rennen.

Auch der Zweite erhob sich, schüttelte den Schnee von Kleidung und Bart, sah dann dem dahin eilenden Pferde nach und schüttelte den Kopf. „'s ist ein Glück, daß mich der Hallunke nicht erwürgt hat," brummte er, „das Knie preßte er mir lang' genug

in den Hals. Die Uhr mag er denn haben und mein Brauner, der wird mir schon wieder kommen. — Ach Gott, da hab' ich ja Einen erschossen!" rief er aus, als er unseren Martin auf dem Boden liegen und sich winden sah.

„Gerade durchs Bein," wimmerte Martin, „und jetzt kann ich gar nicht weiter!"

„Du Allmacht, das ist ja der Wurzelgraber Martin!" sagte der beraubte Mann, „aber wie kommst Du doch um des Himmels Willen unter die Straßenräuber?"

Der Arme jammerte und that den lauten zitternden Ruf: „Jetzt, was ist geschehen?"

Der Andere stand einen Augenblick sinnend da. „Martin," sagte er dann gedämpft, „steht's so mit Dir? Nein, wenn ich gewußt, daß Du es bist, ich hätte nicht geschossen, aber sei nur ruhig, ich werde Dir das Blei schon wieder herausziehen. Mit dem Verbinden aber müssen wir's schnell machen, dann nehm' ich Dich mit hinaus in das Dorf."

„Nein, in's Dorf nicht, wenn ich Euch bitten darf, tragt mich hinein in die Stadt zum Gericht, sie werden Euch's lohnen!"

„Zum Gericht später, jetzt komm', ich trag' Dich schon ins rechte Haus."

„Aber, ich weiß nicht, wie das ist; seid Ihr angefallen worden? Zuletzt ist wohl gar — ach, ich weiß nicht und ich versteh's nicht — Jesus, ich bin wahnsinnig geworden!"

„Ruhig wir müssen eilen, Dein Blut fließt in den Schnee und in Hochdorf liegt Jemand in Sterbensnoth!“

Als dieser Mann dem Unglücklichen das rechte, verwundete Bein verbunden hatte, hüllte er ihn in seinen Mantel, faßte ihn auf den Rücken und trug ihn durch den Wald.

„Ihr seid gar der Arzt von Dernau?“ fragte Martin unterwegs einmal.

„Ja, Martin.“

„Dann kenn' ich Euch. Aber das werdet Ihr Euch von dem Martin nicht gedacht haben, das! Doch bei Gottes Kreuz und Leiden, ich hab's nicht gewußt und nicht gewollt — —“

Er sprach nicht weiter; so heftig war der Schmerz, den er litt, daß er kaum die Kraft hatte, sich an dem Nacken seines Trägers festzuhalten.

Bergauf und thalab ging's, über Hügel und durch Schluchten; kaum daß der Arzt in Nacht und Schnee den unsicheren Fußsteig traf. Auf den Anhöhen hatte der Sturm die Bäume geknickt, und man konnte es von nah und ferne noch hören, wie sie zusammenbrachen. In den Schluchten lag tiefer Schnee und die Aeste der Bäume drückte er nieder, daß sie den Wandelnden mit seiner Last oft und oft den Weg versperrten. Der Wolfswald ist eine unwirthliche Gegend, die Leute gehen nicht gerne durch denselben in solchen Stunden. Nur der Arzt

von Dernau, der fast täglich ins Hochdorfer Armenhaus jenseits des Waldes muß, hat den nächtlichen Ritt schon unzähligemale gemacht; freilich das, wie heute, ist ihm früher noch nie begegnet.

Der Arzt stand oft still und stellte seine Last auf einen Baumstock, dann trocknete er sich die Stirne. Es war ihm heiß trotz des eisigen Schneewehens.

„Ihr richtet Euch zugrunde!“ sagte Martin einmal leise, „lehnt mich da unter die Tanne und wenn Ihr nach Hochdorf kommt, so schickt mir ein paar Männer herüber, ich werde derweilen nicht erfrieren.“

„Martin, da würdest Du sehr krank werden!“ entgegnete der Arzt und schleppte seine Last weiter und weiter. Er zwang und kämpfte sich über Gestock, Gefälle und zusammengewehten Schnee und erreichte endlich die Lichtung, wo die Felder beginnen.

Und als er über die Felder hinschritt, da wurde es im östlichen Gewölke lichtgrau und auf dem Boden, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte, sah man immer deutlicher die Steine und Halme. Und wenn Wind und Schneewehen für Augenblicke ruhig waren, so konnte man vor sich im Thale einzelne Lichter sehen und das Geklapper des Korndreschens vernehmen.

Als der Arzt gegen das Dorf kam, begegneten ihm Männer mit Aexten und Sägen.

„Grüß Gott, Doctor! heut' zu Fuß?“ sagten Einige und hoben ein wenig ihre hohen Filzhüte.

„Dank Euch Gott!“ entgegnete der Mann, „geht schon ins Holz?“

„'s wird wohl sein. Du heiliger Josef, was schleppt Ihr denn auf Euerem Rücken daher?“

„'s ist ein Kranker aus dem Walde,“ sagte der Arzt und schritt langsam weiter.

Warum hat er den Leuten nicht alles erzählt, daß sie den Räuber verfolgt hätten? — Der Mann kannte sein Pferd.

Im Dorfe selbst begegnete ihm Niemand. In einigen Bauernhäusern hatte man Licht in der Stube, in anderen war es dunkel. Hie und da krähte ein Hahn.

Der Wind hatte nachgelassen, aber Schneeflocken fielen nieder und legten sich dicht und dichter auf die Strohdächer, auf alle Pfähle, Brunnentröge und Zaunstangen. Und was sich an den Rücken des mühsam einherschreitenden Mannes schmiegte — kaum war es unter dem Schnee mehr zu erkennen, was es war.

Endlich, gegen Ende des Dorfes, etwas abseits vom Weg, stand ein altes Gebäude aus Stein mit Erker und Thürmchen. Das Dach stand an einzelnen Stellen weit hervor, die Fenster waren groß, aber vergittert. Ueber dem weiten, doch geschlossenen Thor an der Mauer war ein Gemälde, den barmherzigen

Samariter darstellend, wie er den unter Straßenräuber gefallenen Mann auf die Schulter ladet.

Diesem Hause ging der Arzt zu und zog am Eingange die Glockenstange.

Bald öffnete sich das Thor und die Schließerin, ein altes Mütterchen, streckte dem Ankömmling die Hand entgegen: „Gott sei Dank, weil Ihr doch endlich nur da seid!

„Giebt's was?"

„Ach sonst nichts, aber —"

„Was macht die Kranke?"

„Mein, die ist rechtschaffen passabel, seit Mitternacht hat sie einen guten Schlaf; aber Ihr, was ist Euch denn geschehen? Nein, dieser Schreck, da kommt das Roß allein . . ."

„Das Roß? Mein Pferd ist gekommen?"

„Jesus Christus, wer hockt Euch denn auf dem Nacken, Doctor?"

„Laßt mich nur erst in die warme Stube und richtet Eis," sagte der Arzt.

Jetzt kamen auch andere Leute herbei, Männer, Frauen, theilweise in Binden und an Krücken. Alle schrieen: „Nu schaut's, da ist er ja; Gott sei Lob und Preis, weil er nur da ist!" —

Und als der Mann im Zimmer war, ließ er seine Last auf ein Ledersofa gleiten und sagte: „So, Martin, jetzt sind wir daheim. Schau, für dieses Haus hast Du mir oft die Wurzeln und

Kräuter gesammelt. Wie ist Dir, hast Du großen Schmerz?"

Martin zitterte und der Arzt nahm ihm den schneeigen Mantel und die nasse Zwilchjacke ab, dann rief er in ein Nebenzimmer, daß man frische Decken und ein Glas Wasser bringe.

„Aber," murmelte Martin, „das war doch ein höllischer Lump! Meinen Rock hat er auch!" Dann nahm er einen Schluck Wasser.

Später sagte er zum Arzt: „Da habt Ihr mich jetzt so weit hergetragen und seid doch um zwanzig Jahr' älter als ich."

Und der Morgen, der durch die Fenster fiel, zeigte es, der Arzt hatte viele graue Haare auf dem Haupte und im Vollbart; sein Gesicht war etwas durchfurcht und sehr gebräunt, und wenn er sprach oder lächelte, so lag auf demselben ein Zug — eigen und merkwürdig — eine wunderbare Handschrift der Seele. Die Gestalt des Mannes war groß und trug ein bequemes Winterkleid aus grauem Loden. Der Nacken war etwas gebeugt — wohl noch von der Last, die er ins Asyl getragen! —

Im hohen, geräumigen, etwas alterthümlich eingerichteten Zimmer stand ein brauner Kasten. Diesen öffnete nun der Arzt und zog eine Lade heraus, in welcher viele Instrumente aus Messing und Stahl und verschiedene andere Gegenstände waren. Dann verlangte er von den zu- und abgehenden Personen

noch dies und das und nahm hierauf dem Wurzelgraber die Binde ab, schnitt das Beinkleid auf und untersuchte, wie es mit dem Fuße aussah, welche Verheerungen sein Schrotschuß angerichtet hatte.

„Drei Körner stecken d'rin, Martin, aber wir werden sie schon heraus kriegen; ein wenig schmerzen wird's wohl, aber 's ist gleich vorüber."

„Schmerzen, meint der Herr? Nein, wenn ich an Anderes denke, schmerzt sonst gar nichts. Ich thu' Euch's nur früher erzählen, wie's gekommen ist, Doctor!"

„Hernach, hernach, lieber Freund, jetzt ist hohe Zeit, daß wir daran gehen."

„Werdet das wohl selbst am besten verstehen, aber wenn's nun so gäh mit mir sollt' aus werden! — Ich will's doch früher erzählen."

„Wirst mir noch Alles erzählen, Martin, aber jetzt mußt Du ruhig sein."

„So glaubt mir doch, daß ich Euch nicht angefallen hab'. Ich weiß gar nicht, wie das gewesen ist."

Der Arzt reichte dem Wurzelgraber die Hand, dann begann er die Operation.

Sie war lang und mühevoll. Martin klammerte seine linke Hand krampfhaft an die Lehne des Sofas und die rechte hatte sich tief in seine Locken eingegraben. So lag er da, starr und ruhig — er bebte nicht, er klagte nicht; nur einmal, als

das Eisen im Beine krachte, zuckten seine Lippen, aber dann drückte er sie fest zusammen, bis Alles vorüber war und der Arzt sagte: „Jetzt, mein Lieber, wird's gewonnen sein; hast Dich brav dabei gehalten. Jetzt wirst Du eine Suppe essen und dann schau, daß Du einschlafen kannst, bis Mittag komm' ich wieder zu Dir."

Nach diesen Worten ging er und schrieb einen Brief an das Kreisgericht, denn er sogleich durch einen eigenen Boten absandte.

„Schläft sie immer noch?" fragte später der Doctor.

„Vor einer halben Stunde hat sie die Augen aufgeschlagen und nach Euch gefragt," berichtete die Wärterin, „seitdem schläft sie wieder. Aber jetzt sagt uns doch, das Roß hat Euch wohl abgeworfen? Gerade wie der Tag anbricht, kommt es allein in den Hof, es ist halb wild und der Peter mag's völlig nicht in den Stall bringen."

Sofort erzählte der Doctor, wie er gestern im Laufe des Nachmittags dringende Krankenbesuche gehabt habe, wie er erst am Abend nach Dernau kam, dort ein paar Stunden ruhte, und wie er gegen Mitternacht aufbrach, um nach Hochdorf zu reiten, der Kranken wegen, die in der Krisis liegt. — Wie er nun im Schneesturm, fest in den Mantel gehüllt, durch den Wolfswald so dahin traben läßt,

dabei schier einschlummert, bleibt das Pferd plötzlich stehen und er wird nach rückwärts zu Boden gerissen. Noch schießt er sein Pistol gegen eine Gestalt ab, aber schon drückt ihn ein Mann fest in den Schnee, entreißt ihm die Börse und die Uhr und flieht mit dem Pferde davon. Erst jetzt gewahrt der Beraubte den Verwundeten, den Martin, der vor einiger Zeit wegen einer sonderbaren Geschichte in den Arrest kam. Wie das zusammenhängt und wie der arme Bursche in die Hände von Spitzbuben gefallen ist, das müsse sich erst aufklären.

So erzählte der Doctor und dann ließ er mehrere Bauern von Hochdorf entbieten, in den Wolfswald zu gehen und die Gegend zu durchsuchen.

Im ersten Stock des alten Hauses war eine große Stube mit vielen Schränken und Betten und zwei grünen Kachelöfen, in welchen es recht lebendig knisterte.

Die Betten waren einfach, aber sehr reinlich und zu dieser Morgenstunde alle bereits geschichtet. Neben den Betten auf Lederstühlen saßen alte, krüppelhafte Männer und Weiber und sie sprachen leise zusammen und Jedes hatte eine kleine Beschäftigung.

Ein einziges Bett an einer Ecke war mit einer weißen Blache verhangen, daneben stand ein Tisch mit Tassen und Fläschchen.

In diese Stube ging nun der Doctor, nachdem er unten eine Fleischbrühe zu sich genommen hatte.

Wie er eintrat, humpelten Alle von ihren Plätzen herbei und gaben ihm die Hand. Er drückte jede und sprach freundliche Worte. Dann ging er zum Bett, das mit der Blache verhangen war.

Langsam zog er diese seitwärts.

Im Bette lag ein Mädchen. Es lag da wie eine Leiche, eine Hand über der Brust, bleich das junge liebliche Antlitz, mit geschlossenen Augen und losen, reichen Haaren. Das Mädchen, wie es dalag im Dunkeln, war schön wie eine weiße Blume in der Waldschlucht — wie eine Mondnacht.

Lange hielt der Doctor den Vorhang seitwärts und sah hin, und endlich beugte er sich langsam nieder zur Schlummernden, zu ihrem Mund, um zu fühlen, ob sie athme.

Und sie athmete.

Jetzt faßte er sanft ihre Hand und jetzt bewegte sich diese und das Mädchen schlug halb die Augen auf.

„Nothburga, hast Du jetzt geschlafen?“ sagte der Mann leise.

„Ah,“ hauchte die Kranke überrascht, „jetzt seid Ihr doch wieder da. Nein, ich hab' nur so geträumt, — es kommt mir immer noch vor, ich seh' ihn liegen mit der großen Wunde.“

„Ich werde Dir eine Schale Mandelmilch reichen, das beruhigt; schau, Du wirst jetzt bald wieder gesund sein.“

Nothburga richtete sich mit Hilfe des Arztes auf und trank einige Tropfen von der Mandelmilch. Dann blickte sie den Mann treuherzig an und sagte: „Und jetzt hätt' ich Euch wohl wieder gern gebeten, daß Ihr Zither spielt."

Der Doctor lächelte. Sogleich lächelte die Kranke auch, denn sein Lächeln war für die Menschen immer das, was ein Sonnenstrahl für die Veilchen ist.

„Ja, wenn ich Dir, liebes Kind, damit eine Freude mach', so werde ich spielen. Mutter Anna, Ihr holt mir wohl gerne die Zither von meiner Stube, sie hängt neben dem Bücherschrank; der Schlüssel steckt an der Thür."

Und ein altes Mütterlein, das nur die rechte Hand hatte — die linke nahm ihm vor Jahren der Doctor ab — humpelte jetzt fort und kam bald wieder mit dem Instrument zurück.

Auch alle Anderen waren leise herbeigekommen und stellten sich um das Bett und das Tischchen, an dem nun der Doctor saß und die Saiten stimmte. Endlich tönten diese zusammen in harmonischem Vielklang, und als ein Liedchen zu Ende war, fragte der Mann etwas schalkhaft: „Gefällt das der Nothburga?"

Die Kranke lächelte und er spielte weiter.

Aber plötzlich brach er das Spiel wieder ab und heiter zu den alten Männern und Frauen gewendet sprach er: „Was thätet Ihr sagen, wenn die Nothburga Frau Doctorin würde?"

Da lachten sie Alle und meinten: „Der Nothburga wäre das schon zu gönnen."

„Ei, das wäre wohl kein Glück für die Nothburga. Ich bin ein Vierziger und bin grau und griesgrämig; ich gehöre hin, wo die Krankheit ist, und Nothburga blüht erst auf und gehört zum Leben. 's wird schon Einer kommen, der das mitbringt, werde nur erst gesund, Nothburga!"

„Ach, so lang' ich ihn noch liegen seh' mit der großen Wunde," entgegnete das Mädchen leise und langsam, „und so lange sie den Martin nicht wieder zurückgeben und sagen: er ist unschuldig, so lang' kann ich nicht mehr gesund sein."

Der Doctor griff wieder in die Saiten, sang ein heiteres Lied und einen Jodler dazu, so recht derb und lustig, daß die Weiber sagten: „Na, und jetzt ist er wieder wie ein Bauernbursch oben im Gebirg."

Nur das Ende war nicht so. Das letzte Ausklingen eines Jodlers hat ein so eigenartig, innig Lustiges, daß es nur der geborene Aelpler recht hervorsprudeln und austrillern kann; ein Anderer kann es nicht, das letzte Ausklingen gelingt ihm nicht.

Endlich erhob sich der Doctor und sagte zu Nothburga: „Und jetzt muß ich ein wenig arbeiten; die Josefa bleibt bei Dir. Bevor ich fort nach Dernau geh', komm ich schon noch einmal. Wenn Du dann endlich ein wenig stärker bist, werde ich Dir was Lustiges

sagen. Die Mutter Anna trägt mir wohl wieder die Zither auf meine Stube?"

Dann ging er, um sich nach Martin umzusehen.

Als er die Treppe hinabstieg, eilte ihm schon die Schließerin entgegen: „Ach, man meint, man findet Euch gar nicht, Herr, kommt doch gleich hinab in den Hof, sie haben einen Todten gebracht!"

Und als der Doctor hinab kam in den Hof, da standen unter einem Vordach Leute, die lebhaft miteinander sprachen und Alle nach einem Fleck hinsahen.

Dort, auf zwei ineinander geflochtenen Baumästen lag der Todte. Es war das Leichentuch noch darauf, das der Wald und der Winter ihm geschenkt hatte; man wollte nichts an der Leiche anrühren, nicht einmal den Schnee herabfegen, so lange nicht der Arzt kam.

Als dieser nun dastand, traten drei Bauernbursche, wie sie ihm am Morgen im Walde begegnet waren, heran und sagten: „Haben heut' einen traurigen Fund gemacht!"

„Wir sammeln dürres Gefälle zu Brennholz," erzählte einer der Burschen, „und waten so im Schnee herum. Sagt auf einmal der Georg — Du, sagt er, da liegt auch ein nutzes (beträchtliches) Stück, das müssen wir heraus ziehen. Und wie er den Haken in den Schnee haut, sagt er: Das ist ja gar kein Holz! — Nein, sag' ich, was wird's denn sonst sein?

und hau auch in den Schnee. Jesus, schreit d'rauf der Georg, eine Menschenhand! und — 's war nicht anders. Rechtschaffen g'schreckt hat's uns und wir haben Keiner wollen angreifen. Sagt noch der Poldl: Ziehen wir ihn nur im Gottesnamen heraus, muß halt erfroren sein; zuletzt ist er gar nicht todt, er ist noch völlig weich. Und so haben wir ihn aus dem Schnee gezogen, haben ihm gleich Schuh' und Strümpf' herabgerissen und die Füße gerieben. Und wir haben ihn gerüttelt und noch stärker gerieben — nein, was wir gearbeitet haben! Aber 's war halt aus und vorbei. 's ist ein wildfremder Mensch, wohin sollen wir ihn denn tragen als ins Armenhaus? Wir haben noch gerathen und hin und her geredet; der Doctor ist heut' dort, haben wir gesagt, und der wird schon wissen, was zu machen ist. Ein rechtschaffen trauriges Geschäft! — Und da haben wir ihn jetzt."

Sofort besichtige der Doctor die Leiche. Es war ein junger Mann mit langen blonden Locken. Augen und Mund waren halb offen, von dem linken Mundwinkel über die Wange war eine röthlich braune Eiskruste — der Verunglückte mußte aus dem Mund geblutet haben. Hände und Füße waren blau angelaufen.

Das Beinkleid war von grauer Leinwand, der Rock aus Loden. Um den Hals hing der Leiche eine Sackuhr mit zerbrochenem Glase.

Ohne ein Wort zu sagen, löste der Doctor die Uhr ab und legte sie nebenhin auf ein Brett. Dann untersuchte er Schädel und Hals.

„Erfroren ist der Mann nicht," sagte er, „es zeigt auf einen Fall, es ist das Genick gebrochen."

„Du ewiger Heiland!" schrie die Beschließerin plötzlich, „Doctor, das ist ja Euere Uhr und der ist gewiß Euer Räuber!"

„Mag wohl sein," sagte der Mann ruhig, „tragt jetzt die Leiche in die Todtenkammer, alles Andere werde ich schon besorgen. Den Gotteslohn für das Hertragen aber müßt Ihr Euch wohl beim Gericht holen."

Und die Bursche hoben die Leiche und trugen sie in die Todtenkammer.

Der Arzt ging in das Zimmer, wo Martin war. Dieser lag in mehrere Decken eingehüllt auf dem Ledersofa und schlief.

Der Doctor stand sehr lange vor dem Schlafenden und sah ihn an. — Beide, die noch vor wenigen Stunden gemeinsam auf Verbrecherpfaden wandelten, schlafen nun. Beide sind gerichtet. Der Eine wird nicht mehr erwachen; sein Staub, der den Menschen einst Uebles gethan, wird Blumen und Rosen bringen. — Der Andere wird wieder erwachen zu seinem alten, elenden Leben, und sein Leben wird noch elender sein, als bisher. Elend am Geist, ist er nun auch elend am Körper — elend zum Er=

barmen, unglücklich und immer unglücklich, bis zum Sterben. Und hat er nicht das Recht zu einem hellen, freudigen Leben wie jeder Andere? —

Langsam schritt der Doctor über die Treppe, ging in seine Stube und schloß sich ein. Zitternd klangen die Saiten in das Gemüth des Mannes:

Ihr führt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden.
Dann übergebt ihr ihn der Pein . . .

Der Mann sah durch das Fenster hinaus in den Wintersturm. Das ist die Erde. — — —

— — — Und Nothburga ist so jung und schön, sie ist eines besseren Schicksals würdig. Und Martin ist ein Narr, er sucht das Reich Gottes unter den Menschen. Noch ist er jung — in seinem ferneren Leben wird er's immer mehr einsehen, daß er vergebens gesucht, daß sein Jugendstreben eitle That eines Träumenden war, daß sein Leben ein verlorenes ist. Allen Halt einer Erziehung und geregelten Ausbildung entbehrend, wird er mit sich und Allem zerfallen. Das empfindsame, weiche Gemüth, sonst die erste Bedingung eines guten Menschen, wird diesem Manne zum materiellen und moralischen Verderben, denn es hat von seiner Umgebung doppelt tief die Eindrücke fanatischer, vorurtheilsvoller Gebilde aufgenommen, das Gegengewicht aber, eine freie, planmäßige Ausbildung

entbehren müssen. — So ist er das geworden, was er ist, ein edles Wollen ohne Plan, eine redliche Seele im Wahn, eine Kraft auf falscher Bahn. — Zu sehr befangen in sich, wird alle äußere Einwirkung auf ihn erfolglos bleiben — er fährt einen seltenen Weg, aber er fährt rasch und rettungslos ins Verderben. — ein Glück für ihn, wenn's aus wär'. — —

An diese Gedanken des Doctors reihten sich noch andere, schwerere, dunklere — endlich fuhr er rasch in die Saiten der Zither. Dann öffnete er einen Fensterflügel und ließ eisige Luft hereinströmen. Eine große Schneeflocke fiel auf die Saiten und löste sich langsam und sanft auf dem klingenden Tonbrett . . .

Der Doctor schrieb Briefe an das Bezirksamt und das Kreisgericht. Dann ging er in seine Apotheke, die neben der Bücherstube war, und arbeitete eine Zeit.

Als es Mittag wurde, stieg er hinab zur Stube Martin's. Dieser saß bereits auf seinem Lager und blickte wirr und verloren umher.

„Hab' schier nicht gewußt, wo ich bin," sagte er zum Doctor und lächelte ein wenig. „Es ist mir gewesen, als hätt' ich es schon gefunden; ich hab' immer zu hoch geschaut, wo die Blumen sind und

wo die Menschen lachen und weinen. Aber es liegt tiefer, es liegt dort, wo die Blumen ihre Wurzeln haben. — Da schaut nur, ich liege unten, aus meiner Brust schlägt ein Keim hervor und dieser wächst herauf. Da wird er grün und weiß und roth und mitten im Kelch liegt ein Samenkorn. Da kommt ein Vöglein und dieses trägt das Sandkorn hinaus zu den Menschen; diese lachen und werfen es unter das Gestein. Aus dem Gestein wächst nach tausend Jahren ein Kraut, es ist das Kraut fürs Menschenglück. — In meinem Leben hab' ich nicht so wunderlich geträumt! Wenn's wahr wär' und wenn's halt doch wahr wär', so möcht' ich Euch wohl bitten, laßt mich hinab legen!"

Der Arzt faßte die linke Hand Martin's und forschte nach dem Blutlauf, dann ließ er dem Kranken ein kühlendes Getränk bringen.

Später untersuchte er das wunde Bein, es war in Ordnung. Dann als Martin ganz wach und ruhig geworden war, sagte der Doctor: „Nun, Martin, magst Du mir erzählen, wie Dir's bei Gericht ergangen ist und wie Du in den Wald und vor meinen Schuß kamst?"

Das Leben des Wurzelgrabers bis zu jenem Kirchweihfeste war dem Doctor bekannt; Martin erzählte also sein Schicksal von seiner Gefangennahme durch die Holzknechte bis zur Stunde, wo er veranlaßt durch den Fremden im Walde in der

Absicht, den Reiter vor dem Erfrieren zu retten, das Pferd anhielt.

Sein Erzählen war ziemlich zusammenhängend und ruhig, und als er damit zu Ende war, sagte er heiter: „So und nicht anders war's, und jetzt mein' ich, ist mein Fuß auch gut."

Der Doctor war nachdenkend. 's ist auch nicht begreiflich, warum man Dem Bleikörner in das Bein jagen muß, der Einem das Leben retten will?

„Ich werde jetzt nach Dernau gehen, komme aber morgen wieder, um zu sehen, wie es Dir geht," sagte der Arzt, „sei schön ruhig und thue so, wie es die Pflegerin verlangt, dann wirst Du bald gesund sein, und wenn Du gesund bist, so werden wir zusammen vielleicht einmal was Fröhliches erleben."

„Ich hätt' Euch wohl noch um was bitten mögen, Doctor!"

„So sag's nur gleich, Martin, sei zu mir ganz offen."

„— Da hab' ich auf der Kirchweih mit einem Mädl getanzt — Nothburga heißt es, und ich kenn' es schon länger, es war die Schwester von Dem, den sie auf der Kirchweih erschlagen haben. Nothburga wird gewiß glauben, ich bin noch im Gefängniß und ich bin wirklich so schlecht, weil sie mich ins Gefängniß geworfen haben. Wir haben sonst gar nichts

miteinander, ich und die Rothburga, aber ich mag nicht, daß sie so schlecht von mir denkt, und da hab' ich Euch halt bitten wollen, daß Ihr ein paar Zeilen für mich an die Rothburga schreibt; sie wohnt oben im Freiwaldgraben beim Wegmacher Hans, der ihr Vater ist."

Der Doctor versprach, das zu besorgen, und verließ dann den Kranken.

Noch ging er in den Saal hinauf, wo die vielen Betten standen, und zu Rothburga. Sie lag ruhig auf ihrem Polster und hatte ein Gebetbuch in der Hand.

„Ich werde jetzt fortgehen und erst morgen am späten Mittag wiederkommen; sei immer hübsch ruhig, Rothburga, und thue, wie es die Pflegerin verlangt." Das sagte der Doctor auch zum Mädchen, faßte milde dessen linke Hand und hielt sie lange in der seinen, um den Blutlauf zu beobachten.

Dann gab er der Pflegerin, der Schließerin und Anderen Befehle über das ganze Hauswesen, besonders nachdrückliche über den Wurzelgraber und die Rothburga.

„Sollen diese hier genesen," sagte er, „so darf Eines von dem Andern vorläufig nichts wissen!"

So bestieg der Doctor seinen Braunen und ritt durch das Dorf. Das Schneien hatte aufgehört, Nebel lag über der ganzen, winterlichen Landschaft.

Der Doctor ritt nicht mehr durch den Wolfswald — dort waren ja alle Pfade verschneit und verweht — sondern er machte einen Umweg die Fahrstraße entlang. Diese war einsam und öde; nur dann und wann begegnete ihm ein Holzkarren, sonst wollte heute Niemand fahren.

Der Doctor ließ das Pferd langsam hintraben, hüllte sich dicht in seinen weiten Mantel und hing seinen Gedanken nach.

Seine Gedanken waren im Armenhaus zu Hochdorf, in seiner stillen Stube zu Dernau und bei seinen Kranken in den zerstreuten Bauerngehöften im Gebirge, dann wieder waren sie draußen in der großen Welt und weit zurück in den längst entflohenen Jahren seiner Jugend.

Das Geschlecht der Grafen Preisheim war alt und berühmt, es hatte viel für das Vaterland geleistet. Als aber die große Zeit der deutschen Befreiungskriege kam, da konnte das Geschlecht seinen Mann nicht stellen; es war Niemand mehr davon da als ein achtzigjähriger Greis und dessen Enkel, ein Knabe mit goldigen Locken. Der Knabe war sehr kräftig und aufgeweckt und eines Tages nahm er das Schwert seiner Väter und wollte fort in den Krieg. Sein Großvater aber sagte: „Bleibe, Ludwig, Du bist noch ein Kind! Bis Du groß ge=

worden sein wirst, werden schon noch andere Zeiten kommen, daß Du dem Vaterlande nützen kannst, bis dahin will ich Dich dazu erziehen."

Der Knabe hing das Schwert in dem Waffensaale wieder auf, und dort hing es viele Jahre — Ludwig nahm es nicht mehr herab.

Bis in das zwölfte Jahr blieb Ludwig in dem Schlosse seiner Väter und genoß die Erziehung des Großvaters, dann ging er in eine ferne Stadt und lernte die Weltweisheit, die in den Büchern steht.

Neben ihm auf den Schulbänken saßen auch noch viele andere junge Menschen, die dasselbe lernten, aber von geringerer Abstammung waren als er. Nur noch Einer saß in der Schule, der sich Freiherr nennen ließ.

Als Ludwig vierzehn Jahre alt war, erhielt er von seinem Großvater einen Brief, in welchem folgende Worte standen: „Mein geliebter Enkel! Die schweren Kriegszeiten haben unser Vermögen zerrüttet und den größten Theil desselben verschlungen. Lerne mit Fleiß und Ernst, daß Du im Stande bist, durch Dich selbst was zu werden. Dein treuer Großvater." —

Ludwig las den Brief, legte ihn dann in sein Schreibfach und studirte.

Ein Jahr später kam wieder ein Brief und dieser enthielt folgende Kunde: „An Seine Edelgeboren, den Grafen Ludwig Preisheim. Mir obliegt die

traurige Pflicht, Ihnen den Tod Ihres Großvaters, des Herrn Grafen Roderich Preisheim, anzuzeigen. Derselbe entschlief gestern nach einem kurzen Krankenlager selig in dem Herrn. P. Johannes, Pfarrer."

Ludwig las den Brief, stützte lange den Kopf auf seine Hand, legte das Papier in sein Schreibfach und rüstete sich zur Abreise.

Als er nach Tagen heimkam in seine Vaterburg, ging er in das Zimmer seines Großvaters, sah den Stuhl an, wo er oft gesessen, und das Bett, in welchem er gestorben war. Dann ging er auf den Kirchhof, wo die Ahnengruft war, dort kniete er lange auf dem breiten Stein.

Dann entließ er alle Leute, die im Schlosse waren, verkaufte dasselbe und deckte die auf dem Gute liegenden Verpflichtungen. Weit drin im Gebirge besaßen die Preisheimer noch ein kleines, altes Schloß mit einigen Grundstücken; das verkaufte Ludwig nicht, sondern stellte einen Verwalter in dasselbe.

Als nun Alles so geschlichtet war, reiste Ludwig wieder in die ferne Stadt und studirte. Er wählte sich die Naturwissenschaften und die Medicin.

Zeit und Zeit ging nun ruhig dahin und wenn die Ferien kamen, lud er immer einen oder den andern seiner Collegen ein, mit ihm in die Gegend zu reisen, wo das Schloß stand.

Als Ludwig in das achtzehnte Jahr ging, da trug sich mit ihm etwas zu, was sich mit allen

Studenten zuträgt, wenn sie in das achtzehnte Jahr gehen.

Er verliebte sich.

Und gerade um dieselbe Zeit verliebte sich auch der Freiherr, der mit Ludwig in einer Classe saß. Beide suchten in den freien Stunden einsame Wege, dachten an ihre Herzenskönigin und besangen sie durch selbst erfundene Verse.

Auf solchen Wegen trafen die beiden Jünglinge einmal zusammen, gestanden einander, daß sie liebten und schlossen als Schicksalsbrüder engere Freundschaft. Aber diese Freundschaft war von kurzer Dauer, bald klärte es sich auf, daß die Mädchen, welche sie liebten, zusammen nur ein Herz hatten und daß dieses Herz einer Gärtnerstochter gehörte, die sehr schön war.

Als sich dieses aufgeklärt hatte, trat der Freiherr hin vor Ludwig und sagte: „Wir wollen uns duelliren!“

„Darauf entgegnete Ludwig: „Wenn das Dein Ernst ist, so bist Du ein Narr, wie Alle, denen derlei Ernst ist. Das Mädchen selbst soll sagen, ob es Einen von uns nehmen mag, und welchen; demgemäß wollen wir dann ruhig handeln.“

Auf diese Worte schrie der Freiherr: „Graf Ludwig, Du bist ein Feigling!“ Da der Graf von sehr schöner Gestalt und allerorts beliebt war, so glaubte der Baron voraussehen zu können, daß das Mädchen denselben ihm vorziehen würde.

Von dieser Zeit an mußte Ludwig immer allein gehen. Seine Collegen wollten nichts mit ihm zu thun haben, sie grüßten ihn kaum auf der Gasse, in Gelagen stieß Keiner mit ihm an und auf der Bank des Lehrsaales, wo er saß, saß sonst Keiner, als er. „Ein gräflich Blut und solche Feigheit!" flüsterten sich die Jungen hinter seinem Rücken zu.

Das that dem Jungen weh, weil die Collegen ihn mieden und sein gräflich Blut beschimpften und weil er die Gesellschaft bedauerte, die von derlei falschen Grundsätzen noch so allgemein beherrscht wurde, die aber die gebildete und maßgebende heißen wollte und von der er lernen sollte. — Was der Bauer im Jähzorn thut und nach eingetretener Nüchternheit bereut, thut der Duellirende in kalter Ueberlegung und mehr noch — weil er glaubt, sein gegebenes Ehrenwort rufe ihn, schießt er todt. Ehrenhalber wird Einer wegen nichtsbedeutender Albernheiten der Flegeljahre zum Krüppel gemacht oder zu Tode geschossen.

Dergleichen dachte unser junger Gelehrter oft und oft und dergleichen gab ihm nach und nach eine andere Richtung.

Er sonderte sich immer mehr und mehr von dem Menschenkreis, in dem er lebte, und begann mit demselben zu zerfallen. Er widmete sich ausschließlich seinen Studien, und als sich aus denselben ein vorzügliches Resultat ergab, kam er zum Entschlusse,

seinen Wirkungskreis als Mensch und Staatsbürger auf ein Feld zu stellen, das unbeleckt von der Aftercultur, einen dankbaren Boden für würdige Mannesthaten bietet.

Wohl nahm er nach seinen vollendeten Studien in einem großen Lazareth der Stadt eine Assistenstelle an, erwarb den Doctortitel, lebte im Allgemeinen aber abgeschlossen ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen und den Nothleidenden.

Da stand aber gegenüber dem Armen- und Siechenhause ein großes Palais, in welchem tagtäglich glänzende Mahlzeiten, Bälle, Ballete, Concerte u. s. w. wechselten und die reiche, moderne Welt ihre Orgien feierte.

Die Gegenüberstellung dieser beiden Häuser verleitete unseren jungen Doctor zum Nachdenken und zu Betrachtungen, die für ihn quälend waren.

So wahr und ernst die Aufopferung des jungen Arztes für die leidende Menschheit war, so dachte er doch endlich auch an sich selbst, wie sich seine Zukunft gestalten müsse, daß sein Leben und Wirken auch zu seinem eigenen Wohle werden könnte.

— Für dich, du Schwärmer — sagte er dann oft in Gedanken zu sich selbst — wäre eine Dorfgemeinde recht, draußen in irgend einem Bergwinkel bei einfachen Landleuten. Da könntest du ruhig leben, der Menschen Freund sein und sie dir zu Freunden machen, und da würdest du in Einheit

mit der Natur dein Leben und Können und Wissen vervollständigen. Den Grafen ließest du hübsch hier in der Stadt, nur den Menschen nähmest du mit. Man meint, es müßte ja gehen! —

Und es ging.

Eine Zeitung brachte die Nachricht, daß in Dernau, einem großen Dorfe am Fuße der Alpen, eine Chirurgenstelle zu besetzen sei. Preisheim reiste in die Gegend, in welcher auch das Schloß lag, das ihm von den großen Besitzungen seiner Ahnen geblieben war, bewarb sich um die Stelle in Dernau, erhielt sie und zog nach wenigen Wochen für immer fort von der großen Stadt und gründete sein Haus und Heim unter den Bauern am Fuße der Alpen.

So lebte er nun in seinem kleinen Hause, und in den ersten Jahren hatte er sehr viel Zeit zum Studiren. Es kam selten Jemand, der ihn zu einem Kranken holte; die Leute gingen lieber zu Winkelärzten und Curpfuschern, wie sie in der Gegend lebten, als zum fremden Doctor aus der Stadt, der immer einen schwarzen Rock anhatte.

Als aber die Zeit kam, in welcher der schwarze Rock seine Dienste nicht mehr versehen konnte, ersetzte ihn der Doctor durch einen grauen, wie ihn die Bauern und die Winkelärzte trugen.

Jetzt erst kamen sie — zuerst für einen Kranken, der von anderen Aerzten aufgegeben war, und als dieser genas, auch für andere; bald wurde er zu

Lungenentzündungen und zum Typhus gerufen. Und Preisheim hatte Glück; den Kranken gewann er das Vertrauen ab und den Gesunden die Herzen. Er war sehr gewissenhaft; er gab nicht allein den Kranken die Mittel, zu gesunden, sondern auch den Gesunden, um nicht zu erkranken. Freilich sagte der alte Todtengräber einmal, als ihm der Doctor einen heilsamen Trank gegen das Fieber zu bereiten lehrte: „Ja, da bringt sich der Herr selbst ums Brot!"

Aber der Herr hatte immer ein's zu essen; für Zwei hätte es auch noch ausgelangt, aber der Mann schien ganz darauf zu vergessen. — Ja, vielleicht wenn jene Gärtnerstochter da gewesen wäre! Unmittelbar vor seiner Abreise aus der Stadt hatte er sie noch einmal gesehen: wie er aus dem Siechenhause trat, trug man sie hinein. Der Freiherr hatte sie geschickt. —

So klein und niedlich das Häuschen des Doctors war und so viel Arbeit es gab im Garten, in der Studirstube, in der Apotheke, die sich der Doctor selbst eingerichtet hatte, so schlug die Schwarzwälderuhr an der Wand doch Stunden, in denen es ihn schmerzte, daß er allein war. Da ging er wohl oft, die Hände auf dem Rücken, durch das Zimmer und dachte so nach über sich und über den Weltgang, und endlich ging er gar in das Stübchen seiner alten Haushälterin und sagte: „Hat die

Barbara denn gar eine Arbeit für mich? Wenn nicht, so spiel' mir die Barbara ein wenig was auf der Zither!"

Sie waren schon recht steif und ungelenk, die Finger der Alten, sie hatten schon viel gefaßt und gegraben im Leben, darum sagte Barbara auf des Doctors Bitte auch immer: „Mein, das wird Euch aber gefallen, wenn ich klimpere! Lernt es doch selbst, Euere Finger sind noch gelenkig dazu."

Und Doctor Preisheim lernte das Zitherspielen. Er spielte wohl die Lieder der Bauern, die Jodler und Almer, aber er spielte sie anders; er spielte schön, aber nicht ganz so lustig und frisch wie Andere im Dorfe, die es konnten. Es ließ sich bei seiner Zither nicht recht tanzen und aufjauchzen, man mußte zuhören, wie man dem Bachrauschen und dem Waldsäuseln zuhört, wenn man auf der Au ruht und träumt. Es war eigen beim Doctor, man sagte später, mit diesem Saitenspiel habe er Todtkranke kerngesund und Kerngesunde todtkrank gemacht. —

Das Schloß des Doctors lag nur wenige Stunden von Dernau im Orte Hochdorf. Der Mann ging öfters den Fahrweg, oder auch den Fußsteig durch den Wolfswald nach Hochdorf und sah das alte Mauerwerk von außen und von innen an. Außer dem Verwalter und einigen Dienstboten, welche die dazu gehörigen Felder bearbeiteten,

wohnte Niemand im Schlosse. Düster und öde stand es da.

Der Doctor dachte oft nach, was damit anzufangen sei.

Ein Bauer wollte einen Theil des Gebäudes zu einer Heuscheune pachten, aber der Doctor war nicht damit einverstanden. Der Bauer sagte noch: „Nu, viel zu gut, mein' ich, wär' die Rumpelkammer just nicht dazu; es gehen ohnehin die Geister drin um!"

Und richtig, kaum ein Jahr vorüber war, gingen im alten Schloße die Geister um — mitsammt den Leibern.

Sie waren dem Doctor auf seinen Wegen und Stegen nur zu oft begegnet mit ihren bleichen Gesichtern und hohlen Augen, zähnegeklappert hatten sie in kalten Wintertagen und an düsteren Abenden huschten sie um die Häuser herum und klopften an Thür und Fenster. Diesen Geistern hatte der Doctor das Schloß einrichten lassen, und das Schloß hieß nicht mehr Schloß, es hieß Armenhaus.

Da war ein Arbeitssaal und ein Schlafsaal und ein Speisesaal und eine Erheiterungsstube, und es waren noch andere Räume, wie sie für ein solches Haus nothwendig sind. Außerdem hatte sich der Doctor in der neuen Anstalt ein Studirzimmer und eine Apotheke eingerichtet.

So kam er nun oft des Weges von Dernau her und wenn ein Krankes im Hause war, so kam er fast täglich.

Und nun, da der Doctor zwei Häuser hatte, mußte er auch zwei Zithern haben; denn die Bewohner seines Schlosses schenkten ihm's nicht. Da kamen sie stets Alle um ihn herum und bestürmten ihn, daß er spiele; die Greise und die Mütterlein baten wie Kinder, bis die Saiten klangen. Selbst der taube Josef, der nicht einen Ton hören konnte, erbaute sich und war heiter, wenn er dem Spielenden und den Hörenden zusah. „'s ist, wie wenn Ihr in der Kirche säßet," sagte er einmal, „so fromm schaut Ihr Alle drein. Kann er denn keine Tanzmusik?" —

An heiteren Sommertagen, wenn es die Kranken zuließen, ging der Doctor gern ins Gebirg.

Auf einer solchen Wanderung war er einmal einem Knaben begegnet, der Kräuter sammelte und sie in große Bündel zusammenschichtete.

„Was machst denn Du mit diesen Blumen und Wurzeln?" fragte er den Knaben.

„Die trag' ich in die Stadt und verkaufe sie."

„Willst Du sie nicht mir verkaufen? Ich bin der Arzt von Dernau."

„Wohl, wenn Ihr der Arzt von Dernau seid, kann ich Euch die Kräuter schon verkaufen, aber Ihr müßt mir gleich das Geld geben."

„Das versteht sich ja, aber was machst Du denn mit dem Geld?"

„Ich muß Allerlei kaufen, es liegt mein Vater krank daheim, er hat im Finger den Brand."

„Wie heißt Du denn?"

„Martin."

„Nun, Martin, wenn Dein Vater nicht zu weit von hier ist, so will ich mit Dir gehen und ihn heimsuchen."

„Da thäten wir Euch wohl ein Vergeltsgott sagen," entgegnete der Knabe gutmüthig, „aber mehr, als diese Kräuter kann ich Euch nicht dafür geben."

„Närrchen, für das Mitgehen wirst Du mir nichts geben, die Kräuter zahl' ich Dir schon."

„Ja, was seid Ihr denn nachher für ein Arzt?" rief der Kleine verwundert aus, „der Roßhardl, der Salben und Mirakelpflaster macht, hat für das Mitgehen zu meinem Vater zwei Gulden verlangt; aber wo thät ich zwei Gulden nehmen?"

Unterwegs zur Hütte des Vaters sagte der Doctor: „Ich wüßte ein Haus, Martin, in welchem Dein Vater bald gesund sein würde, und wenn es Euch recht wäre, so ließ' ich ihn in dasselbe bringen, es thät Euch keinen Kreuzer kosten."

„Und dürft' ich auch mitgehen?"

„Ei freilich, bis er gesund wieder mit Dir in die Berge gehen könnte."

„Herr Arzt!“ rief der Knabe treuherzig, „wenn Ihr uns das thätet, all mein Leben brächt' ich Euch die Wurzeln und Kräuter und ich thät keinen Kreuzer von Euch nehmen — he, steigt da nicht auf das Frauenhaar, sonst bekommt Ihr Kopfweh!“

Der Knabe zog den Doctor, der eben im Begriffe war, auf Laubfarn zu treten, bei dem Aermel seitwärts.

Endlich kamen sie zur Hütte. Als aber der Doctor den Mann sah, wie er dalag auf dem kahlen Stroh in Armuth und Schmerzen, wie der kranke Finger dunkelbraun und die ganze Hand mit Blut unterlaufen war und wie es in der Brust des Armen zuckte und tobte, da sagte er nichts von dem Fortbringen nach jenem Hause, da sagte er nur: „Recht viel neugemolkene Milch trinken, guter Mann. recht viel Milch trinken: Und Du Martin, bleib' heut' und morgen schön beim Vater und reiche ihm Labniß. Da hast Du das Geld für den Kräuterbund.“

Dann saß er noch eine Zeit auf dem Holzstockel neben dem Lager, reichte endlich dem Kranken und dem Knaben die Hand, nahm den Kräuterbund und ging.

Als hierauf der Doctor unterwegs zu einer Kohlstatt kam, rief er dem Köhler zu: „Köhler, wenn Ihr Zeit habt, so geht hinauf in die Hütte zum kranken Mann, 's ist nur der Knabe bei ihm und er wird sterben.“ —

Und siehe, nach wenigen Tagen trug man aus jener Hütte und durch den Wald einen Sarg. Der Knabe, der ihm folgte, weinte nicht, er blickte nur immer auf die Baumwurzeln.

Nach all dem vergingen Jahre. Martin wuchs auf und der Doctor begegnete ihm oft auf seinen Wanderungen im Gebirge.

Martin wohnte allein in der Hütte seines Vaters, er durchzog die Alpengegend und sammelte Wurzeln und Kräuter, welche er theilweise dem Doctor verkaufte, theilweise in das Städtchen trug. Wenn der Bursche dann Abends heim in seine Hütte kam, hatte er nicht selten ein sonderbares Geräthe bei sich, oft gar ein Buch — und er konnte doch nicht lesen. Wenn sich irgendwo im Gebirge ein Unglück zutrug und wenn ein Leid geschah, das sich die Menschen einander selbst angethan hatten, so bekam er immer Kopfschmerz und Brustleiden. Am liebsten ging er einsam durch den Wald, da trat er immer auf Steine und erhöhte Baumwurzeln, daß er keinen Käfer und keine Ameise und kein anderes lebendes Wesen zertrete.

Zum Doctor sagte er einmal: „Herr, Ihr seid studirt in der Arzneikunst, giebt es kein Mittel, das Blut im Menschen so zu machen, daß keine Wildheit und keine Falschheit in demselben liegen könnte?"

Der Doctor schwieg lange nach dieser Frage, endlich aber antwortete er: „In der Arzneikunst giebt

es keines, aber es sind noch viele andere Künste auf Erden, vielleicht liegt es doch in einer.“ —

Die Fragen des Burschen waren überhaupt oft derart, daß der Doctor keine Antwort darauf hatte und sagen mußte: „Martin, sinne nicht an derlei Geschichten, das taugt nichts und es sind dadurch schon Leute verrückt geworden.“ —

Besser erging's dem Doctor, wenn er auf seinen Spaziergängen zum goldlockigen Geismädchen kam. Das war eines Wegmachers Töchterlein, welches die Ziegen ihres Vaters weidete. Als ihr der Doctor auf seinen Bergfahrten das erstemal begegnete, sagte er: „Kleine, wem gehörst Du denn zu?“

Aber die Kleine gab keine Antwort, wendete das Gesicht und lenkte gar mit ihren Ziegen vom Wege ab.

Bei der zweiten Begegnung sagte der Doctor: „Ei sapperlot, jetzt sag' mir aber gleich, wie Du heißt und wer Dein Vater ist!“

„Nau,“ entgegnete d'rauf das Mädchen, „Nothburga heiß ich halt und der Wegmacher Hansl ist mein Vater!“

Seit dieser Zeit war die Bekanntschaft zwischen dem Doctor und dem Geismädchen. Und seit dieser Zeit versorgte Nothburga den Doctor mit Himbeeren, Erdbeeren und anderen Früchten, wie sie auf den Bergen wachsen und ein Arzt für seine Apotheke brauchen kann.

Jetzt, wenn sie sich im Walde oder auf der Au begegneten, rief schon immer das Mädchen den Doctor zuerst an: „Nu, wann führt Ihr mich denn wieder einmal zum Tanz? Wann schenkt Ihr mir denn wieder einmal einen Strauß aus Euerem Garten?“ Oder sie sagte: „Bader, Euer Zithernschlagen ist recht langweilig, wenn Ihr einmal heiratet, diese traurigen Lieder wird Euch Euere Frau nicht gelten lassen; aber jetzt müßt Ihr bald heiraten, sonst mag Euch Keine mehr!“

Wenn der Doctor dann nach derlei Begegnungen und Aeußerungen nach Hause kam, übte er sich in lustigen Alpenweisen, aber so frisch und freudig sie auch anfingen, nie gingen sie lustig aus, es war als ob die Saiten mitten im Jodeln und Jauchzen auf einmal tief herzkrank würden.

Dann ließ er das Instrument ruhen, stand auf und sah so einmal in den Spiegel.

— Grau? — Ei, damit hat's schon noch gute Weile. Zwar hier, das Haar säh beinah' so aus! Je nu, so jung können nicht alle Haare sein wie die ihren. —

— Ja, Doctor, jetzt mußt Du Dich bald entschließen! 's mag Dir wohl thun und 's mag weise sein, wenn Du Eine von der Stadt nimmst, die frischt das Glatte, Feine wieder in Dir auf und Du kannst mitten auf dem Lande das Leben der Gebildeten haben, wie es einem Doctor ja doch

ansteht. Hast Du aber der städtischen Gesellschaft wirklich entsagt, gut, so nimm Dir ein Weib aus dem Walde, da bekommst Du gleich die Treue und die Güte frisch von der Natur weg. Red' mit der Nothburga einmal, Doctor!

Und darauf, als der Doctor einmal mit der Nothburga reden wollte, sprang ihm diese schon freudig entgegen und plauderte: „Meinem Vater darf ich's nicht sagen, meinem Bruder und meiner Gespannin, der Marie, kann ich's nicht sagen, weil sie oben im Grubschlag sind und erst Samstag heimkommen, und jetzt, sagen muß ich's doch wem und so sag' ich's Euch, aber plaudern müßt Ihr nicht!"

„Nun?"

Da zupfte sie am Halstuch und ganz leise sagte sie: „Einen Liebsten hab' ich und einen recht schönen und großen noch dazu. Aber jetzt — schäm' ich mich."

Nothburga wurde roth und sah zu Boden.

„Nun?" sagte der Doctor nochmals, dann schlug er mit seinem Stocke ein Steinchen hin und her, das am Wege lag.

„Ihr kennt ihn gar, er hat ein braunes Haar und gräbt Wurzeln!"

„Der Martin also?"

„Und das will ich meinen! — Aber er weiß es noch selbst nicht ganz — der klein' Finger wird ihm's aber schon sagen!"

Das Mädchen plauderte weiter und eilte endlich seinen Ziegen nach. Es war ein sehr wildes, ein sehr schönes Kind. —

An einem der nächsten Tage kaufte sich der Doctor ein Pferd, denn die Krankenbesuche mehrten sich und er hatte auch nicht mehr so oft Zeit, in das Gebirge zu gehen. —

Drei Tage nach der Kirchweih brachte man Rothburga ins Armenhaus; sie war sehr krank und der Doctor mußte ihr zur Ader lassen. Sie hatte ein großes Unglück erlebt. Auf der Kirchweih erschlugen sie ihren Bruder und einen Tag später führten sie Martin ins Gefängniß. Diese Fälle hatten das arme Mädchen so aufgeregt, daß es in die schwere Krankheit fiel. Der Wegmacher-Hans war rath- und thatlos und so trug man die Kranke ins Armenhaus zu Hochdorf.

Dort lag sie einige Tage im Typhus hoffnungslos danieder. Aber der Doctor kam täglich und war stundenlang am Lager der Kranken, bis endlich die Krisis vorüber und Rothburga gerettet war. In der letzten Nacht war's, als Preisheim im Walde angefallen wurde und er Martin ins Armenhaus brachte. — —

An das Alles mochte der Mann gedacht haben, bis sein Brauner plötzlich im Dunklen stehen blieb.

Da schreckte er auf und haschte nach der Pistole, aber er ließ sie wieder zurücksinken in den Sack

seines Mantels, er war ja mitten im Dorfe Dernau, gerade vor seinem Hause.

Leute nahten, die ihn herzlich begrüßten und ihn gar vom Pferde hoben. Sie standen mit Lichtern herum, da es schon finster geworden war, und sie fragten, wie das gewesen sei; sie hatten schon Kunde von dem Anfall im Walde. —

So warm und wohnlich die Stube auch war, so traulich die Lampe leuchtete auf dem gedeckten Tisch und so lustig die alte Haushälterin auch fragte und plauderte — der Doctor blieb wortkarg und verstimmt und ging bald zur Ruhe.

„Glücklich wär' er da," sagte dann in der Küche die Haushälterin zu den Nachbarinnen, die sich noch spät nach dem Doctor erkundigt hatten, „aber 's ist ihm doch was, 's ist ihm was! Mein', der Schrecken muß Einem ja frei die Seel' aus der Haut jagen!"

— —

Den anderen Tag, als der Doctor seine Geschäfte in und seine Besuche um Dernau beendet hatte, ritt er wieder nach Hochdorf. Der Tag war heiter, der Schnee an einzelnen Stellen geschmolzen.

In Hochdorf befanden sich Männer aus dem Städtchen, die auf den Doctor warteten. Sie hatten die Nachricht gebracht, daß aus dem Strafhause ein gefährliches Individuum entsprungen sei, welches

man erst vor wenigen Wochen eines Raubmordes wegen eingeliefert hatte. Mit diesen Männern ging nun der Doctor in die Todtenkammer und nach kurzer Untersuchung stellte es sich heraus, daß der im Walde gefundene Todte niemand Anderer sei als der entsprungene Sträfling.

Man wollte auch von Martin den Hergang der Dinge hören und verlangte, daß er zur Leiche gebracht werde, aber der Doctor sagte: „Wenn er noch fiebert, so kann ich es heute nicht gestatten."

Er begab sich zu Martin, den er auf dem Polster sitzend und an einem Kienholzstück schnitzend fand.

— So bei einer leichten Handarbeit kommen Einem allerlei Gedanken, heitere und alberne und vernünftige, aber nie so traurige und finstere wie in unbeschäftigten Stunden.

Martin dachte beim Schnitzen an Nothburga. — Ja, die Nothburga, wenn ich die einmal bekäm', das wär' schon recht und das wär' ein großes Glück für mich. Und die Nothburga thät's doch wohl begreifen, wenn ich ihr's gut meinen wollte. Und wenn wir — wenn wir dann einmal kleine Leut' kriegen sollten, dann ließ' ich alles Andere draußen gehen und thät mir selbst so eine Welt einrichten und 's müßt erlogen sein, daß ich da nicht das Glück hinein brächt'. Schön wär's wohl und ich mein', das wär' für den Martin das Rechte; ja,

die Nothburga! — Nein, wenn diese dumme Geschichte jetzt nicht mit mir wär', ich thät sie zuletzt gar noch kriegen; mit ihrem Vater bin ich gut an. Die Nothburga freilich, die mag mich nicht, weil ich simulir', das hat sie mir schon gesagt, aber ich mein', wenn sie mich nähm', ich thät an gar nichts mehr denken als an sie und ich könnt' auch sonst an gar nichts mehr denken. Ja, die Nothburga! —

So dachte Martin und schnitzte.

Als er den Doctor eintreten sah, freute er sich und sagte: „Eine Arbeit muß ich doch haben und da schnitz' ich halt einen Pfeifenkopf."

„Wie geht's mit dem Fuß?"

„Rechtschaffen gut, nur schmerzen thut er zu Zeiten und brauchen kann ich ihn nicht."

„Das sollst Du auch nicht; Du sollst jetzt bei mir da ruhig gesund werden und dann in Deine Hütte heim gehen."

„Ja, gesagt ist 's freilich leicht, gethan ist 's schwerer, ich muß ins Gefängniß."

„Ins Gefängniß wirst Du nicht müssen, Martin, es sind eben Herren von dem Gericht da, die Alles begleichen und mit Dir reden wollen. Und dann noch was, hast Du Scheu vor Leichen?

„Sonst just nicht, aber Kindesleichen möcht' ich nicht gern sehen."

So ließ der Doctor den Wurzelgraber in das Speisezimmer tragen, wo die Gerichtspersonen ver-

sammelt waren. Martin gab ruhig Antwort auf die Fragen, die man ihm stellte.

„Ein Krüppel werd' ich wohl bleiben," sagte er zuletzt, „aber ich gäb' gerne meinen ganzen Fuß hin, wenn sie nur diesen Menschen wieder erwischen thäten; meinen Rock und meinen Hut hat er auch."

„Um das hat er Dich geprellt, um seine Flucht zu begünstigen," sagte Preisheim, „denn dieser Mensch, mußt Du wissen, war ein entsprungener Sträfling."

Der Wurzelgraber schlug die Hände zusammen. Da sucht er das Reich Gottes und geht mit Verbrechern um und entführt sie der Strafe!

Nun führten sie Martin in die Todtenkammer, und als man die Leiche vor ihm aufdeckte, sahen die Männer ihm in das Gesicht. Nach der ersten Ueberraschung war der Besucher ruhig und er sagte leise: „So schaut's jetzt aus mit ihm!"

„Ist das der Mann, der Dir im Walde begegnete und Dich zum Anhalten des Pferdes verleitete?" fragte einer der Beamten.

„All mein Lebtag, freilich ist er's und meinen Rock hat er auch noch an!" sagte Martin.

Nun erzählte der Doctor mit wenigen Worten, wie man den Flüchtling todt im Wolfswalde fand und das er sich wahrscheinlich durch einen Sturz vom Pferd, das unter dem fremden Reiter wild geworden war, das Genick gebrochen habe.

Martin horchte, aber er hatte andere Gedanken; er hatte bemerkt, daß die Leiche an dem linken Fuß nur vier Zehen habe. Dieser Umstand hatte Sinnen nnd Brüten in ihn gebracht.

„Es ist gut,“ sagte einer der Gerichtsmänner, und der Doctor ließ Martin wieder zurückführen in seien Stube. Dann traf man Anstalten zur Fortschaffung der Leiche.

Der Doctor rechnete sonst gut, wenn er Menschengemüther berechnete. Er glaubte, daß auf eine grübelnde, nach Gerechtigkeit schmachtende Seele, wie die Martin's war, der vorliegende Fall irdischer Sühne einen günstigen Eindruck machen müsse.

Diesmal aber hatte er sich getäuscht.

Martin arbeitete nicht weiter am Pfeifenkopf, er hielt seine Hände über das eingebundene Knie und sah vor sich hin. „'s giebt denn doch ein Reich Gottes auf Erden!“ murmelte er, „der Uebelthäter entgeht nicht dem Gerichte. — Und wenn es über den Menschen eine Macht giebt, die auf Erden das Böse bestraft, so muß es auch eine Macht geben, die auf Erden das Gute belohnt. Wo ist diese Macht? — Und, Martin, hat Dir nicht Jemand gesagt, daß Einem am linken Fuß eine Zehe fehle? Wer hat Dir das gesagt und von wem?“

Der Bursche sann und sann. Endlich fiel es ihm ein: jene Bettlerin in der Köhlerhütte hatte vor Jahren ein Kind verloren, welches dieses Merkmal

trug. „Vielleicht," so murmelte er wieder, „war dieser Mörder der Bruder jenes Wesens, das sie im Walde begruben und in dessen Herzen ich das Reich Gottes gesucht habe. Freilich, freilich lag's darin, weil es ein Kindesherz war. Und ich Narr hab' das anders verstanden — — die Kreuzspinne und der Zauberer im Märchen — ach Gott, ja, nun seh' ich's wohl, daß ich den Verstand verloren hab', nun seh' ich's wohl!"

Der Arme begann heftig zu weinen und als gegen Abend der Doctor wieder kam, lag er im Fieber. —

Heiterer war es am Lager der Nothburga. Als das Mädchen den Arzt sah, lächelte es und sagte: „Jetzt werd' ich doch noch einmal gesund, mir hat vom Martin geträumt, daß er ein schneeweißes Kleid anhat und daß er zu uns kommt."

Der Doctor faßte ihre Hand: „Wie steht's mit dem Puls, Nothburga? Ei, recht gleichmäßig. — Wenn er aber doch nicht käme, Nothburga?"

„Wer, der Martin? In Gottes Namen, wenn er nur unschuldig ist. Und Euch habe ich auch lieb'."

In derselben Nacht that der Doctor kein Auge zu. Er saß in seiner Stube und ließ die Sterne durch das Fenster scheinen. — Nothburga ist schöner als je.

— Nothburga wird gesund, sie wird leben und blühen, sie wird einen Mann glücklich machen, sie

wird die Freude und die Weihe seines Hauses werden, sie wird ihm junge Menschen schenken, die seinen Namen weiter tragen. — Das Alles keimt in ihr, die jetzt durch mich der Gesundheit entgegen geht. Ich habe sie gerettet — wem gebührt nun das?

— Martin! Er ist nichts — nichts als arm, arm bis tief hinein in die Seele. Aber er ist jung und war Nothburga's Spielgenosse und sie hat ihn lieb. Nothburga ist treu, sie wird ihn lieb haben, so lang' er ist, aber sie wird mit ihm unglücklich werden, denn seine Seele ist voll Grübeln und Zweifeln und sein Herz hat kein Gefühl außer für seinen Wahn. Und er selbst wird fürchterlich darunter leiden, wird körperlich und moralisch zugrunde gehen und vielleicht ist es endlich der Selbstmord, in dem er sein Reich Gottes sucht. — Das Beste wäre, der Arme hätte es überstanden. — Giebt es nicht Fälle für den Arzt, in welchen es seine Pflicht wird . . . . .

Es wurde an die Thüre geklopft.

Wer mag das sein um Mitternacht?

„Herr Doctor, wacht auf!“ rief eine Stimme „kommt zum Kranken!“

Der Doctor machte Licht und ging über die Treppe.

Martin lag in heftigem Fieber und in einer Art Fraisen bebte er am ganzen Körper. Der Arzt ließ ihm Eibischthee bringen, dann befahl er, daß man den Burschen zudecke und bei ihm bleibe.

Hierauf ging er in die Apotheke und bereitete einen schlimmen Trank.

Später nahm er ein großes Buch und blätterte in demselben und sann. — Haben es die Berufsgenossen denn nirgends aufgeschrieben, wen sie still hinüber führen dürfen? — —

Und wie das heiß war in der Stube!

Der Doctor riß einen Fensterflügel auf. Kalte Winterluft strömte herein und löschte das Licht aus. Er zündete es nicht mehr an, mit gekreuzten Armen schritt er über den Boden auf und ab.

Leben und Sterben! Wer ist Herr und Richter über die Geschicke der Menschen? —

Was flattert jetzt durch das Fenster herein? Es ist ein kleines, buntes Wesen, wie ein verlorenes Blumenblatt, dem fernen Maien entführt. Still kreist es um das Haupt des Mannes und läßt sich endlich nieder auf dessen Hand, die über der Brust liegt.

Ein Sphinx?!

Der Doctor erhascht das Thier, macht Licht und betrachtet es. —

„Deilephila Euphorbiae!" rief er überrascht aus — „und du flatterst noch? Ja, weißt du nicht, daß wir morgen in den November gehen? 's hat dich wohl schon recht gefroren da draußen und du hast doch noch nicht wollen schlafen gehen. Ei, du kleiner Falter, was willst du denn über den Winter auf der Erde? Ja freilich, leben willst du, und da bist

du in mein Stübchen gekommen, daß ich dich bewahre. Nun, wollen ja sehen."

Der Mann schloß das Fenster und ließ den Schmetterling frei.

— Und ist's noch so kalt und spät, leben und nur leben! —

Der einfältige, geistesarme Martin ist bereit sich aufzuopfern für das Glück der Mitmenschen. Ich geschulter, erfahrener Mann, den man den Gelehrten und Guten nennt, soll das ja auch können müssen! Preisheim, Du hast dem Geburtsadel Deiner Ahnen entsagt, gründe Dir einen eigenen in Deiner Mannesbrust! — Wohlan, es möge denn sein, ich entsage — ich opfere mich dem Reiche Gottes auf Erden. Martin wird geheilt und frei sein und in Nothburga's Wesen wird seine Seele zur Ruhe kommen, in ihr wird er sich und sein Ziel finden. Und das wird die Auflösung sein, zu der ich ein umschleiertes, nach Glück und Frieden ringendes Menschenwesen führen will. Es leite mich der große Geist!

Der Doctor zog am Glockenzug, eine Wärterin kam, um für Martin den Trank zu holen; der Doctor aber hatte das Fläschchen vernichtet.

Hierauf schickte sich der Mann an, zu Bette zu gehen. Als er das Licht auslöschen wollte, fand er vor demselben auf dem Tische den Schmetterling mit verbrannten Flügeln.

— — — — — — — — — — —

Es war am Morgen des elften November, als der Doctor Preisheim in die Stube trat, wo Martin Holzlöffel und Pfeifenköpfe schnitzte.

Er wünschte dem Wurzelgraber Glück zu seiner Genesung und zum Namenstage.

Dem Martin wurden die Augen naß und er sagte: „Doctor, das ist mir noch mein Lebtag nicht passirt, daß mir wer zum Namenstag einen Glückwunsch gesagt hätte. Vergelt's Euch Gott, daß Ihr mir diese Freude gemacht habt.“

„Und da hab' ich Dir noch ein Angebinde zu übergeben.“ Der Doctor hielt einen zusammengelegten Brief in der Hand, den er dem Burschen hinhielt.

Dieser wollte nicht zugreifen: „Wüßte nicht von wem. Wer thäte denn mir einen Brief schreiben?'

„Das Gericht, Martin, ei, so sei ruhig, das Gericht schreibt Dir, daß Du frei bist von Schuld und Verdacht.“ Er öffnete das Schreiben und las es laut, dabei mußte er seine freie Hand hinter den Rücken halten, denn Martin wollte sie unzähligemal küssen.

Es war eine große Freude in der Stube.

„So wärest Du gesund und frei, Martin, was wirst Du nun machen?“

„Ja, ich werd' halt jetzt hinauf in meine Hütte gehen und werde über den Winter schnitzen und Strohschuh' flechten. Vielleicht thu' ich dann einmal

was Anderes auch noch, 's mag wohl sein und man kann's nicht wissen, aber Euch sag' ich's schon früher und Ihr müßt für mich reden. Schaut, ich möcht' halt mit der Nothburga was anfangen. Da thät ich Euch wohl bitten, daß Ihr mein Brautwerber wäret und sonst auch — bin Euch viel schuldig geworden! Doctor, sagt's jetzt, was Ihr verlangt, nach und nach werd' ich Euch das Geld schon schicken!"

„Ich verlange nichts," sagte der Arzt; „mit dem Weltglück aber, lieber Martin," der Doctor faßte die Rechte des Wurzelgrabers, „mit dem Weltglück laß es gut sein. Es mag Jeder für sich sehen, wie er's findet. Und wenn Du denn einmal durchaus beglücken willst, so thue es an einem Einzigen, besser ist es, einem Verschmachtenden den Trunk Wasser zu reichen, als Allen das Himmelreich schenken zu wollen. Und selbst, wenn Du dieses auch hättest, die Menschen würden es von Dir nicht nehmen, sie thäten Dich nur steinigen. Merke Dir das und arbeite für Dich und Deine Hütte; baue Dir ein festes, friedliches Daheim und mache es, unbekümmert um alle Stürme draußen, zu einem Reiche Gottes. — Sollte Dir aber doch wieder einmal ein schwerer Gedanke kommen, so geb' ich Dir dagegen ein Mittel mit, das Dein Gemüth erleichtern und erfreuen und Dir helfen wird. Komm' mit mir in meine Stube!"

Und als sie in seine Stube kamen, da saßen in derselben auf der Ofenbank — die Nothburga und ihr alter Vater.

Am Abende, als in dem großen Zimmer des Armenhauses die Lichter brannten, als Alle, die Lahmen, die Tauben und die Blinden um den Tisch herum saßen, und als die Verlobung vorüber war und Martin, hübsch herausgeputzt, seinen Arm um Nothburga schlang, sagte der Bursche:

„Jetzt erst weiß ich, warum mir damals auf dem Hochpaß die Kreuzspinne zum Herzen gekrochen ist!“

— — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen ging Martin mit seiner Braut und mit seinem Schwiegervater ins Gebirge; er hinkte wohl noch ein wenig, aber er stützte sich, wo es über Wurzeln und Gestein ging, ein bißchen auf Nothburga.

„Magst Dich schon recht anhalten,“ sagte diese, „ich bin wieder kernfrisch und halt' schon was aus!“

Der Doctor sah den Dreien lange nach, hernach gab er noch einige Anordnungen im Armenhaus und ritt dann einsam die Straße entlang gegen Dernau.

Diese Geschichte hatte eines Tages ein alter Mann erzählt. Ein junger Mensch schrieb sie auf, bevor er sie vielleicht noch recht verstand. Der gehörte auch zu Denen, die — um in seiner hochgemuthen Sprache zu reden — mit verbundenen Augen und auf Umwegen dem Reiche Gottes zustreben — den Idealen des Guten und Schönen.





Der Geldfeind.

Zwei Untergäuer.

An der Thorschranke, wo das Untergäu aufhört und das Obergäu beginnt, standen zwei wunderliche Gesellen. Der eine war ein behäbiger schrötiger Mann, der bis an die stämmigen blaubestrumpften Waden hinab einen grünen Rock trug und eine ziegelrothe Weste anhatte, an welcher mitten herab wohl über dreißig haselnußgroße Silberknöpfe funkelten. Um den Bauch spannte sich ein breiter Ledergurt, in welchem mit weißem Geschnüre allerlei Zierat und die zwei Worte „hohe Weid“ gestickt waren.

Unter dem niederen, aber breitdachigen Hut des Mannes hingen Strähne schon ein wenig grauender Locken über den steifen Rockkragen; die Nase sprang wie ein mächtiger Keil aus der derben Stirn herab, die sorgfältig rasirten Backen standen kräftig vor; alle Züge waren rauh, aber ausdrucks=

voll, etwa wie die Gesichtsformen eines Marmorbildes, bevor sie der Künstler glättet.

Der zweite Geselle war ein schwarzer, etwa vierjähriger Stier mit massigen Gliedern, einem ungeheueren Haupte, an dessen beiden Ecken zwei kurze Hörnchen hervorstanden. Um diese Hörner war ein Strick geschlungen, den der Mann mehrfach um seine rechte Hand gewunden hatte, während die Linke einen tüchtigen Haselstock hielt.

So standen sie da und sahen einander an. Die großen pechschwarzen Augen des Stieres glotzten voll Trotz, die ungeheueren Nüstern pusteten stoßweise. Der Mann streichelte dem Rinde den steifen Nacken und die mächtige Fahne, die von dem Unterkinn bis zum Brustblatt zurückging; „sei gescheidt, Schwarzer, sei gescheidt und geh," sagte er gelassen, während er bei sich murmelte: „Hätte ich dich nur erst daheim in meinem Hof, du stetiges Rindvieh, ich wollt' dich schon lehren, wer dein Herr ist!"

Aber als er nun den Strick anzog und mit dem Stock sachte an des Thieres Hinterbeine klopfte, um doch endlich durch die Wegschranke zu kommen, da zog der Stier sein Haupt ein und stieß ein dumpfes Gebrüll aus.

Auf diese Aeußerung verhielt sich der Mann wieder eine Weile ruhig, knirschte aber vor Zorn mit den Zähnen; eine solche Widerspenstigkeit war er nicht gewohnt. Er sah aber auch die Gefahr ein,

die ein wildgewordener Stier bringen kann. So blickte er rathlos in die Runde.

Nichts als Heidekraut, Erlsträuche und Föhrenbäume.

Als jedoch die Beiden eine lange Weile vor der Wegschranke so gestanden waren, da kam die Richtung aus dem Untergäu ein Bursche des Weges. Die Kleidung desselben war ärmlich, aus blaugefärbter Grobleinwand; über den rothbraunen Locken trug er eine bunt gestreifte Zipfelmütze. Das runde Gesicht war noch bartlos, aber stark geröthet. Das Haupt tief nach vorn gesenkt, so daß die Zipfelmütze gerade emporstand, die beiden Hände in den Hosentaschen — so schlenderte der Bursche heran.

„He, Du!“ rief ihm der Mann im grünen Rocke zu, „geh' her, hilf mir den Stier treiben!“

Der Zipfelmützenkopf hob sich empor.

Wer ist denn Der, daß er einem Fremden auf der Straße so mir nichts dir nichts Befehle giebt? Ich habe meines Wissens keinen Herrn, nunmehr gar keinen. — Ah! der Bauer von der hohen Weid! Ei, das ist was Anderes, der ist der reichste und angesehenste Mann im ganzen Gäu, und der höchste obendrein, denn der Hochweidhof steht auf dem Rochusberg und blickt hoch über alle Dachgiebel und über Berg und Thal hin ins Land. So ein Mann kann freilich auf allen Wegen und Stegen sein herrisch „Geh' her! pack' an!“ sagen.

„Ja," rief nun der Bursche, „ich will schon helfen." Er brach einen Weidenzweig. „Mit dem Stock wird das Vieh nur wild, Hochweidhofer."

Nun der Stier sah, es wären ihrer Zwei, änderte er sein Verhalten, ging ruhig durch die Thorschranke und zwischen den beiden Männern behäbig einher.

„Bist Du vom oberen Gäu, daß Du mich kennst?" fragte jetzt der Bauer.

„Nein," antwortete der Bursche, „den Hochweidhofer kennt man auch im unteren Gäu."

Da schmunzelte der Andere. Der Bauer von der hohen Weid war eigentlich ein Großhirt. An Feldfrüchten arm, nur spärlich Halme wuchsen auf den Höhen des Rochusberges; aber ein paar hundert Stück Vieh hatten jahraus jahrein ihr gutes Fortkommen auf den fetten Weiden und sonnigen Almen. Nur wurde es, rein wirthschaftlich genommen — und der Hochweidhofer nahm es immer so — zuweilen nothwendig, daß Blut aus den unteren Gegenden in das Rindvieh kam, und darum war der Bauer auch heute herabgestiegen, um einen gesunden und kräftigen Zuchtstier heimzuführen. Er hatte einen solchen im Thale gekauft und dabei geglaubt, es würde auch so ein Rind vor dem Hochweidhofer etwas mehr Respect haben, als vor anderen Leuten; jedoch der Stier bedeutete nur zu bald, daß er weder auf Geld, noch auf Rang sehe; er benahm

sich sehr störrig, und als sie an die Wegschranke kamen, die den unteren Gäu von dem oberen trennt, weigerte sich der Schwarze, wie wir sahen, entschieden, sein Vaterland zu verlassen.

Nun der Zweite da war, folgte er willig und den Bauern wurmte es nicht wenig, daß das Thier sich erst durch die Gegenwart eines stockfremden Jungen veranlaßt fand, zu gehorchen.

„Wo willst Du eigentlich hin und was willst Du verrichten?“ fragte der Bauer den neuen Gefährten.

„Ich helf' dem Hochweidhofer den Stier treiben,“ war die Antwort.

Jener sah den Burschen näher an. Ein Junge von siebzehn oder achtzehn Jahren, gut gewachsen, frischen Aussehens, mit ein paar großen, nußbraunen Augen, die fest und treuherzig blickten; vielleicht verwahrlost ein wenig, aber sonst kein übler Bursche.

„Bist Du ein Knecht von irgendwo?“ fragte ihn der Bauer.

„Ich bin Herr.“

„Also ein Grundbesitzer?“

„Der Herr über mich selber.“

Der Bauer sah ihn noch fester an. Ist das Trotz, oder will er hänseln? Troll Dich davon, Du! wollte der Mann schon losfahren, aber er sah ein, er bedurfte des Jungen. Es war dem Herrischen

nicht gar behaglich in Gesellschaft der beiden Trotzköpfe.

„Du — wie muß man Dich heißen?" sagte der Mann vom Rochusberge.

„Melchior."

„Und — Dein Schreibname?"

„Der gilt nichts mehr."

„Jetzt möchte ich aber wissen, wo Du daheim bist!"

Ein wenig schwieg der Bursche auf diesen fast gebieterischen Ausruf. „Ist das schon das obere Gäu?" fragte er hierauf.

„Seit der Schranke her."

„So bin ich im oberen Gäu daheim."

Der Bauer wollte jetzt stillstehen, aber der Stier erlaubte es nicht, trottete seinen gleichen Schritt.

„Mich däucht, Du bist ein Vagabund!" rief der Hochweidhofer dem Burschen zu.

„Mich däucht auch," war die Antwort. Hierauf fuhr der Nirgendsdaheim mit seiner Hand streichelnd über den Rücken des Thieres, über den ein hellgrauer Streifen ging. „Der Schwarze wird weiß," sagte er halblaut, „ist er nur erst ein Ochse geworden."

„Ja, verstehst Du denn vom Vieh was?"

Das Gespräch wurde unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener mit bespießten Gewehren führten einen jungen Mann vom Berge herab und an

unseren Dreien vorüber. Der Gefangene war in guter und geschmackvoller Gebirgstracht und eine schwere, silberne Uhrkette gängelte an der Weste. Die Arme hielt er über der Brust gekreuzt, durch ein Stahlkettchen aneinander geschlossen. Den grünen Hut, auf welchem keck Gemsbart und Hahnenfedern prangten, hatte er vorn schier bis zur Nase herabgedrückt; das Gesicht war etwas blaß und hatte ein leichtes Schnurrbärtchen.

Der Gefangene hatte bei der Begegnung seinen Kopf sogleich beiseite gewendet, aber Melchior war stehen geblieben, hatte ihn angestarrt, bis er vorüber war. Ein wunderliches Gröhlen stieß der Bursche aus, dann stand er noch eine Weile still und blickte der Gruppe nach.

„Der Forstadjunct Kilian, kennst Du ihn?" sprach der Hochweidhofer.

Der Bursche nickte mit dem Haupte, auf seinem Gesichte spielten Todtenbläſſe und Dunkelröthe.

„Der hat sich sicherlich ein paar schwere Rehböcke zu Schulden kommen lassen," meinte der Bauer, „war aber sonst ein ordentlicher Mensch."

„O du verfluchtes, o du vermaledeites Geld!" stöhnte der Melchior, dann ging er wieder hinter dem Stiere her und sagte kein Wort mehr, was der Bauer vom Rochusberge auch fragen mochte.

So waren sie einige Stunden mitsammen gegangen, waren durch Gesträuche und Wälder

gekommen und endlich auf einer Hochblöße angelangt, von der aus man den ersten freien Blick ins Land hatte. Die Gegend ist zumeist Wald und Haideland; nur selten steht an den sonnigen Hängen oder in den Wiesenthälern ein Haus, dann aber liegt ein Kornäckerchen und ein Krautgarten dabei. Der Blick geht so weit, bis die Waldhöhen blau werden und endlich an sonnigen Tagen die Berge und die Wölklein nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind.

„Sooh, mein Schwarzer!“ rief der Hochweidhofer gedehnt, „wir sind daheim! das ist schon meine Wiese — wenn's gefällig!“

Der Stier ließ sich's nicht zweimal sagen und hub an zu grasen.

„Halte den Strick dieweilen!“ sagte der Bauer zum Burschen, dann zog er eine große, rothlederne Brieftasche hervor, faltete sie langsam auseinander, blätterte in den Banknoten, während er in halb singendem, höhnischem Tone folgende Sprache führte: „Nu, wollen sehen — mein vornehmer Herr Stromer, was sich findet —; sollst dem Bauer von der hohen Weid — nicht umsonst — nachgelaufen sein —.“

„Nachgelaufen bin ich nicht!“ sagte der Melchior.

„Je, nur nicht gleich so hitzig, Junge! — sollst es nicht umsonst gethan haben — wird morgen zwar — vertrunken — verspielt sein. — Nichts-

nutzig Volk, das! — Lauft am hellen Werktag in der Lunger herum — stiehlt dem Herrgott seinen Tag. — Seh, da hast, das gehört Dein, Du Vagabund Du!"

Er hatte sich schon lange den Berg heran gefreut, wie er, des Burschen nicht mehr bedürftig, seine Meinung würde sagen können. Nun war's heraus; aber auch eine noch nagelneue Guldennote war heraus: „Seh, das gehört Dein!"

Der Bursche hatte dem Bauer gleichgiltig zugehört, ihn aber mißtrauisch angesehen. Als er nun die Banknote vor sich flattern sah, wendete er sich hastig weg und rief: „Nein, ich rühr's nicht an, mein Lebtag nicht. Mein heiliger Gott wird mich hüten."

Der Mann von der hohen Weid stutzte. „Nun, ist es vielleicht zu wenig?"

„Ich sag' vergelt's Gott!" sprach darauf der junge Mann, „aber Geld nehm' ich nicht. — Hunger hätt' ich!"

„Ei, das ist was Anderes. 's ist keine halbe Stunde mehr bis zu meinem Haus, komm halt mit, und jetzt mach Dein Geld weg!" Des Bauers Stimme war ein weniges milder geworden.

„Habt Ihr's denn nicht gesehen, wie sie ihn davon getrieben?" hastete der Bursche heraus, „ich nehm's nicht! bei meiner Seel, ich nehm's nicht!"

„Also, Du Bettelbub," versetzte der Bauer und stemmte seine Arme in die Seiten und streckte

seinen Hals vor: „Du willst dem Hochweidhofer ein Almosen geben?“

Jetzt haschte der Andere nach der Geldnote und mit bebenden Händen zerfetzte er sie in viele Stücke.

Der Bauer starrte wunderlich drein und sagte kein Wort. Als er hierauf den Strick wieder in die Hand nahm, murmelte er: „Ja, wenn es so mit ihm steht, dann ist er freilich ein armer Teufel!“ Hierauf hob er seine Stimme zum Befehl: „Du kommst mit!“

Falsches Geld.

Der Hof auf der hohen Weid ist eine Almerei im Großen. Die silberweißen Schindeldächer des vielfältigen Gebäudes leuchten weit hinaus in die Gegend, sie sind von keinem Schutzbaume beschattet, sie liegen frei in einer sonnseitigen Mulde des Rochusberges. Im Hofe giebt es Schellengeklingel, Rindergebrüll und Ziegengeblöck zu allen Tageszeiten. Wenn auch im Sommer große Heerden auf dem Hochboden und den Hirtenalmen weiden, in Gegenden, die noch ein gut Stück höher liegen als der Hof, so sind auch in diesem immer noch Kühe, Ochsen, Ziegen, Schafe und Schweine zur Genüge vorhanden, und ein prickelnder Duft, wie er zum Entsetzen der Recensenten häufig in Dorf=

geschichten zu spüren sein soll, verleiht der großen Almwirthschaft erst das rechte Ansehen. Ein zahlreiches Gesinde, theils schläfrig, theils lustig, ist dem Viehstande beigemengt. Hinkende und bekropfte Schafhirten, alte, träge Ochsenwarte, aber auch flinke und ewig jodelnde Käserinnen, Buttermädchen, stets barfuß und hochgeschürzt und stets mit ihren Kühen und Kalben plaudernd, weil ihnen das Mannsvolk zu langweilig. Schuhe und Strümpfe tragen zur Sommerszeit nur die Großbäuerin und der Bauer und ihre zwei Söhne. Diese zwei Söhne sind junges, lustiges Blut; aber der Aeltere war so hoffärtig, daß er in die Stadt studiren ging; und der Jüngere ist seiner Schulzeit noch so nahe, daß er kaum erst den Katechismus wieder vergessen hat. Er beschäftigt sich viel mit Forellenfischen und Spatzenfangen, reitet den Ziegenbock, neckt die alten Kühe, bis sie ausschlagen, und ist somit dem Weibervolke auf der hohen Weid ein Greuel.

Kein Wunder, die Langweile auf so einem Almhof, an dem keine Straße vorüberführt und auf dem man des Jahres außer den Viehhändlern kaum drei Fremde sieht. Gar kein Wunder, daß an diesem Tage, von dem wir erzählen, eine gewisse Stimmung des Hangens und Erwartens auf den Gemüthern lag. Der Stier kommt! Gestern ist der Bauer in das Untergäu gegangen, heute, längstens bis zum Nachmittagsbrot, kommt der neue „Jodel“.

Die Stalldirnen fegten alle Spinnweben von den Winkeln, den Kehricht vor den Thüren weg, strigelten die Rinder glatt und sauber, und die Oberkäserin ging mit dem Gedanken um, zu Ehren des Ankömmlings einen Schottenkuchen zu beizen, der so groß wäre, wie ein Melkzuber.

Endlich, zur Stunde, als die Giebel des Gehöftes schon lange Schatten legten über die frischgemähte Wiese hinab, erhob sich eine lebhafte Bewegung, und Alles rief oder flüsterte: „Er kommt!"

Dröhnend und mit heftig hin- und herschlagender Halsfahne trottete der Stier raschen Schrittes in den Hof. Daß der Bauer mit dabei war, verstand sich von selber, aber daß auch noch ein Anderer — — ein junger, hübscher Bursche, manierlich über und über! — Mit der Zunge hatte er geschnalzt, als sie zum Thore hereinkamen. Jetzt hält er den Stier an den Hörnern, während der Bauer Anordnungen trifft. Will sich's aber nicht recht gefallen lassen, der Schwarze, schnaubt und pustert und plötzlich macht er einen Sprung. „Laß aus, Laß aus!" ruft man dem Burschen zu, aber dieser läßt nicht ab von den Hörnern, wird mit fortgeschleift. Das Weibervolk kreischt auf, ruft den Namen Jesu an; da läßt der Bursche mit der Rechten los, ballt sie zur Faust und versetzt dem wilden Rinde einen Schlag hinter dem Auge. Der Schlag war weit zu hören, der Stier stand still, wendete langsam das

Haupt; es war ihm nicht wohlgemuth. Sie standen wieder ruhig beisammen. Das Heer der Knechte nahte. Die Butter-Toni war gar ein weichherzig Mägdlein, die wäre für ihr Leben gern dem jungen Menschen zugesprungen, um ihn zu fragen, ob er sich wohl nirgends weh gethan; aber ihre Scheu vor dem Schwarzen war doch zu groß. Erst als der Stier in seinem Stalle war, kam sie mit Nadel und Zwirn herbeigerannt, um dem Fremdling das Beinkleid zu schlichten, das am Knie einen großen Riß bekommen hatte. Der so freundlich erwartete Stier aus dem unteren Gäu hatte die Zuneigung der Bewohnerschaft von der hohen Weid verscherzt; hingegen war dieselbe in vollem Maße dem tapfern Fremden zugefallen, der nun in die Gesindestube geführt wurde, wo ihm der Hausvater reichlich zu essen auftragen ließ.

Durch die Thürfugen, durch die Fenster guckten die Mägde in die Stube, um den jungen Mann sitzen und essen zu sehen, bis der Bauer plötzlich den Ruf that: „Sakra! heißt das arbeiten?" Da zogen sich die Augen zurück.

Jetzt ging die Thür auf, ein langer hagerer Mann trat ein und sagte mit heißerer Stimme: „Glück herein, Unglück hinaus, der Herrgott beschütze dieses Haus!"

„Dank' schön, dank' schön," versetzte der Hochweidhofer und wendete seinen Kopf zum Fenster

hinaus. Den alten Hirtengruß hörte er gern, aber den Mann, der ihn jetzt gesprochen hatte, mochte er nicht recht leiden.

Der Eintretende sah aber auch nicht just darnach aus. Er hatte mattgraue Tuchkleider am Leibe, die aber schon recht abgetragen und an allen Enden zu kurz und schlottrig waren. Der obere Theil der Gestalt war stark nach links geneigt, so daß der dünne, schlanke Mann aussah wie ein geknickter Zaunpfahl. Die rechte Achsel war emporgezogen und auf derselben lehnte der kleine Kopf, der mit seiner niederen, breiten Stirn und dem scharfspitzigen Kinn eine dreieckige Form hatte. In diesem Dreiecke waren fürs Erste zwei wassergraue schielende Aeuglein, eine scharfe, aber zu kurz gerathene Nase mit weiten Nüstern, und ein erklecklich breiter Mund, an dem die Oberzähne so weit hervorstanden, daß sich die Unterlippe bequem hinter denselben bergen konnte. Zuckend hob der Mann den Arm, um seine braune Pelzmütze abzuziehen, denn artig war der Remini Dreihand immer, und die braune Pelzmütze trug er auch immer; diese war so zu formen, daß sie entweder ein Sonnendächelchen für das Auge, oder zur Winterszeit ein paar Schutzlappen für die Ohren gab.

So schlich der Remini nun durch die Stube, auf den Bauer zu, legte diesem eine Hand auf die Achsel und sagte gedämpft, aber hastig: „Hochweider!

Hochweider! 's ist schauderlich — 's ist gar zum Närrischwerden!"

„Was denn?"

„Ach, 's ist schauderlich! — Meine Mutter, wenn sie das gewußt, richtig, sie hätt' mich mitgeschickt in die neue Welt hinüber. Und jetzt — Hochweider! — ist mir da in der alten herüben das passirt, Das, und mir! mir, dem guten, armen Remini, der ohnehin nicht weiß, wovon er leben soll in seinen alten Tagen —"

„Ei, geh' mir!" unterbrach ihn der Bauer, „Du bist das alte Klageweib, heut wie immer, Du hast zu leben genug."

Der geknickte Zaunpfahl schwieg einen Augenblick. Dann kramte er mit zitternder Hast in seiner Brusttasche. — „Hochweider," hub er wieder an und wickelte einen neuen Zehnguldenschein hervor, „Hochweider, hast schon einen falschen Zehner gesehen? — Nicht? — nu, da kann ich aufwarten; — ist nett gemacht, nicht wahr? — nett, fein —"; dann brach er los: „Fünf schwere Thaler hab ich ihm dafür gegeben, dem Lumpen, dem Schurken! — Und ich verliere mein gutes Geld, der Wisch ist falsch! Schau einmal, Hochweider, was das für ein Wasserdruck ist; mit Sauschmer ist er gemacht. — Aber heut' haben sie den Fuchs aus dem Loch gezogen; weiß der Himmel, wie lange er's schon getrieben!"

„Ja, wer denn? wer denn?“ rief der Bauer, „das ist ja ein ganz verrücktes Schwätzen!“

„Den Herrn Forstadjuncten Kilian Ehrlich haben heut' die Schandarm' abgeholt. Hochweider, einen Falschmünzer haben wir mitten unter uns gehabt. Aber ich sag's, wenn er gehenkt wird, da laß ich mir was kosten, da muß ich dabei sein. Na ja, jetzt weiß man, wo die vielen nagelneuen Banknoten herkommen. Schau nach, Hochweider, 'leicht hast Du auch ein paar in Deinem Sack.“

Der Bauer fuhr gegen seine rothe Brieftasche, ließ sie aber im Rock stecken und murmelte: „Ich nicht. Der Bauer von der hohen Weid kennt sein Geld.“

Gut so, der Mann von der hohen Weid giebt sich nie eine Blöße, am wenigsten noch vor einem Menschen, wie dieser Remini Dreihand. Der Geizhals soll nicht die Freude haben, den Großmann des Berges auf der Stelle um ein paar Dutzend Gulden ärmer werden zu sehen.

Erst als der Geknickte mit weinerlichem Gesichte seine falsche Banknote mit derselben Sorgfalt wieder eingesteckt hatte, als wäre sie eine echte gewesen, und als er hierauf klagend wieder davongeschlottert war, ging der Bauer in die Stubenecke, in welcher neben dem letzten Fenster der braune Uhrkasten stand, und sichtete seine Banknoten. „Sakra, sakra!“ rief er plötzlich, „eine ganze Kuh ist hin! Fünf falsche Zehner!“

In zwei Minuten darauf war er wieder der Alte, schritt langsam gegen den Tisch und rief: „Nun, Herr Landstreicher, schmeckt's nicht?“

Der Melchior hatte Messer und Gabel längst aus der Hand gelegt. Schon der falsche Zehner des Remini Dreihand hatte ihm den Appetit verdorben. Seitdem war er bewegungslos und blaß dagesessen.

„Gott vergelt es, ich bin satt,“ sagte er und stand auf, „aber ich wollt fragen, Bauer, könnt Ihr mich in Eueren Dienst nehmen?“

Der Hochweidhofer maß den Burschen vom Kopf bis zum Fuß, und zwar mit einer hochfahrenden Kälte, als wäre er ein alter Recrutenvisitant. — Gefällt mir übrigens von Dir! — tauglich! wollte er schon sagen, anstatt dessen entgegnete er langsam und trocken: „Der Bauer auf der hohen Weid nimmt Keinen in seinen Dienst, den er nicht so gut kennt, wie seinen Thürstock da, Keinen!“

„Mein Tauf- und Heimatschein liegt beim Müller im Untergäu,“ sagte der Andere, „ich bin die Zeit her beim Müller gewesen.“

„Wird beim Müller im Untergäu das Dienstjahr zu Jakobi aus?“ fragte der Bauer scharf.

„Beim Müller nicht, aber bei mir,“ antwortete der Bursche, „der Müller hat mich an der Ehre beleidigt, da bin ich ihm davongegangen. Ich bin ein ehrlicher Mensch, wenn Ihr mich aufnehmt, Bauer, so mögt Ihr mir die schwersten Arbeiten

schaffen, mögt mich scharf behandeln wie Ihr wollt, aber das merkt Euch, ich bin ein ehrlicher Mensch!"

Mit gehobener Stimme, fast drohend waren diese Worte gesprochen worden; der Sprecher hatte dabei die Fäuste geballt.

„Hm, hm," meinte der Bauer kleinlaut, „das laß ich ja wohl gelten. Mußt ihn nicht gleich so aufnehmen, meinen Landstreicher."

„Der bin ich auch, und bin es so lang', bis ich Arbeit gefunden hab'. Zum Müller bringen mich vier Rösser nicht mehr zurück."

Der Hochweidhofer ging langsam in der Stube auf und ab und hielt die Hände am Rücken. Er trat fest auf, daß die Dielen knarrten. Dieser fremde Junge wollte Recht behalten vor ihm, dem Mann von der hohen Weid! Konnte er so Einen in seinem Hause dulden? Aber der Mensch schien einen Kern in sich zu haben; und lauter Hundsfötter im Gesinde, das thut auch kein gut.

„Weißt Du was, Melchior," sagte der Bauer und blieb vor dem Burschen stehen, „wir machen dieweilen noch nichts aus. Bleib' Du ein paar Tage auf der hohen Weid. Gefall' ich Dir und gefällst Du mir, dann spannen wir auf weiters an. — Ist Dir das recht, so paß jetzt auf. Du und der neue Stier, Ihr seid zwei Bekannte, Du sollst den Schwarzen heut' noch auf die Hinteralm führen.

Der kleine Bub wird Dir treiben. Bei dem Sennermägdle auf der Hinteralm wirst Du über Nacht bleiben. Morgen wirst Du den Stier an die Heerde lassen und so lang dabei bleiben, bis Du siehst, er ist angewohnt. Nachher kommst wieder heim."

Kommst wieder heim! Das Wort hat dem Melchior wohlgethan.

Das Andenken in der Zipfelmütze und das Sennermägdle.

Der Schwarze hatte dieweilen auch sein Willkommbrot genossen. Als hierauf die kleine Karawane gerüstet war, schoß noch die flinke Butter-Toni herbei und steckte dem Melchior kichernd ein weißes Päckchen in die Hand. Seine Zipfelmütze war's, die er bereits vermißt hatte; sie war vorhin im Kampfe mit dem Rind in den Wust gefallen und mußte gewaschen werden. Als sie der Bursche nun über den Kopf ziehen wollte, fand er ganz hinten im Zipfel ein schwammiges Dingelchen. Was kann denn da drin stecken? Ein niedliches Lebkuchenherz und ein papierenes Bildchen darauf, und auf dem Bildchen ein goldenes Körblein, und im Körblein ein Nest von rothen Rosen und in den rothen Rosen ein Liebespärchen, das sich die Hand reicht, und darüber die Worte gedruckt:

„Zu einem treuen Angedenken
Will ich Dir dies Herzlein schenken.“

Da wollte sich des Burschen Gesicht schier zu einem Lächeln ziehen; er blickte um sich, sah kein Mädglein, hörte aber Kichern im Gestalle.

Der kleine Bub, der als Treiber ging, war gewiß noch nicht zehn Jahre alt, aber er hatte einen so großen Filzhut auf dem Haupte, daß er das kleine Gesicht sehr empor halten mußte, wollte er aus der ungeheueren Krempe hervor den schwarzen Stier und den blauen Knecht mit der Zipfelmütze noch sehen.

So zogen sie die Höhe hinan, über die Steinhalden und Grasblößen dahin, die schönen Matten des Hochboden entlang bis gegen die Hütten der Hinteralm. Der Kleine war Wegweiser. Sie hatten unterwegs manchen Strauß zu bestehen.

Dort und da waren in einem Rudel Rinder beisammen, die sich sehr für den vorüberziehenden Blutsfreund interessirten. Der Schwarze selbst wollte mit den Standesgenossen anbinden, und besonders, wo er Kühe und Kalben wahrnahm, da wollte er zu ihnen, oder er war kaum vom Flecke zu bringen. Die kräftige Hand Melchior's gehörte dazu, um ihn zu bändigen, und der kleine Junge schlug stets einen solchen Lärm sowohl mit seiner Riemenpeitsche als auch mit seiner hellen Stimme, daß das Rindvieh ordentlich Respect davor bekam.

Endlich sahen sie die Hütte, aus welcher dünner Rauch in die Abendluft aufstieg und in welcher Melchior bei dem Sennermägdle übernachten sollte.

Es wurde dem Burschen ganz seltsam auf dieser Höhe; da war's so still, so weit, so frei. Seine Glieder waren munter, sein Herz war andächtig und übermüthig zugleich.

Vor der Hütte weideten einige Schweinchen; am Brunnen trank eine betagte Kuh, im Hollerstrauch daneben schäkerten ein paar Ziegen. Die Hüttenthür war offen, aber die untere Hälfte derselben war durch einen Gadern gesperrt, auf daß die Thiere nicht freien Eintritt hatten in die menschliche Behausung, in welcher das Sennermägdle wirthete.

Der Melchior lugte schon von weitem auf die Thür. Er sah innerhalb derselben in der Dunkelheit und dem Rauch des Herdfeuers eine Gestalt stehen, die gemächlich den Stab eines Butterrührkübels auf- und niederzog und dabei ein Pfeifchen schmauchte. Das Gesicht war runzelig und gar verdorrt, die kurzgeschorenen Haare waren dünn und grau. Die Dreie nun bemerkend, ließ diese Gestalt den Rührstab ruhen und machte einen langen Hals, der rechtschaffen gebräunt und an dem die Adern wie ein Knäuel rauher Stricke ineinandergingen.

„Gelt, Nickerl, es wohnen mehr Leute in der Hütten als Einer?“ fragte Melchior den Knaben.

„Nein,“ antwortete dieser.

„Wer ist denn nachher das, was dort Butter rührt?“

„Das ist das Sennermägdle.“

Der Bursche schwieg, that aber einen so heftigen Ruck an dem Strick, daß ihn der Schwarze fragend anglotzte, was er doch schon wieder mißgangen haben könne?

„Mägdle, der neue Stier ist da!“ rief der Nickerl. Da kam denn die Gestalt mit den kurzgeschorenen Haaren und dem Tabakspfeifchen sofort herangetrippelt, und ihr Anzug, ein grauer, schwarzgestreifter Leinwandkittel mit der gleichfarbigen Schürze und dem einmal blau gewesenen Busentuch ließ keinen Zweifel mehr übrig: es war ein Weib, es war das Sennermägdle.

Der Stier wurde in eine bereitete Klause gethan und mit Bocksbart und Süßklee gefüttert. Der Nickerl war wieder davongehüpft, und man hörte ihn über die Almen hinaus lange noch lärmen; der Kleine suchte die Gespenster, vor welchen er sich in der Nacht fürchtete, durch helles Geschrei zu vertreiben.

Der Melchior saß völlig schwermüthig vor dem dürftigen Herd, auf welchem ihm das „Mägdle“ ein Abendbrot kochte. Als sie die „Mehlspatzen“, die sehr fett waren, verzehrt hatten, ging die Alte den Burschen an um ein Pfeifchen Tabak.

„Weibel," entgegnete Melchior treuherzig, „ich hab' meiner Tag nicht geraucht." Er redete weiters nicht viel, aber Eines ging ihm nicht aus dem Sinn; das Ding war auch ganz unerklärlich, es war gar nicht zu lachen darüber, es war geradezu ein Unding, ein neues Unding in seiner Welt. Das kleine Köpflein sah ja schier kahl und gerupft aus. Er war sonst nicht neugierig, aber nun that er doch den Mund auf: „Ist es des Herdfeuers wegen, daß Ihr Euch die Haare habt schneiden lassen?"

„Was brauch' ich denn die Fetzen!" fuhr sie ihn an; bald aber setzte sie, wie selbstgefällig, grinsend bei: „Ich verkaufe mein Haar!"

„Verkaufen!"

Der Melchior war von seinem umgestülpten Milchzuber aufgesprungen. „Geld und wieder Geld!" rief er, und im Munde kaute er die Worte herum: „Herr je, was muß die nicht schon Alles verkauft haben, wenn die paar armseligen Haarweben nicht mehr sicher sind auf ihrem Schädel!"

„Wie sagst?" fragte die Alte.

„Ist schon recht," sagte der Bursche.

„Mein Gott, wo nähm' unsereins sonst das Tabakgeld?"

„Ist schon wieder recht!" rief der Melchior, „Sennin, ich möcht schlafen gehen!"

Auf dem Dachgeschoß der Klause, in welcher der Stier seine Nachtruhe hielt, lag frisches Heu;

da hinein warf sich der Bursche aus dem Untergäu und streckte die Glieder weit von sich.

Geld! im Untergäu das Gift, im Obergäu das Gift — überall! — Mich bringst du nicht um, ich bin ehrlich, so steht's in meinem Taufschein — und ich will's verbleiben. Du kleines Ledertäschlein da, von meinem Pathen hab' ich dich, für Geld wärest du gemacht. Nicht einen Pfennig kriegst mir hinein. Wart einmal, sollst nicht leer bleiben — sollst es gut haben — so!

Das Lebkuchenherz steckte er in den Geldbeutel. Dann barg er diesen tief in seinen Hosensack, dehnte sich noch einmal im weichen Heu und schlief ein.

Das Gegröhle der Schweine war es am anderen Morgen, das unseren Melchior zu dem herrlichsten Alpensommertag erweckte. Der Bursche hatte nur einige Rispenhälmchen aus seinen Hosen und Hauptharen wegzuzupfen, dann war er angekleidet und herausgeputzt. Kaltes Brunnenwasser goß er sich noch in das Gesicht und eine warme Molkensuppe in den Magen, dann war er bereit.

Er ging mit der Heerde auf die Weide. Es waren lustige Kühe und flinke Kalben da, und der Schwarze war Lebemann. Melchior sah es gleich, daß sich der Untergäuer hier nicht langweilen werde; er hätte denn sofort in das Gehöfte zurückkehren können. Allein auf der sonnigen Matte war es so wohlig zu liegen, die Augen zu schließen

und dem Glockengeschelle zuzuhören. Er that's und dachte dabei an das Lebkuchenherz, das er in seiner Geldtasche trug, dachte an die kleine Magd, die ihm das Ding zugesteckt. Sie hatte ein kurzes rothes Kittelchen an und gelbe Haare auf dem Kopfe, das war Alles, was er von ihr wußte. Und es war genug, häufig genug. Er riß die Augen auf und sah in die Heerde hinein.

Dort nicht weit stand ein Wassertrog, der war aus Föhrenholz, es klebte noch die dicke, gefurchte Rinde daran. Melchior ging zum Troge, trennte mit der Schuhferse ein Stück Rinde davon ab und begann mit seinem Taschenmesser an diesem Stücke zu schnitzen.

Er schnitzte, murmelte, pfiff, sang dabei Schelmenlieder aus dem Untergäu. Und endlich war das Ding fertig. Er hub es mit der rechten Hand ein paar Schuh weit von sich in die Luft hinaus, drückte ein Auge zu und mit dem anderen lugte er so d'rauf hin. Gut gerathen war's, ein Vögelchen spitzte die Stoßfedern, hob das Köpfchen, sperrte das Schnäbelchen auf. Ja, so schnitzen aus Föhrenrinden, das hat er schon als Knabe gelernt, das bringt Keiner so zuweg, wie der Melchior. Aber die kleine Magd mit dem gelben Haar, wird sie ihn schließlich nicht gar ausspotten, daß er ihr für das nette Lebkuchenherz nichts zu bieten weiß, als so ein hölzernes Dingelchen da? Sie kichert und lacht so gern, das hat er schon gesehen . . . Sie soll aber nicht kichern

und lachen über ein Andenken, das ihr Melchior giebt, sie soll sehen, wie tief ins Herz hinein ihn ihr Lebkuchen gefreut hat, sie soll merken, wie er das Lebkuchenherz verstanden hat, sie soll wissen —

Was nur soll sie wissen?

Der Melchior hat an seiner Halsschnur ein messing Marienbildchen und ein silbernes Ringlein hängen. Das Marienbildchen hat er von seiner Mutter — Gott schenk' ihr die himmlische Freud'. Das Ringlein hat er von einem frommen Kapuziner, der einmal mit einer großen Blechbüchse ins Haus gekommen ist und dem die Mutter um Gotteswillen einen schweren Klumpen Rindschmalz in die Blechbüchse gelegt hat. Der Pater hatte mancherlei Schätze bei sich und aus Dankbarkeit für den Klumpen steckte er dem Knaben ein funkelndes Silberringlein an den Finger. Der Finger war bald zu groß gewachsen, da kam der Ring an die Halsschnur.

Der Melchior dachte daran, nahm seinen geschnitzten Vogel wieder zur Hand und schlitzte ihm den Bauch auf. Eine tiefe Spalte nämlich schnitt er in das hölzerne Thier; dann that er das Ringlein von der Schnur, rieb es ein Weilchen an der blauen Leinwandhose, bis es in der Sonne wie Gold funkelte, that es dann in den Spalt und verklebte diesen sorgsam mit Harz.

„Jetzt, Rothkröpfel, ist auch ein Herz in dir!“ rief er lustig, „jetzt bist schon recht für die Rothkitteldirn!“

That das Vöglein in seinen Hosensack, rief der grasenden und scherzenden Heerde zu: „Viel Glück auf der Hinteralm und stoßt euch kein Hörndel ab und — das Sennermägdle, das laß ich von weitem schön grüßen!“ Und ging davon.

Ueber die stundenlange Schneide des Rochusberges ging er hinaus.

Hier auf der Höhe — wo ihm nicht der geizige und nergelnde Müller mit seinem ewigen Brummen und Befehlen zur Seite war, wo er seine schlanken Beine einmal fest und sicher in den Boden setzen, seine hohe Brust einmal ordentlich hervorkehren, sein Haupt einmal keck in die Höhe heben konnte, wo er seinen klaren Augenblick einmal trotzig, lebensfreudig ins Weite schießen lassen wollte, wo jeder Athemstoß ein Jauchzen wurde — machte er Halt. „Es ist Platz für mich, und wenn ich einmal doppelt werde, Platz genug!“ — da hätte man's sehen können, was der ganze Bursche für ein prächtiger Kerl war.

Das dünne, weiche Leinenkleid that nichts dagegen, daß man seinen drallen, echt älplermäßigen Gliederbau durchaus kennen lernen konnte; zudem stand zu vermuthen, daß der Melchior gar kein Hemd anhatte. Die Hände hielt er stets in den Hosentaschen; in der rechten hielt er das Beutelchen mit dem Lebkuchenherz, in der linken den Vogel. So schlenderte er fürbaß und der weißrothe Hauben-

zipfel schlug am Nacken bei jedem Schritte wie ein Pendel hin und her.

Je näher der Bursche aber gegen den Hochweidhof kam, desto mehr verging ihm die Lustigkeit. Unter den Menschen war er wieder der arme Schelm. Und vielleicht hat es der Bauer schon erfahren, weß Stammes und Namens er, der Melchior ist, und wird ihn gleich aus dem Hause weisen. Die Menschen gehen alle nach dem Schein, alle! Der Bauer von der hohen Weid, sagt man zwar, der gehe schnurgerade der Nase nach und dem Kern zuleibe. Dann freilich wär's gewonnen. — Heute oder morgen muß der Melchior doch den Mund aufmachen, will er auf der hohen Weid verbleiben. Heute ist's besser als morgen.

„Nu, Melchi, wie steht's auf der Alm?" fragte der Bauer sogleich, als der Bursche vor sein Auge trat.

„Könnt' gar nicht besser stehen," antwortete der Melchior.

„Was schafft das Sennermägdle?"

„Nicht einmal scheu ist er worden," sagte der Bursche.

„Wer?"

„Der Stier."

„Vor wem?"

„Vor der alten Vettel."

Jetzt that der Bauer einen ganz gewaltigen Lacher. „Bist ein rechter Sakra, Du!" rief er, dem

Burschen die flache Hand auf die Achsel werfend, „ein Höllsakra übereinand! Und nun schau, daß Dir die Bäuerin Dein Mittagsmahl giebt, die Leut' haben schon abgegessen. — Hast denn noch was auszurichten?"

„Bauer," sagte nun der Untergäuer stockend, „meine Mutter hat fort gesagt, wenn das Herz voll ist, so hat im Magen nichts Platz. Mir gefällt's schon auf der hohen Weid und ich möcht' was reden mit Euch, aber ganz allein."

„Mit mir was reden willst? Lug einmal, Junggesell, seit wir Zwei uns kennen, giebst Du mir ja einen Befehl um den anderen! Willst Du was reden, so hast mich fein zu fragen, ob ich was hören will. Nu, das für ein andermal. Kannst jetzt mit mir gehen."

Er führte den Burschen über eine Stiege in eine rückseitige Kammer empor. Hier hingen, lehnten und lagen allerlei Werkzeuge, Messer, Hacken, Sägen, Feilen, Bohrer und andere Dinge, deren Zweck gar nicht zu errathen war. Des Bauers Werkstatt, in der er die Halsjöcher seiner Ochsen zimmerte, die Melkzuber und Milchbutten band, die Haarstriegel schärfte, die Messer schliff, mit denen den Rindern die Hörner und die Klauen beschnitten wurden, und allerlei andere Dinge schuf und verrichtete, die in der Wirthschaft nöthig waren.

Der Bauer setzte sich nun sofort auf die Hanselbank, zwängte einen Balken unter den hölzernen

Haltkopf, begann mit einem Reifmesser daran zu schneiden und sagte: „Melchi, jetzt kannst was reden mit mir."

Der Bursche setzte sich auf einen Ahornblock, schlug mit den Händen auf die Oberschenkel, daß es klatschte, zuckte die Achseln und stieß das Wörtlein: „Ja!" heraus. Dann schwieg er und trampelte mit den Schuhen.

Der Hochweider schnitt gelassen an seinem Balken.

„Bauer," sagte nun der Melchior kleinlaut, „möcht' Euch sagen, wie's mit mir steht. 's ist eine schwere Sach', weiß nicht, wo ich anfangen soll. Mein Vater, der ist im Gefängniß gestorben, weil er sich unredlich Gut zugelegt hat; meinen Bruder haben die Gendarmen weggeführt, weil er Banknoten gefälscht; mich hat der Müller im Untergäu gehen lassen, weil ich kein Schurke hab sein wollen; seh't, das ist meine Geschichte."

Der Bauer hatte beim „Schurken" sein Messer still gehalten. Nun schnitt er wieder; als er aber sah, der Bursche wollte nicht mehr weiter reden, blickte er mit scharfem Auge auf: „Der paar Worte wegen hast mich über die Stiegen herauf gehetzt?"

„Habt Ihr den Ehrlich-Schmied vom Untergäu gekannt, Bauer?"

„Den Alten noch, hat mir ja im Eismonat meine Ochsen beschlagen, wenn ich Fuhrwerk im Thal gehabt!" sagte der Hochweider, „hat seinen

Namen nicht umsonst getragen, ist ein Ehrenmann gewesen."

Der Melchior stieß einen tiefen Athemzug aus der Brust. — „Ah!" sagte er sich aufrichtend, „jetzt Bauer, jetzt red' ich mich leichter. Der Ehren-Schmied, der alte, von dem Ihr da sagt, der ist mein Großvater gewesen. Als so ein Bübel bin ich noch auf seinem Knie gesessen. Alle Leut' haben mich den Ehren-Schmied-Buben geheißen, in der Schul' bin ich der Ehren-Schmied-Melchi gewesen, wir haben uns ja auch Ehrlich geschrieben. D'rauf, wie mein Vater die Wirthschaft übernommen hat, ist's abwärts gegangen. Meine Mutter, die ist gut gewesen, rechtschaffen gut, sie hat mehr an die Armen verschenkt, als hätte sein sollen, und das hätt' sie doch nicht thun sollen, daß sie von der Wirthschaft heimlich Korn und Speck und Fleisch verkauft hat. 's ist bitter für mich, zu sagen, der paar Groschen wegen ist's ihr zu thun gewesen. Wie das Sprüchel sagt: das Weib kann mit der Schürze mehr aus dem Haus tragen, als der Mann mit dem Erntewagen einfährt. Ganz und gar sind wir verarmt. Mein Vater ist mit traurigem Gesicht im Hause umhergegangen, die Arbeit hat ihm nicht mehr schlaunen wollen; wär' sie schon umsonst, so hätt' er keine Freud' mehr zu ihr. Ein Terno in der Lotterie gewonnen, könnt' wohl noch retten! Hat viel simulirt, mein Vater, wie er nur wieder zu Geld kommen könnt'. Da

ist einmal ein mühseliger Hausirer in unserem Hause über Nacht geblieben, in derselben Nacht erkrankt und so hat mein Vater den armen Mann, um den sich sonst Niemand hat wollen annehmen, unter seinem Dach behalten und meine Mutter hat ihn wohl um Gotteswillen fleißig gewartet. Nach vier Monaten ist der alte Mann bei uns gestorben. In aller Still' haben wir ihn auf den Kirchhof getragen, wie ein Bettelmann schon begraben wird. D'rauf, wie mein Vater das Sterbebett aus dem Stübel tragen will, findet er im Strohsack in ein blaues Tüchlein gewickelt — Geld. Ich, der junge Bub, hab's erst viel später erfahren, es sollen an die neunzig Gulden gewesen sein. Jetzt Hochweider, wenn Einen die Gnad' Gottes verläßt! . . . Baargeld! Wer hätt' so was beim Bettelmann gesucht? Wer frägt darnach! Keine Schrift, kein einzig Wort ist laut. Und die Krankenpflege hat Müh' gemacht und die Kost und die Medicin hat Geld gekostet, wie kann's denn eine so große Sünd' sein, die kleine Baarschaft da in aller Still' fürs Haus zu verwenden! — So wird's meinem Vater halt in den Kopf gekommen sein. Auf das geht eine Weile hin, steigt der Gerichtsdiener in die Ehren-Schmiede. Ja, der ist wohl auch sonst zuweilen gekommen aber diesmal wird mein Vater todtenblaß. Er muß vors Gericht, muß sich ausweisen, was es mit dem Gelde ist, das er im Strohsack des Hausirers gefunden! — Eine Magd

in unserem Haus, die dahinter gekommen, hat's verrathen; mein Vater hat auf das erste Wort Alles gestanden, er hätt' nicht vorgehabt, den Fund beim Amte anzuzeigen, hätt' ihn für die Mühen und Auslagen im Haus behalten wollen. Jetzt, Hochweider, haben sie den Ehren-Schmied eingesperrt."

Diese letzten Worte hatte der Melchior nur so vor sich hingemurmelt und dabei stark mit den Schuhen auf den Fußboden geklopft. Seine Wangen waren hochroth, seine Augen blinzelten und richteten sich zu Boden. Der Bauer von der hohen Weid saß ruhig auf seiner Hanselbank und schnitt und hobelte und hielt den Balken wagrecht vor sein prüfend Auge hin, ob er wohl schon gleich und glatt genug sei. —

„Mit dem Andern," sagte der Bursche jetzt, „will ich warten, bis Euer Holz fertig ist, Bauer."

Da ließ dieser von seiner Arbeit ab und versetzte: „Wie Du siehst, bearbeite ich das Holz mit den Händen und nicht mit den Ohren."

„Der Ehren-Schmied-Sohn muß es leiden, wie man ihm zuhört, gut oder schlecht," sagte der Melchior und schlug wieder auf seine Schenkel. „Mein Vater, der ist nach wenigen Wochen im Gefängniß gestorben, nicht lange darauf auch meine Mutter. Die Schmiede ist in fremde Hände gekommen. Meinen älteren Bruder, viel gescheidter und anstelliger als andere junge Leut', den hat der Oberförster Tarnwald zu sich genommen.

Der Kilian, hat es geheißen, hätt' lieber studiren und ein Baumeister oder Maler werden sollen, er hat manchmal allerhand so Zeichnungen gemacht. Um mich, den einfältigen und noch kleinen Jungen hat sich Niemand kümmern wollen und Verwandte wissen wir in der ganzen Gegend keine aufzuweisen. Da hat mich der Müller genommen. Beim Müller hab' ich gezogen wie ein Ochs, getragen wie ein Esel, sieben Jahr' lang. Das ist auch in der Ordnung gewesen, ich hab' meine geraden Glieder und ich will gern arbeiten. — Da geht Euch vor etlichen Tagen auf einmal das Gerede, die neuen, falschen Banknoten, die in der Gegend umlaufen, hätt' der Forstjung Kilian Ehrlich gemacht! — Keiner hat gefragt, ob's wahr. Jeder hat's geglaubt aufs erste Wort. Ehrlich! haben sie geschrien und hell gelacht — die braven Ehren-Schmiedleut! Das Weib hat den Mann bestohlen, der Mann hat den armen Hausirer ausgeraubt, der Sohn ist ein Fälscher geworden — ist eine nette Bande. — — Die Ehrabschneider! die Teufelsleut'!" Die Worte blieben dem Burschen im Halse stecken, seine Fäuste bebten auf den Knieen und der Hochweider, der nur so hinblinzelte auf sein Gesicht, sah das schäumende, knirschende Antlitz eines Rasenden.

„Und ganz recht haben sie," sagte später der Melchior scheinbar ruhig, „der Wahrheit kann man nicht auf den Mund schlagen. — Nur daß Ihr's

wißt, Bauer, wie wir zugrunde gerichtet sind. — Und —" jetzt sprang er auf, „das verfluchte Geld ist Schuld an meiner Mutter, an meines Vaters, an meines Bruders Verderben. Und gestern, wie uns der Kilian zwischen den Gendarmen unten an der Leiten begegnet ist, da hab' ich bei mir den Schwur gethan: mein Lebtag nicht einen Heller will ich haben von dem vermaledeiten Geld, das die braven Leut' umbringt!"

Der junge Mann schlug sich die beiden Hände in das Gesicht und kam in ein Schluchzen, das den ganzen Körper schüttelte.

Der Hochweidhofer erhob sich langsam und sagte, „Melchi, Du bist ein braver Bursch! Dich wird auch das Geld nicht verderben, wenn Du nur erst eins hast."

„Wie der Will," fuhr der Melchior dazwischen, „den Geldleuten, den Rechtschaffenen, wie den Lumpen, allen will ich zeigen, wie man ohne einen einzigen Pfennig in der Tasch' durch die Welt kommen und der Ehrlich bleiben kann. Und die Untergäuer sollen sehen, daß das Blut vom alten Ehren-Schmied noch lebt!"

Solcher Sinn gefiel dem Bauer auf der hohen Weid. Er hätte aber nicht geglaubt, daß dieser Junge, dem er manchen Vagabunden an den Kopf geworfen hatte, so denken und seine Worte so gesetzt und rechtschaffen vorbringen konnte. Er hätte ihm

mögen die beiden Hände fest drücken, doch besann er sich noch früh genug, er sei der Bauer auf der hohen Weid, und so sagte er nur: „Melchi, bist ein wackerer Bursch; aber was Du mir da erzählt hast, das weiß ich schon seit drei Stunden. Ich hab' vom Müller im unteren Gäu Deine Siebensachen und Deine Papiere holen lassen und da ist mir gesagt worden, wie's mit Dir und den Deinigen steht. Der Müller hat mir freilich berichten lassen, daß einem Menschen, der eine solche Verwandtschaft weist —"

„Nicht zu trauen ist!" ergänzte der Melchior. „Ja, das wird er gesagt haben, ich kenne den Müller. Will's Euch nur noch erzählen, Bauer, warum ich ihm aus dem Haus gegangen bin, das hat er Euch sicher nicht berichten lassen. Gestern in aller Frühe, weit ehe noch die Sonne auf ist, kommt er in die Kleienkammer, wo mein Bett steht. Ich will gleich aufspringen, 's giebt viel Arbeit im Tag. — Nu, nu, Melchior, sagt der Müller, was wirst denn schon jetzt aus dem Nest steigen, 's ist ja Zeit, schläft noch das ganze Haus. Hab' Dir nur was sagen wollen, Melchior. Wirst es wissen, vor ein paar Wochen, in der Mariaheimsuchungnacht, ist dem Gutsverwalter unten der Fischbehälter ausgeplündert worden. Und jetzt ist die Sach' so angestellt, daß ich auch in die Schmier hineinkommen soll. Ich will die vielen Laufereien zu Gericht nicht haben und

deswegen, Melchior, 's kann sein, daß Du gefragt wirst — weißt Melchior, ich muß einen Zeugen haben, daß ich in der Mariaheimsuchungnacht zu Haus gewesen bin. — Den Zeugen muß halt die Frau Müllerin machen, sag' ich. — Geht nicht, sagt der Müller, Eheweiber werden nicht angenommen. Aber bei Dir ist's was Anderes, Du wirst es ja wohl wissen, daß ich in derselben Nacht daheim gewesen bin. Du brauchst ein neues Paar Stiefel, Melchior, soll gar keinen Umstand haben, und es bleibt jetzt dabei, Du bist mein Zeug', daß ich in der Heimsuchungnacht in der Mühl' gewesen bin. — Ich kann der Zeug' nicht sein, Müller, sag' ich, ich weiß ja gar nicht, ob Ihr daheim gewesen seid, ich hab' fest geschlafen. — Bist sieben Jahr' in meinem Haus gewesen, sagt d'rauf der Müller, hab' Dich als armen Waisen aufgenommen, wie Dein Vater im Arrest gestorben ist; hab' Dich allerweil wie mein eigen Kind lieb gehabt, wirst mir nicht undankbar sein, Melchior. — Ein falsches Zeugniß geb' ich nicht! schrei ich auf. Da thut der Müller einen Lacher: Schau das Galgenband! will den Gewissenhaften spielen! — Hochweider, wie ich das gehört — hell mutternackt bin ich aus dem Bett gesprungen. — Weil sich die Meinen vergangen haben, so willst mich auch zum Schurken machen, Müller! ruf' ich aus. — Marsch aus meinem Haus! schreit er aufgebracht. — Heut' lieber wie morgen,

sag' ich, werf' meine Kleider über und lauf' davon. Er ruft mir noch viele gute Worte nach, ich sollt' nur bleiben, 's wär Alles vergessen. Hab' davon nichts mehr verstehen mögen; bin fortgesprungen, bin herumgegangen auf der Haid, Hochweider, dann habt Ihr mich angerufen."

Der Bauer hatte längst nicht mehr am Holze geschnitten.

„Melchi," sagte er jetzt, „'s hat Alles den rechten Schick, wenn Du von Deinem alten Dienstherrn noch was wissen willst: den Müller haben heut' die Gendarmen geholt."

„Der Müller geht mich nichts mehr an," murmelte der Bursche trotzig, „hab' mit mir selber zu thun. Jetzt sagt es, Bauer, wollt Ihr mich in Dienst nehmen oder nicht?"

„Wie Du bist," versetzte der Bauer, „so wirst Du Dienstplätze überall finden. Willst auf der hohen Weid verbleiben, so ist's abgemacht, bin ich mit meinem Knecht zufrieden, so soll's auch er mit mir sein; da hast dieweilen Dein Angeld."

„Bauer! ich leiste was ich kann und Ihr gebt mir, was ich brauch'!"

Nicht einen einzigen Blick warf er auf das ihm vorgehaltene Geld, der Hochweidhofer mußte es wieder einstecken.

Hierauf ging der Melchior in die Gesindestube, um sein Mittagsmahl zu verzehren.

Der Bauer kam ihm nach: „Noch was will ich Dir sagen, Melchi, meine Leut' wissen es nicht, daß Du der Bruder vom Forstadjuncten bist, sie brauchen es auch nicht zu wissen."

In demselben Augenblick wankte draußen vor den Fenstern die geknickte Gestalt des Remini Dreihand vorüber. Unter der rechten Achsel, wie man sonst die Regenschirme trägt, trug er heute ein Schießgewehr bei sich. Der Bauer lachte laut über diese Figur, da krächzte der Remini durch ein Fenster: „Hab' mich bezahlt gemacht. Vom Forstadjuncten ist's; ein feiner Doppelstutzen! Ist mehr werth als der falsche Zehner!

„Ha, das glaube ich!" rief der Bauer, „Mancherlei wiederum ist keinen Schuß Pulver werth. Gieb acht, Remini, daß der Stutzen auf Dich selber nicht losgeht!"

Die Wirthschaft auf der hohen Weid wird hier nicht näher beschrieben. Die Thiere pflegen und hüten, die Ställe in Stand halten, die Scheunen mit Heu und Streu füllen, die Milch, Butter und Käse bereiten, das waren die Hauptbeschäftigungen der Leute, welche daran jahraus jahrein übergenug zu thun hatten.

Es ist eine seltsame Stimmung im Hirtenhause. Lustigkeit, Leichtlebigkeit, Uebermuth, Trotz, Unbändigkeit und Ungezwungenheit allerwärts — wie's eben geht, wo Mensch und Vieh zusammen sich des

Lebens freuen. Den Hochweidbauer ficht das nicht an; wenn nur die Wirthschaft ihren guten Lauf hat und Jeder seine Arbeit thut, alles Andere mag gehen, wie Gott es will. Der Herr Pfarrer im Untergäu hat freilich einmal zu verstehen gegeben, er, der Bauer auf der hohen Weid, wie überhaupt jeder Hausvater, sei nicht allein für das leibliche Wohl seiner Hausgenossen, sondern auch für deren Seelenheil verantwortlich. Darauf hatte aber der Bauer in seiner vollen Ungeschlachtheit geantwortet: „Ja, sakra! wenn jeder Hausherr selber Seelsorger sein soll, wozu brauchen wir dann die Pfaffen! — Ich laß meine Leut' in die Kirche und zur Beicht' gehen, so oft das vorgeschrieben ist, das Weitere geht mich nichts an.“ Gleichwohl that der Mann in seiner Gewissenhaftigkeit ein Uebriges, er sah immer darauf, daß die Mannspersonen seines Hofes stets mindestens um fünfundzwanzig Jahre älter waren, als die Weibsleute. Dadurch regelte sich Vieles. Ferner hatte der Mann auf der hohen Weid auch die Vorsicht, des Nachts stets einen oder zwei Rundgänge durch und um das Gebäude zu machen, schon des Feuers, der Diebe, der Ordnung in den Stallungen wegen. Auch wurden zur Nachtzeit die zwei großen Kettenhunde losgelassen.

Ob der Bauer, als er den noch nicht neunzehnjährigen Melchior Ehrlich ins Haus genommen, seine Regel vergessen hatte, oder sie absichtlich umging,

läßt sich nicht bestimmen. Er fand eben Gefallen an dem kernigen Burschen und dachte, es könne nicht schaden, daß in sein schläfriges oder leichtfertiges Gesinde einmal ein wenig Sauerteig käme.

Dem Melchior jedoch, dem ging es ganz eigen. In den Geschäften, denen er zu obliegen hatte, stellte er seinen Mann, mitunter sogar seinen doppelten; auch war er sich bewußt, daß er stets gute Courage in der Brust fand, wollte er was durchsetzen. Und trotzdem — und dennoch — er war nun schon drei Wochen im Hof auf der Weid und er wußte noch immer nicht, was die kleine Butter-Toni eigentlich für ein Gesicht hatte. Wenn sie an ihm vorüberlief, oder er an ihr hinstreifte, oder wenn sie sich von einer Futterkammer in die andere irgend einmal ein paar schalkhafte Worte zuriefen, so glitt sein Blick wohl an ihren stets sauber gehaltenen Barfüßchen hin, an den Waden, am rothen Kittelchen empor, bis wo die Masche des Schürzenbandes ist, kam aber nicht höher, als bis zum obersten Busenhäklein, wo zuweilen auch eine kleine, wilde Rose stak, mit sammt den Dörnchen aber, so daß der alte Ochsenwart, wenn er, anmaßender als der Melchior, mit seinen kartoffelbraunen Knochenfingern nach derselben langen wollte, sich allemal recht tüchtig stach.

Und von dieser Unkenntniß ihres Angesichtes stammten die unsinnigen Träume, die den jungen

Untergäuer fast jede Nacht umgaukelten. Er sah die glatten, runden Füßchen, das schmiegsame Kittelchen, die strammgespannten Busenhäklein, das gelbe Lockenhaar, welches gern in wilden Strähnen niederhing über den Nacken — sah das Alles fein und genau, aber das Gesicht hatte eine ellenlange Nase, auf welcher graue, kurzgeschnittene Haare standen, wie auf dem Haupte des Sennermägdle.

Als nun aber der Melchi, wie er im Hofe stets genannt wurde, an der Butterkammerthür ein Bohrloch entdeckt hatte, und mehrmals des Tages, wenn ihn sein Weg just vorüberführte, davor stehen blieb und durch dasselbe die junge Butterin betrachtete, auch vom Busenhäklein aufwärts betrachtete, da gestalteten sich die Träume freundlicher.

Die kleine Butter-Toni, die Rothkittelbirn, hatte ein gar nettes Lärvchen. Die frischrothen Lippen legten sich nach oben und unten ein wenig heraus, wie die Blättchen einer Rose anfangs thun, ehe sie sich erschließen; sie waren immer ein bißchen offen, und wenn das Mädchen kicherte, da sah man, was es für frische Zähne hatte. Das Näschen war hübsch aufgeschweift, die Augensterne duckten sich halb unter den langen Brauen, als wollten sie mit wem Verstecken spielen. Wenn die Brauen aber doch mitunter emporgezogen wurden, so zitterte ein ganz seltsamer Thauglanz über den blaugrauen Augen, vor dem der Melchi erschrak. Die kleine Toni verhielt sich

selbstverständlich durchaus ungenirt in ihrer Butter-
kammer, das Kübeltreiben macht warm; da that sie
das Jöppchen mehrmals so weit auseinander, daß
der Melchi durch das Bohrloch alle Flicken ihres
Pfaidleins gesehen hätte, wäre er nicht rechtzeitig
mit einem Stöpsel aus Fichtenmoos in das Loch
gefahren, um dieses seinen und auch anderen Augen
gründlich zu verstopfen.

Daß der Bursche unter so ängstlichen Stimmungen
bisher nicht dazu gekommen war, der kleinen Toni
als Gegengabe für das Lebkuchenherz den föhren-
rindenen Vogel anzubieten, ist erklärlich. Oft genug
wollte er's thun, hatte aber nicht die Schneid dazu.
Da fiel es ihm eines Tages ein: die Rothkitteldirn
solle sich den Vogel selber nehmen, wenn er ihr
gefiele. Er stellte ihn auf ihr Kammerfensterchen;
aber da blieb er stehen und sie sah ihn nicht. Hin-
gegen bemerkte ihn der kleine Nickerl und dieser ver-
band sich mit dem Fritz, dem jüngern Sohn des
Hauses, um den possierlichen Vogel vom Fenster ab-
zunehmen. Noch rechtzeitig kam der Melchi der Ver-
schwörung dahinter, steckte den föhrenrindenen Vogel
wieder in seinen Hosensack und trug ihn herum wie
vor und eh.

Da trug es sich zu, daß der Bursche einmal beim
Erlbuschhacken für die Stallstreu ein Loch in seine
Hose riß, gerade über den Hüften. Er kam des Abends
heim mit der Bitte: „Du, kleine Toni, gelt, Du bist

so gut und heilst mir den Riß da mit Zwirn und Nadel zu?"

Sie lachte hell und kam sogleich mit dem Werkzeug herbei. „Na, Du mußt Dich auf die Kübelbank setzen, sonst wackelst mir allzuviel hin und her. So! und jetzt halt still und rühr' Dich nit. Bübel weißt, die Nadel beißt."

„Stich zu," sagte der Bursche, und jeder Stich ging ihm heiß durch Mark und Bein, es war ihm gerade, als nähe die Rothkitteldirn sein Herz an das ihrige fest.

„Wirst einmal ein sauberer Soldat, Du," sagte die Butterdirn.

„Mag keiner werden," versetzte er trotzig, „mir steht das Leutumbringen nicht an. Schau um, Leut' sind zu wenig, Geld ist zu viel."

„Grad verkehrt hast es gesagt," bemerkte die Butterdirn.

Der Melchior schwieg und gab sich der ganzen wohligen Empfindung des Zunadelns hin.

„Uh Jesses, mein Lebertag!" rief das Mädchen plötzlich und brach in ein so heftiges Lachen aus, daß der Athem gar nicht mehr zurückkehren wollte und der gute Melchi mit beiden Fäusten auf ihrem Rücken trommelte, um sie vor dem Ersticken zu retten.

„Mein Lebertag!" röchelte sie wiederholt und kam stets neuerdings ins Lachen, was ist denn das für ein spaßiger Brocken da drin?"

Sie hatte den föhrenrindenen Vogel endeckt.

„Das da?“ entgegnete der Bursche, „das ist ein Rothkröpfel. Gefällt es Dir?“

Von Neuem ging das Röcheln des Lachens los und als sie endlich zu sich gekommen war, fragte sie ganz heiser: „Na, Du dalkerter Bub, das hast gewiß selber gemacht und kann mir's wohl denken, das willst Du Deiner Schönen geben! 'leicht einer sauberen Untergäuerin! Na wart, das kriegst mir nimmer zurück!“

Den Vogel aus dem Sack nehmen und hinter ihr Busentüchlein stecken, war eine rasche That, dann kicherte und schäkerte sie noch eine Weile lustig fort.

Der Melchi war überglücklich.

„Der ist ja für Dich, Toni,“ flüsterte er und wußte dabei nicht, wohin mit seinen Augen, „für das schöne Lebkuchenherz, Toni, weißt? Und paß nur recht auf, 'leicht legt der Vogel einmal ein Ei, das soll auch Dein sein . . .“

Neuer Lachkrampf.

Der hölzerne Vogel legt ein Ei! So was Possirliches hatte die Rothkitteldirn all ihr Lebtag nicht gehört.

„Melchi!“ rief jetzt der Bauer von draußen.

Die Beiden waren mäuschenstill. Der Bauer entfernte sich wieder.

„Ein dummes Hocken da!“ rief der Bursche plötzlich und sprang zornig auf. „Was ist denn

Heimliches d'ran, wenn mir die Dirn das Loch zuflickt!"

Er eilte dem Hausherrn nach.

Schlechtes Geld.

Der Forstadjunct Kilian war nicht mehr zurückgekehrt. Es hieß, er sei auf lebenslang in einen tiefen Kerker geworfen worden.

Der Melchior war darüber sehr traurig, aber der Hochweidhofer tröstete ihn: „Ein junger, das erstemal ertappter Falschmünzer auf lebelang, das wäre unerhört, das ist gar nicht wahr."

„Und ein zum zweitenmal Ertappter?" rief der Bursche erregt; „mir ist hart ums Herz, denk' ich an meinen Bruder; aber sie sollen ihn nur im Kotter behalten; wenn er auskommt, der laßt's nimmer."

Dann wieder simulirte er, wie er seinem Bruder etwas Gutes thun könnte, unterdrückte aber den Gedanken und rief sich zu: „Melchior, halte dich an ehrliche Leut'!"

Zur Herbstzeit, als der Abtrieb von den Almen kam, war der warmblütige Bursche längst wieder bei Lust und Uebermuth.

Der Herbst bringt im Gebirge immer die schönsten Tage des Jahres. An einem solchen Tage war es, als sie herabkamen gegen den Hochweidhof, die braunen, weißbesprenkelten Rinder mit den Schellen

und mit den Kränzen aus Rhododendronlaub, Enzian und Zirmgesträuche. Um die Stirn hatte Jedes seinen Strauß; die hoffnungsvolleren Kühe hatten auch Kränze um den Hals, grünes Gezweige um die Hüften geschlungen. Und der Stier aus dem Untergäu schon gar! Der mußte sich zu allseitiger Befriedigung aufgeführt haben, er sah schier aus wie ein wandelnder Rosenstrauch. Waren diese blauen, weißen und gelben Blumen und Rosen, die er um seinen Leib gewunden trug, denn alle auf der herbstlichen Alm erblüht?

Ein paar schäkernde Ziegen machten sich viel um ihn herum zu thun und erhaschten dann und wann ein Maul voll Bocksbartkraut und wilden Thymian, mit welchem der Stier geschmückt war.

Zahlreiche Senninnen, junge und minder junge aus der ganzen Gegend, waren dabei und Jede hatte vorne ihre Schürze zu einem Sack aufgebunden und aus diesem Sacke vertheilten sie an die Mannsleute kleine Käsekuchen und Butterkrapfen. Mancher von den Mannsleuten war freilich so keck, sich mit eigener Hand das Kräpflein aus der Schürze zu holen, was aber nicht Jede ungestraft geschehen ließ. Auch einige der Almerinnen hatten freundliche Rosmarinkränzchen auf den Locken; blos das Sennermägdle von der Hinteralm hatte nichts als einen ungeheueren Strohhut auf ihrem geschorenen Haupte. Auch sie hatte Krapfen im Vortuch, doch wollte

Keiner d'rum kommen, nur der alte Remini Dreihand fand sich ein und aß ihr den ganzen Schürzeninhalt auf. Die Alte ließ es geschehen und machte dieweilen Feuer mit Stein und Zunder und paffte aus ihrem Pfeifchen.

„Dieses Weib wär' mir nicht halb so widrig, wenn es nicht das Sennermägdle heißen thät," vertraute der Melchior dem höckerigen und kropfigen Ochsenwart.

„Je!" rief dieser, „der Name ist noch das Beste an ihr."

„Das schon, aber probir's nur Du und heiße das schöne Hänschen; Alles wird Dich auslachen und spotten; und so Du der alte, bucklige Hans bist, geht Jeder ernsthaft an Dir vorbei. Aber sag' mir doch, wer hat denn der Alten den närrischen Namen gegeben?"

„So viel ich weiß," sagte der Ochsenwart, „hat sie den selber mit sich gebracht, als sie vor vierzig oder fünfundvierzig Jahren aus dem Kärtnerland zu uns auf die hohe Weid gekommen ist. Sie ist eine gar brave Almerin, Melchi! Du, die kann mit dem Vieh umgehen! Nicht drei Stückel sind ihr verdorben, so lang' sie bei uns auf der Alm ist. Nu, das Sennermägdle ist ihr verblieben aus Gewohnheit. Vor drei oder vier Jahren hat sie der Bauer einmal die alte Froni genannt, so heißt sie. Hat auf das hin aber den Dienst wollen aufsagen

auf der Stell'. Ist sie seitdem halt wieder das Sennermägdle."

Als der Bauer von der hohen Weid an diesem Tage gesehen hatte, wie frisch, glatt und wohlgenährt seine Heerde von der Hinteralm zurückgekommen war, da hieß er das Sennermägdle zu sich in den Streuschupfen treten und drückte ihm drei funkelnagelneue Thaler in die Hand.

Der geknickte Zaunpfahl war nicht weit davon gestanden; und als das Mägdle hierauf in die Graskammer ging, und in das Milchgelaß, und endlich auf den Rübenacker hinaus, wo es in seiner Arbeitsamkeit überall Geschäfte fand, schlich ihr der Alte nach und sein dreieckiges Gesicht grinste süßlich d'rein.

Später stieg das Mägdle in die Krautgrube hinab, wie solche bei den meisten Alpenwirthschaften jener Gegend zur Aufbewahrung des Kohlkrautes als ein mehrere Klafter tiefer Schacht sich vorfindet. Die Alte war tief unten und trat mit ihren breiten Füßen die früher durch heißes Wasser eingeweichten Krautköpfe fest. Auch zu dieser Grube, die ein wenig abseits vom Hofe an einem Hagebuttenstrauche war, kam der alte Schleicher nach. Eine Weile lugte er, am Rande des Schachtes stehend, nach allen Richtungen um sich, dann zog er seine Pelzhaube an, duckte in die Tiefe hinab und sagte: „Sennermägdle!" Seine Stimme war so schmiegsam und weich, als

wäre sie über und über mit Fuchsschmalz geschmiert worden. „Sennermägdle,“ sagte er, „Du bist so viel fleißig und Dir schlaunts besser, wie drei anderen Weibsleuten im Hochweidhof zusammen. Bist erst von der Alm gekommen und machst Dir da schon wieder zu schaffen. Du, Sennermägdle!“

„Jetzt hab' ich keine Zeit zum Schwätzen!“ rief die Alte von der Grube herauf und trat wacker auf die Köpfe los.

„Freilich nicht,“ entgegnete der Remini, „aber Deine guten Butterkrapfen vorhin, die haben mir frei so viel taugt. Gern, daß ich Dir auch einmal einen Gefallen thun möcht.“

„Ist schon recht,“ sagte das Mägdle.

„Ich hätt' wohl noch ein Anliegen, Sennermägdle,“ schnürfelte der Alte, „ist aber nit schicksam, thät's auch nit, hätt' ich die Sach' nit gar so nöthig.“

Die Magd stand still und blickte auf: „Wirst doch nit Noth leiden müssen, Remini!“

„Das dieweilen just nit, Gott sei Lob und Dank! gleichwohl man's nit wissen kann, wie's Einem in seinen alten Tagen noch gehen wird. Aber — nu, siehst Du Mägdle, wohlthätig sein will Einer doch auch ein wenig, wie man halt kann und mag. Und da hab' ich im Untergäu ein Pathenkind, ein armes Waiserl, und dem möcht' ich gern ein klein Ding schenken, so zum Andenken was, daß Unsereiner auch

nit ganz vergessen ist, wenn so ein Mensch einmal in die Welt wachst. Ich hab' gesehen, Sennermägdle, Dir hat heut' Dein Bauer für Deine Bravheit drei Thaler zugesteckt; wenn Du nichts dagegen hättest, die möcht' ich Dir zu gern auswechseln. Thät' Dir frei einen Zehnerbanknoten geben."

„Du meine Zeit!" rief die Magd in der Grube und hüpfte beständig auf den platten Kohlköpfen umher, „meine drei Schimmel werden wohl so viel nicht werth sein; und herausgeben kann ich nicht."

„Fünf Gulden mögen sie just decken," fiel der Alte rasch ein, „und die andern fünf will ich Dir gern bis auf Deinen Jahreslohn zu Weihnachten borgen. Mägdle, wir machen's gleich ab."

Noch einmal blickte der Remini mißtrauisch um sich. Dort auf dem Zaun sitzt eine Krähe! Na, kindisch, 's ist doch nur eine Krähe. So kann er die Banknote schon hervorholen. Das Sennermägdle beginnt auch die Thaler aus der Joppe zu nesteln; ei, thut's ja gern, wenn dem Alten damit gedient ist; bleibt eh kein Geld, ob's von Silber ist oder von Papier — bleibt kein Geld bei einer Almerin.

„Vetter!" rief in demselben Augenblick der Hagebuttenstrauch. Der Alte wäre vor Schreck schier in die Krautgrube gefallen.

Der Melchior kroch hervor: „Nicht als ob ich zu horchen gekommen wär'", sagte er, „ich hab' dahinten dem kleinen Fritz ein paar Kranabetherschlingen auf=

gerichtet. — Seid so gut, Remini!“ Er langte mit kecker Hand nach der Banknote und sah sie an.

„Schau, noch ein falscher im Land! — Remini, das ist derselbe, den Ihr vorig Sommer vom Forstadjuncten bekommen. Was habt Ihr denn das Papier gar so abgeknittert? ’s ist doch ein neuer. Geht, Remini, zerreißt den Fetzen; Ihr habt Euch ja schon entschädigt durch den Doppelstutzen.“

Der Bursche war so boshaft, zu diesen seinen Worten ein lächelndes Gesicht zu machen. Im Dreieck des Alten aber zuckte jede Muskel, und er zog seine scharfe Unterlippe weit hinter den schartigen Oberkiefer zurück.

„Anschmieren hat er mich wollen?“ zeterte die Alte im Loch, „Du Spitzbub, Du schlechter! — Dank Dir Gott, Melchi! — Wart, Du vertrackter Galgenstrick, Du! Dir will ich noch einmal Butterkrapfen schenken! — Ein falsches Geld für meine guten Thaler! — Dank Dir Gott, Melchi! — Dein Glück, Du alter Schleicher, daß ich nicht oben bin, Dir wollten ein paar Tüchtige nicht schaden auf Dein Ohrfeigengesicht! — Hell betrogen hätt’ er mich, der Kerl da! Na, schaut’s aber da her, schaut’s den Lumpen an! — Vergelt’ Dir’s tausendmal Gott, Melchi!“

So zeterte das zornige und das dankbare Sennermägdle.

Der Alte trollte sich sachte davon und murmelte: „Nichts als Malheur! ’s ist des Teufels! Ach, hätt’

mich meine Mutter lieber in die neue Welt geschickt!" Dann schoß er nur noch ein paar giftige Blicke auf Melchior zurück.

Jetzt erst kam diesem die Wuth. Die Banknote, die ihm in der Hand geblieben, riß er mitten auseinander, dann ging er, ohne noch ein Wörtchen mit dem Sennermägdle zu wechseln, in den Hof zurück.

Der alte Dreihand schlich, doppelt geknickt, die Lehne hinab gegen seine Klause, die in einer Schlucht stak und in welcher wilde Früchte für den Winter, als dürre Beeren, Holzäpfel, Holzbirnen, Pilze u. s. w., in großen Haufen geschichtet lagen. Die Hütte war ganz erbärmlich und gar nichts Nennenswerthes darin, als etwa der Doppelstutzen, der hinter dem Bettstroh ruhte und in welchem immer noch die Ladung stak, mit der sie der Alte zur Hand bekommen hatte. Der Remini hätte manches Reh, das in der Schlucht lief, von Herzen gern damit niedergeschossen, aber er kam nicht dazu. „Am Ende," meinte er, „treff' ich das tolle Thier nicht und dann ist auch das Pulver hin."

Doch war dem Alten das Schußgewehr ein angenehmer Geselle in den langen, öden Nächten. Hieß es ja, der Remini Dreihand berge Geld in seiner Klause.

Die Liebe blüht.

Im Winter ging es auf dem Hofe noch lebhafter zu, als ihm Sommer. Da war Alles von den Almen

beisammen auf der hohen Weid. Auch kamen die Viehändler, die Fleischhauer von den Ortschaften herauf, und zur Weihnachtszeit kam mancher neue Dienstbote und mancher alte ging.

Zur Weihnachtszeit war es auch, als der Hochweider den Melchior mit in sein Stübchen nahm: „Bist mir zwar zu Jacobi erst ins Haus gekommen, aber ist der Bauer auf der hohen Weid mit Einem zufrieden, so giebt's beim Auszahlen kein halbes Jahr. Haben nichts Festes ausgemacht, also siebzig Gulden fürs vergangene Jahr."

Er zählte das Geld auf den Tisch.

„Ich frag' nur Eins, Bauer," sagte der Melchior, „muß ich fort, oder soll ich dableiben?"

„Ich denk', Melchi, bis auf Weiteres weißt, wo Du daheim bist. Und willst schon Deine besondere Ehr' haben, auch recht, so sag' ich: sei so gut, Melchior, und bleib' mir noch fürs nächste Jahr auf meinem Hof."

„Ist recht, Bauer. Habt Ihr sonst was anzuschaffen? Nicht, so geh' ich wieder an meine Arbeit."

Er ging und das Geld blieb liegen auf dem Tisch. Keinen Blick hatte der Bursche nach demselben geworfen.

„Seit die Welt steht, ist so ein Knecht noch nicht herumgegangen auf der hohen Weid!" brummte der Bauer, „und früher sicherlich auch nicht. Wie der Will, das Geld werd' ich ihm aufbewahren. Wart,

Junge, 's kommt eine Zeit, wo Du darnach fragen wirst!"

Und der Melchior ging in den Stall zu den zwanzig Ochsen, die ihm anvertraut waren, und er redete ins Heu hinein: „Geld? Geld hat er wollen geben. Und nicht einmal die fünfzig Gulden hätt' er mir abgezogen, um die ihn die fünf falschen Zehner von meinem Bruder betrogen haben. Ich nehm' gar nichts. Ich hab' mein Essen und ich hab' meine kleine Toni. Ich leb' wie ein König, aber nicht so unruhig. Wenn ich mir schon was wünschen möcht', eine neue Zipfelmütze."

Und wie es schon manchem Menschen gegeben ist, daß jeder seiner Wünsche in Erfüllung geht: als der Dreikönigstag kam, hatte der Melchior seine neue Zipfelmütze. Es war ein Angebinde zum Namenstag von — der Rothkitteldirn.

Wohl hatte dieselbe nicht immer dasselbe rothe Röcklein an, aber dadurch verlor sie natürlich nicht an Werth in Melchior's Augen. Wäre in dem vielbelebten Hofe nur öfter Gelegenheit gewesen, mit ihr heimlich zu plaudern! Wohl löste sich zuweilen ein Knopf von Melchi's Kleidern, den die kleine Toni anheftete; wohl kam beim Heuschütteln manchmal ein Splitterchen in des Mädchens Auge, das der Bursche sofort mit vielem Geschick herauszubekommen wußte, oder er zog ihr mit seiner Taschenveitelspitze ein eingetriebenes Holzspaltchen

aus der Hand — aber das wollte den Leutchen all=
weg noch zu wenig Unheil sein.

Nur gegen den April hinaus wußte die Toni
den Burschen einmal unversehens in ihre Butter=
kammer zu bekommen. Sie wartete ihm sofort mit
einem über und über bebutterten Brotschnitten auf.
Da sah sie der Melchi groß an: „Toni, weiß es
der Bauer?“

„Gar keine Red',“ kicherte das Mädchen, „desweg
magst ganz und gar ruhig sein.“

„Der Bauer weiß es nicht, daß wir da von
seinem Brot und Butter naschen wollen? Dirn
Du mußt — gescheidt sein!“ — ehrlich hatte er
eigentlich sagen wollen.

Die kleine Toni hub gewaltig an zu lachen
und als sie damit fertig war, aß sie das Butter=
brot selber.

Eine nachhaltige Mißstimmung hatte diese kleine
Meinungsverschiedenheit nicht zur Folge.

Der junge Knecht wußte wohl, daß die Toni
sonst ein braves, fleißiges und auch sparsames
Mädchen war, welches viel auf die Wirthschaft
hielt, so verzieh er gern das kleine Fehl. Und sie
selber hatte ja ein Recht zum Verkosten; mußte doch
wissen, wie ihre Butter schmeckte.

Mit den Veilchen, mit den Maaßliebchen, mit
den ersten Schwalben kam den beiden jungen Leutchen
neue Wärme ins Herz. Sie waren sich gar sehr

zugethan und Eins vertrat im Hofe die Vortheile des Andern; war es in der Arbeit, die sie theilten, oder bei Tische, wo sie einander die besten Bissen zuschmuggelten. — Die Liebe solch' armer Dienstboten hat einen gar seltsamen Reiz, sie wird durch das Beisammensein, durch das Mitsammenleiden, durch das heimliche Verlangen nach Gegenseitigkeit, durch das hingebende Vertrauen zu dem einen Menschen stets neu entfacht und muß sich doch im Verborgenen halten, sich vor dem Hausherrn, vor den Hausgenossen verleugnen, soll sie nicht Gefahr laufen, zerstört zu werden. „So warm ist kein Feuer, keine Gluth ist so heiß, als heimliche Liebe . . ."

Der Melchior war denn endlich auch recht zutraulich geworden, er lugte dem Mädchen längst nicht mehr durch das Bohrloch in die Augen. Und er hatte auch mehrmals sich schon erkundigt, ob der föhrenrindene Vogel das Eierchen noch nicht gelegt habe, worüber die kleine Butterdirn stets in ihren Lachkrampf verfiel.

Der Melchior war nun volle neunzehn Jahre alt geworden und er empfand es, was das für ein Unterschied ist, ob man achtzehn oder neunzehn zählt. Auch nahm er bereits den Schnurrbart wahr, was die Toni nicht recht glauben wollte, bis er sein Gesicht einmal recht tapfer an ihren rothen Wangen rieb.

Die kleine Butter-Toni behauptete bei jeden
Gelegenheit, daß sie auch schon gegen die Zwanzig
ginge; doch zählte sie in Wahrheit erst über sieb-
zehn ein halb Sommer, deßohngeachtet sprang im
Laufe dieses Sommers ein Busenhäklein ums
andere auf.

Es kam der Mai. Die Heerden zogen mit frisch-
geputzten Schellen angethan wieder ins Freie und
mit ihnen die Halter und Halterinnen, die Küh-
jungen, die Ochsenwarte, die Senninnen.

Der Melchi trieb jeden Morgen seine Ochsen
und Kälber zu den jungen Matten des Hochbodens
hinan. In einer Thalung derselben stand ein
Schachen mit sehr alten Fichtenbäumen und einigen
Föhren, welche den Hirten in Zeiten böser Wetter
als Schirmbäume dienten. An diese Baumgruppe
schloß sich auch ein junges, grünes Wäldchen aus
Tannen und Lärchen, das sehr dicht und dunkel war
und auf dessen sanftem Moosboden der Melchi gern
ein wenig ruhte, wenn es ihm auf der freien Höh
zu sengend, oder auch der Wind zu scharf wurde.
Nicht drei Schritte sah man von sich, wenn man
in diesem Dickicht lag, sah auch nicht ein groschen-
breites Scheibchen von dem blauen Himmel. Kohl-
schwarze Amseln schwirrten durch das Reisig und
riefen: Tack, tack! zir, zir, hast was bei Dir?

Mitten d'rin in diesem jungen, dichten Gestämm
fühlte sich unser braver Hirt wieder einmal ganz

als sein eigener Herr. Da konnte er auf dem Rücken liegen, oder auf dem Bauch, auf den Füßen stehen oder auf dem Kopf, wen ging's was an? Da zog er wohl auch mitunter sein Geldbeutelchen heraus und sah das lebkuchene Herz an und betrachtete das Bild mit dem Pärchen, das im Rosenkörbchen saß, und las die Ueberschrift, die längst überholt war, und schleckte endlich ein wenig an dem süßen Kuchen.

Die kleine Toni hatte es nicht so gut; sie mußte, wenn in der Butterkammer nichts zu schaffen war, unten auf der Heukehr die Ziegen weiden und hatte außer den paar Johannisbeersträuchern und Erlstauden gar keinen Schatten. Sie nähte, sie strickte für sich und für ihn. Aber die Sonne brannte heiß auf die Finger. Mehr als einmal sehnte sie sich nach dem Schirmschachen.

Was sich im Schirmschachen zugetragen.

Am Pfingstmorgen war's. Alles, was aus dem Gehöft fortkonnte, war hinab in den unteren Gäu zur Kirche gegangen. Der Melchi und die kleine Toni führten wie gewöhnlich ihre Heerden auf die Weide.

Auf dem Anger, bevor sie sich trennten, blieb der Bursche stehen, bohrte mit seinem Peitschenstock einen Grashalm in die Erde und sagte, stets auf

den Grashalm blickend: „Toni, sind Deine Ziegen recht überschwenglich? Halten sie sich gern auf in der Heukehr?"

„Das ist gewiß," lachte das Mädchen, „sie suchen Dir alle Sträucher ab und es fangen die Sträucher erst an zu blühen."

„So, sonst hätt' ich gemeint, Toni, Du könntest sie heut' ein wenig gegen den Hochboden hinauf-treiben."

„Du, das ist aber auch wahr, versetzte das Mädchen ernsthaft, „Du meinst der Hexen wegen? Nicht? Ja, hast Du noch nichts erzählen gehört, daß am Pfingstsonntag die Hexen auf die Weide kommen und die Kühe und die Ziegen ausmelken? Ja, das hab' ich oft gehört und die Kühe und Ziegen thäten nachher das ganze Jahr eine blutige Milch geben. Ja, es ist gar kein Spaß und ich fürcht' mich frei. Und dann sollt' Eins heut', kommt man schon nicht in die Kirche, einen Rosenkranz beten."

„Freilich, und das können wir thun," sagte der Bursche, „und oben im Schirmschachen ist ein schöner Platz dazu. — So um die Zeit, wenn's Neun schlägt, wirst wohl beim Schachen sein können . . ."

Der Grashalm unter dem Peitschenstock war gründlich zerquetscht. Einen heißen, aber scheuen Blick noch gegen das Mädchen und der Melchi leitete seine Ochsen dem Hochboden zu.

Die Sonne stand erst einige Spannlängen hoch über den fernen Bergen, hinter denen sie hervorgekommen war. Sie schien so freundlich und warm und sog den Thau der jungen Gräser auf. Die Glocken der Heerde klangen hell und langsam die Höhe hinan. Die Ochsen schritten gar feierlich d'rein, die Kälber hüpften und scherzten.

Der neunzehnjährige Hirte ging hinterher und steckte seine Hände in die Hosentaschen. Er spitzte den Mund und wollte ein Liedchen pfeifen. Da versagte ihm heute der Athem dazu; in seiner Brust war ein heißes Regen und Bewegen. Er schritt hastig, aber mäuschenstill über den weichen Rasen, dann schüttelte er zuweilen das Haupt mit den aufquellenden Ringellocken und mit der Zipfelmütze, und dann riß er plötzlich seine Hand aus dem Sack, schlug sie dem nächsten Mannkalb auf den Rücken und rief: „Ja, mein lieber Scheck, so geht's uns! Hätten wir Zwei Geld im Sack, 'leicht wär' uns allerhand verboten."

Als sie auf dem Hochboden angekommen waren, hub die Heerde sogleich an zu grasen. Der Melchior ging gegen den Schachen hin, an dessen Schattenlänge er merkte, daß es bereits acht Uhr vorüber. Langsam schlenderte er zwischen den alten Bäumen hin und her und lugte und spähte. Da roch er plötzlich Tabakrauch und wie von einem Wipfel gefallen, wackelte das Sennermägdle daher.

„Was hat die Alte da zu suchen?“ fuhr sie der Bursche an.

„Ich? Einen Junggesellen,“ wisperte sie grinsend. „Kann mir's denken, daß ich Dir unbequem bin — da im Schachen.“

„Gar nit, gar nit,“ sagte der Melchior trotzig.

„Nit? nu, nachher kunnt' ich ja helfen Rosenkranz beten!“

Der Bursche sah sie wild an.

„Melchior!“ versetzte nun die Alte, in der einen Hand das Pfeifchen haltend, mit der andern den Arm des Burschen fassend, „Du hast mir im vorig' Herbst eine Gutthat erwiesen. Hast mir meine drei Thaler behütet; das gedenk ich Dir; Du hast keine Mutter und keinen rechten Freund auf der Welt, und desweg möcht' ich Dir gern was Rechtschaffenes erzeigen. — Wär' mir lieb, wenn Du Dich ein wenig da zu mir auf den Stock setzen wolltest.“

„Warum denn nit!“ sagte der Hirt, der durch den ernsten und weichen Ton der vorigen Worte völlig besänftigt war, „ich setz' mich schon, aber Eueren Stinktiegel müßt Ihr wegthun. Ein rauchendes Weibsbild kann mir gestohlen werden.“

„Hast schon Recht,“ antwortete die Alte, „aber bei mir ist's halt was Anderes; ich darf das Feuer nicht ausgehen lassen! — Und das muß ich Dir erzählen, Melchior; gelt, Du wirst mir deswegen nicht bös sein?“

„Wenn's was Gescheidtes ist, so hör' ich zu.“

„Wirst mir's nit glauben: ich bin einmal jung und schön gewesen,“ hub sie an. „Das Wörtl: Sennermägdle ist mir noch davon geblieben, sonst gar nichts. Zu derselben Zeit und in derselben Gegend ist ein lustiger und sauberer Tirolerbursch gewesen, dem haben meine seidenen Haare so gefallen. Ja, die seidenen Haare und wohl auch, was daran gehangen ist. Haben uns leiden mögen. Zu mir auf die Sennerei ist er oftmals gekommen; vor der Hütte im Schatten sind wir gesessen die längste Zeit, und was haben wir gethan? Aus meinen Lockenhaaren hat er Bänder und Zöpfe geflochten. Allbeide haben wir gemeint, wir wären brav; aber einmal sind wir doch zu lang gesessen. — Wie der Tiroler, was nenn' ich seinen Namen! später wiederum in die Sennhütte kommt, sag' ich zu ihm: Du, ich muß Dir was anvertrauen! und heb' vor ihm zu weinen an. — Hat's verstanden. Eine gute Weile sitzt er da an der Bank, stopft seine Pfeife und schlägt Feuer, bläst an und raucht. Er raucht, daß ich sein Gesicht gar nicht seh', und sagt nicht ein einzig Wörtl. Da steht er jählings auf und geht gegen die Thür. — Wo willst hin? schrei' ich auf. — Ein wenig hinaus, sagt er, bleib' Du da! — Und wie er's schon öfter so gemacht, wenn er was Eiliges zu thun gehabt hat, giebt er mir die Pfeife in die Hand: Froni, da, schau, daß mir dieweil das

Feuer nit ausgeht. — Ich will auch nicht die Verzagte sein, nehm' die Pfeife und thu' ein paar Züge, daß sie nicht auslischt, bis er wieder hereinkommt. — Melchior," sie klopfte dem Hirten auf die Achsel, „Melchior, bis auf den heutigen Tag ist der brave Tiroler noch nicht hereingekommen, und so ist mir halt das Pfeiflein im Mund verblieben."

„Ja," meinte jetzt der Bursche, „wie ist denn das gewesen?"

„Verlassen hat er mich!" sprach das Sennermägdle; „damit ich ihm nicht nachlauf' zur Thür hinaus, hat er das mit der Pfeife gethan. In sein Tirol wird er gegangen sein; ich hab' ihn nicht mehr gesehen. In der größten Noth — das kannst nimmer glauben — hab' ich das Kind geboren. In der Armuth, in der Verlassenheit, im Spott der Leute hab' ich gelebt in einer Köhlerhütte; ich bin völlig allein, hab' keine Hilf'; mein Kind ist mir verdorben, und — Gott Dank, Gott Dank! — gestorben! — Jetzt hab' ich die Tabakspfeife noch gehabt vom Tiroler, und verrückt, wie ich gewesen bin, hab' ich gesagt: Ich will mein Wort halten und das heiße Feuer soll in Deiner Pfeife brennen, bis Du mir wieder zurückkommst. — Wär' er gekommen, ich hätt' ihm Alles verziehen; aber allein und unglücklich hat er mich gelassen. Mein schwarzes Haar, das mich zuerst ins Unglück gezogen hat, das hab' ich mir vom Haupte geschnitten, und alle Jahre

hab' ich das gethan zum traurigen Angedenken. Und auch er selber, gleich wohl er ehrlich und brav gewesen ist in seinen jungen Tagen, kann kein ruhiges Gewissen mehr gehabt haben. Einer einzigen Stunde wegen sind wir elend geworden Allbeide. — Die Pfeife — ja, es ist noch die seine — die hab' ich mir angewohnt, und wie ich den Tiroler nimmer vergessen kann, so soll auch, so lang' ich leb', das Feuer da d'rin nicht ganz verlöschen. Und vielleicht kommt er doch noch einmal zur Thür herein; meine größte Freud' im Himmel und auf Erden, wenn ich ihm könnt' sagen: Da, mein Herzallerliebster, da nimm Deine Pfeife, sie brennt noch!"

Der Melchior war aufgestanden. „Ihr seid brav," sagte er heiser, „aber ich bin ein schlechter Mensch, ich hab' mich mehr als einmal lustig gemacht über Eure Pfeife und über Euer geschorenes Haupt."

„Da hast ja Recht gehabt, Du Tropf!" rief die Alte. „Ich lach' mich selber aus, aber ich halt's; ich kann meine Reu' und Treu' nicht besser beweisen."

Nach diesen Worten faßte sie wieder des Burschen Hand: „Melchior, jetzt wird's bald Neun schlagen unten auf der Kirchenuhr. Sei mir ja nicht bös; daß ich da bin, aber ich wollt' Dich nicht verlassen, es ist Deine gefährliche Stund'. — Hast mich nicht gesehen unten am Hof? Wie Du die Toni da zum Schachen her hast beschieden, bin ich nicht weit von

Euch gestanden. — Jetzt will ich aber wieder davongehen; Du bist Dein eigener Herr. Nur das sag' ich Dir, Melchior, gieb Acht, daß Du das Unglück nicht aufweckst, für Dich und für sie; es geht dann nimmer schlafen! Und das ist der Dienst, den ich Dir erweisen kann; nimmst ihn, oder nicht. Jetzt behüt' Dich Gott! Behüt' Dich Gott!"

Sie hastete davon. Der Melchior Ehrlich stand allein im Schatten der alten Bäume.

Nicht lange hernach hörte er die Schellen der Ziegen. Die kleine Toni huschte dem Schachen zu.

„Hast Du sie auch gesehen, Melchi?" rief sie dem jungen Hirten zu.

„Wen?"

„Die Hexe, die Pfingsthexe! Da über die Höhe ist sie hingelaufen, gegen die Hinteralm."

„Das ist das — Sennermägdle gewesen," antwortete der Bursche zerstreut.

Sie gingen eine Weile zwischen dem Gestämme hin und wußten nicht, was sie einander sagen sollten. Beide blickten auf das braune Moos des Bodens.

„Daß aber da keine Pilzlinge wachsen!" bemerkte endlich das Mädchen.

„'s ist noch zu früh an der Zeit," entgegnete der Bursche.

„Vielleicht dort im jungen Anwachs d'rin," sagte die Butterdirn.

Aber der nachdenkliche Melchi wandte sich hinaus gegen die Lichtung, zog langsam die Mütze vom Kopf: „Ich denk', Toni, wir heben an mit dem Rosenkranz.“

Falsches Geld.

Pfingsten war glücklich vorbeigegangen.

„Brav sein, dieweil!“ sagte sich der Melchior, „sie kann arbeiten, ich kann arbeiten; 's wird geheiratet.“

Da stand wenige Wochen nach Pfingsten an einem Samstag-Abend die kleine Toni am Brunnentrog und wusch ihr rothes Röcklein. Am andern Ende des Troges saß der Melchior und rieb mit kräftiger Hand Ochsenfett in seine Sonntagsschuhe. Kam der alte, bucklige Hans mit seinen Kühen heim und brummte, weil ihn der Feierabend lustig gemacht, das Liedchen:

„Ein Einser und ein Zweier,
Die machen just ein' Dreier,
Und die Henne, die aufs Feld geht,
Die frißt gern der Geier.“

Man weiß nicht, ob es der alte Schalk mit diesem Vierzeiligen auf Jemanden abgesehen hatte, oder ob er thatsächlich an eine unvorsichtige Henne dachte. Die Butter-Toni kicherte, plätscherte mit dem rothen Kittelchen, daß das Wasser bis zum Melchi hinspritzte, und sang:

„Und die Henne, die aufs Feld geht,
Die frißt gern der Geier;
Und die föhrenrindenen Vögel
Legen packfong'ne Eier."

Der Melchi horchte auf. Er hatte es sofort verstanden, der hölzerne Rothkropf hatte das Ringlein endlich ausgebrütet, oder vielmehr, das Mädchen hatte es in dem Vogel entdeckt.

„Sollt's — nicht von Silber sein, Toni?"

„Hi, hi," lachte diese, „das Ringlein hat schauderlich die Gelbsucht."

„Von Packfong?! Oh Du verdangelter Kapuziner, auch Du gehst um, Leut' betrügen!"

„Ja, ja," rief die Toni und lachte nicht dabei, „was kann der Kapuziner dafür, wenn Du dummerweise seine Hergab' für Silber hast gehalten. Du hättest aber auch so Einer werden sollen von der Gattung Kutten, die kein Geld im Sack haben dürfen, weil ihnen ohnehin all' gut' Sach', die sie brauchen, zugesteckt wird."

Sie ließ das Wasser gischten: der Bursche rieb doppelt heftig an seinem Schuh und war gar roth im Gesicht.

„Hätt'st mich nimmer gern, Toni?" sagt er nun halblaut.

„Ei ja," sagte sie, „hast mir ja nichts gethan."

Sie sah nicht mehr auf den Burschen hin, hub an, mit ihrem rothen Rock zu schwätzen, daß er ihr

jetzt „weiß" genug sei und daß sie ihn auf die Stange spannen werde.

Und als sie mit dem Waschkörbchen davon ging, schlug sie ihre Stimme über und sang:

„Im Beutel a Geld
Und im Herzen an Schatz,
Und a Schneid muaß da Bua hab'n
Sunst g'hört er der Katz."

Nun war's doch wahrhaftig deutlich genug, die Butterdirn war aufgebracht.

Worüber nur? Weil der Ring im Vogel nicht von Gold oder Silber gewesen? Weil der Melchi kein Geld in der Tasche trug und ihr kein Taffetschürzchen kaufen konnte? — Nein, so klein denkt die kleine Toni nicht. Oder — hätte sie doch der Rosenkranz am Pfingstsonntag verdrossen?

Es verging eine Woche um die andere, die Butterdirn gab sich mit dem Melchior nicht mehr und nicht weniger ab, wie mit den anderen Mannsleuten, sie war lustig und lachte wie immer, aber ihr Lachen — wer ihm aufgepaßt hätte — scholl lauter und härter als sonst.

Der Melchior befliß sich zu zeigen, daß er ganz so sei, wie immer, und brummte seinen Ochsen zuweilen auch wohl das Liedchen vor:

„Wegen oan Dirndl traurig sein,
Däs sollt ma gor nit ein,
Brauch' nit erst 's Dutzend z' zähl'n,
Kriag's nach der Ell'n."

Aber dann guckte er doch wieder einmal durch das Bohrloch in die Butterkammer hinein.

An Sonntagen, wenn die Toni zur Kirche hinabgegangen war, kam sie nun häufig später nach Hause als sonst, und im Hof gingen allerhand Neckworte herum vom Leisten, von der Ahle, von Schmer und Pech u. s. w., die auf die Butterdirn gemünzt waren und die der gute Melchior Ehrlich nachgerade nicht begriff.

Da stand der Bursche in einer Nacht aus seinem Bette auf und schlich gegen das Kammerfenster der Toni.

„Mein Dirndl!“ flüsterte er und klopfte an die Scheibe.

Sie schlief.

„Toni, hast mich denn nimmer gern?“

Sie schlief fest.

„Hätt' ich Dir was Leids gethan, Toni, thu mir's nicht verschweigen. Schau, ich bin Dir von Herzen treu.“

Jetzt öffnete sich das Fensterchen, aber anstatt aller Antwort kam der föhrenrindene Vogel mit dem Ringlein heraus. Das war auch eine Antwort.

Der Melchior sagte kein Wort mehr; er steckte das kleine Schnitzwerk in seinen Hosensack und ging langsam seinem Bette zu.

Am nächstfolgenden Sonntag wurde in der Untergäuer Kirche von der Kanzel verkündet: „Der

Bräutigam Mirtel Gegerle, Schuhmacher in der Gemeinde Sterzen; die Braut Antonia Schwanner, bisher Dienstmagd im Hof auf der hohen Weid im oberen Gäu . . ."

Man beglückwünschte die Braut, die als einfache Dienstmagd eine so gute Partie mache. Der Schuster Gegerle hatte ja Geld. Jung und schön war er zwar nicht, der Meister, hatte auch schon drei Kinder von seiner ersten und zweiten Frau im Hause; aber er kaufte seiner zukünftigen Dritten ein grünes Seidenkleid und gab ihr obendrein ein Antraugeld, das mehr ausmachte als ein ganzer Jahrlohn auf der hohen Weid.

„Ist auch gut," meinte der Melchior, „sie heiratet das Geld! mein Weib muß mich heiraten." — Einmal aber, als der Knecht die Sache so recht überdacht hatte, war er doch wild geworden, hatte sich in seinem Zorne die Zipfelmütze vom Haupt gerissen und sie mit den Füßen getreten. — „Geld!" schrie er laut, „Geld! Wiederum ist es dieses Best, das mich will zugrunde richten. Meinen Vater, meine Mutter, meinen Bruder, meine Herzliebste hat mir das Geld gefressen!"

Der Bauer hatte es gehört. „Geh, Melchi," sagte er, „sei kein Narr. Geld muß der Mensch mit Geld wett machen! Wirst auch noch einmal was anfangen können, Junge; Du weißt, was Du bei mir liegen hast."

„Mag nichts hören davon!“ schrie der Bursche und stampfte den Fuß auf den dröhnenden Boden.

Bei der Hochzeit der Butterdirn war der halbe Hochweidhof mitgewesen, auch der geknickte Zaunpfahl hatte nicht gefehlt, war sogar auf einem Ehrenplatz gesessen und hatte unerhört viel Braten und Krapfen verzehrt. Der Remini Dreihand war ein guter Freund des Bräutigams.

Der Melchior war am Hochzeitstage auf der Alm wie ein wildes Thier herumgerannt. Ueber die Heukehr war er gelaufen, wo die kleine Toni so oft die Ziegen gefüttert hatte. Aber als er am Schachen des Hochbodens vorüberging, da lachte er hell auf und die Bäume lachten mit. Eilig ging er der Hütte auf der Hinteralm zu, nahm das Sennermägdle bei der welken Hand und sagte: „Vergelt Euch Gott den Pfingstsonntag!“

Die Liebe blutet.

Jetzt gingen der Jahre eines und zweie und etliche dahin.

Der Melchior blieb auf der hohen Weid und war fleißig und verläßlich und arbeitete für Zwei.

In den ermüdendsten Bewegungen, im Heumähen im Streutragen, im Brennholzspalten ging er voran und war thätig vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Der junge Mann meinte, das, was

ihn immer so sehr in seinem Herzen drücke, sei nichts als dickes Blut, und das Blut müsse durch Bewegung und Schweiß gereinigt werden.

Er war völlig anders als sonst, er war nicht mehr heiter und gesellig, er war still und oft traurig, hielt's mit Niemandem; ganz allein ging er um.

Vor dem Soldatenleben, das dem frischen Burschen bevorstand, hatte er sich sonst gescheut, nun wollte er am liebsten gleich „ziehen fort aufs weite Feld und streiten mit dem Feind", wie's im Liede heißt.

Den Bauer respectirte er stets als seinen Dienstherrn, des Weiteren hielt er seine Selbstständigkeit aufrecht.

Nur bei dem Sennermägdle saß er zuweilen in der Hütte. Jetzt mochte er auch ihre Tabakspfeife leiden. Andere Leut' rauchen und wissen nicht warum; aber beim Sennermägdle hat's eine Bedeutung. Und wie sie sich seit vielen Jahren ihr Haar vom Haupte schnitt als Zeichen der Reue und Treue, so wollte auch er, der Melchior Ehrlich, an seiner Satzung halten: keinen Heller von dem verfluchten Gelde besitzen sein Lebtag lang'.

Was war mit dem Lebkuchenherz geschehen?

Das trug der Bursche stets noch in seinem Geldbeutel. Was konnte auch das Herz für die Butterdirn!

Auch den föhrenrindenen Vogel ließ er nicht mehr aus seinem Sack, so lange er die blauleinene Hose trug; später, als er vom Bauer eine grauleinene bekam, mußte mit dem Burschen freilich auch das hölzerne Rothkelchen übersiedeln. Das Rothkelchen mitsammt dem Lebkuchenherz, das bereits eingetrocknet war wie die Mumie eines lieben Abgestorbenen.

So lebte und so trieb es der Knecht aus dem unteren Gäu. Der schwarze Stier, der einst mit ihm heraufgekommen war, erfreute sich längst schon einer zahlreichen Nachkommenschaft auf der hohen Weid. Der Melchior war Junggeselle.

War es und wollte es verbleiben.

Der Jude wird verbrannt.

Auf dem großen Almhofe hatte sich die Zeit her Manches gewendet. Der kleine Fritz war zu einem Jungen herangewachsen, der für die Zuchtruthe des Vaters zu alt, für den Ernst der Wirthschaft noch zu jung war. Seinetwegen hatte das ganze junge Weibsvolk aus dem Hause müssen.

Der ältere Sohn des Bauers hatte es in der Stadt richtig zu einem Medicindoctor, und zwar zu einem Militärarzte gebracht, und sandte den Eltern allerlei Recepte nach Hause. Half aber nichts

gegen das Alter. Die Bäuerin starb; der Bauer hatte nicht mehr die Spannkraft in sich, wie vorher.

Den Melchior hatte er längst zum Oberknecht gemacht und mehr und immer mehr kam die Wirthschaft der hohen Weid auf die Schultern des jungen Mannes zu ruhen. Nur alle Verkäufe und Einkäufe mußte der Bauer besorgen, weil sich der Melchior thatsächlich vor den Geldstücken scheute, wie ein gebrannter Hund vor glühenden Kohlen.

Zuweilen hinkte auch der alte Remini in den Hof; der machte sich immer irgend welche Geschäfte, entweder hatte er eine Botschaft auszurichten, die nirgends von geringerer Wichtigkeit war, als im Hofe; oder er fragte in seinen Angelegenheiten um Rath, den er hernach sicherlich nicht befolgte; oder er hatte dieses oder jenes auszuborgen oder zurückzubringen. In Wahrheit aber kam er nur, um Bissen und Brosamen, die in dem großen Hause abfielen, zu erschnappen oder zu erbetteln, rostige Nägel vom Boden aufzulesen und sonstige kleine Dinge, die man im Hofe für unbrauchbar hielt, mit sich zu nehmen. Er löste daraus stets ein paar Kreuzer und wollte so allmählich die Sorge „für seine alten Tage" verringern, ein Bestreben, welches einem Remini Dreihand nimmer gelingen wird. „Ach," seufzte er oft, „mancher Mensch ist wahrhaftig zum Elend geboren. Mit mir stünd's anders, hätt' mich meine Mutter nach Amerika gehen lassen."

„Ja, und warum hat sie denn das nicht gethan?“ fragte ihn der Melchior einmal zornig.

„Weil — weil sie mich nicht mitgenommen haben,“ antwortete der Geknickte und zog seinen dreieckigen Kopf ein, „purer Neid ist es gewesen, heller Neid von den Leuten, die dazumal ausgewandert sind. Die haben längst ihre Goldsäcke voll. Unsereiner muß bitter darben.“

Die Goldsäcke voll! Das war sein Denken und Streben, sein Glauben und sein Himmelreich.

O, Dir thät ich's wünschen, alter Gauch, Du hättest die Goldsäcke voll und müßtest sie fortweg auf Deinem Höcker schleppen, daß sie Dich derb ritten und drückten! Das wären Sorgen für die alten Tage! — So dachte der Melchior dem Alten einmal nach.

Nun, er, der Melchior selber, bot freilich Alles auf, um sich vor einer solchen Last zu bewahren.

Der Hochweidhofer wurde immer kränklicher; seine hohe Weid, die seine Kraft, sein Stolz, sein Leben war, wurde ihm immer gleichgiltiger. So ging er denn d'ran, das Gut seinem jüngsten Sohne zu verschreiben.

Zuvor aber beschied er den Melchior in seine Stube. Dieser nahm gar seine Mütze ab, denn der Bauer schien ihm blaß und krank zum Versterben.

„Melchi,“ sagte der Kranke, „wir Zwei haben noch was auf gleich zu bringen miteinand. 's ist

vier Jahr' und drüber, daß Du in meinem Haus bist. Stets brav und ordentlich, bist letzt' Zeit her meine rechte Hand gewesen. — Der Fritz merkt wohl auch, was er an Dir hat, und mir wird's noch in der letzten Stund' taugen, wenn ich weiß, Du wirst auch auf hinfür noch im Haus verbleiben. Hätt's auch gern gesehen, daß Dich mein Sohn, der Doctor, des Soldatenlebens wegen untersucht und für untauglich erklärt hätt', 's wär' leicht gegangen. Nu, wenn Du nicht willst! — Aber die alt' Sach' muß jetzt richtig gemacht werden, 's könnt' sonst leicht Anständ' geben, wie's schon geht bei den Leuten."

Der Hochweidhofer richtete sich im Bette auf und that unter dem Kopfpolster ein kleines Packetchen hervor, das er schon früher bereitet haben mochte. Es war in weißer Leinwand und mit einer blauen Schnur umwickelt. Er hob es mit der Hand und schaukelte damit ein paarmal auf und ab, als ob er seine Schwere prüfen wollte. Dann sagte er mit leiser Stimme: „Melchi, das ist Dein Eigenthum."

Der junge Mann erschrak fast und that seine Hände hinter den Rücken, daß sie ja nicht angreifen konnten.

„Melchi!" fuhr der Kranke fort, „mach' jetzt keine Albernheiten, jetzt ist keine Zeit dazu. Die Sache gehört Dein, Du hast sie redlich verdient und Du wirst sie noch brauchen! — Greif' an, laß mich nicht so lang' reden, Du siehst wohl, daß es mich aufregt."

Der Melchior war gegen das Fenster gegangen und starrte nun in das Freie hinaus. — Draußen auf herbstlichem Gras hüpften gelbe Laubblätter umher; in der Stube lag ein todtkranker Mann, und da wird noch von Geld und Gut gesprochen . . .

Der Bursche schüttelte traurig den Kopf, er nähme nichts.

„So," sagte der Bauer darauf mit einer Gelassenheit, hinter der Wuth steckte, „so, also schenken, schenken willst Du's dem Bauer auf der hohen Weid!"

„Ich hab' nichts zu schenken," versetzte der Melchior, „ich hab's gut bei Euch gehabt; bei Euch im Hof ist meine schönste Zeit gewesen; 's kommt keine solche mehr. Jetzt, wenn Ihr auch wollt versterben . . ."

Er wendete sich ab; die Zipfelhaube hatte er fest in die Faust geballt, jetzt fuhr er sich damit rasch über das Gesicht.

„Melchi," sagte der Alte, „geh' her zu mir. Gieb mir die Hand. So, 's thut mir gut, daß Du da bist. Mein Sohn, der streift in den Weiten herum. Der ist leichtfertig und unerfahren, ich will Dich bitten, daß Du ihm fort recht zur Seite bist. Uebrigens — kann's auch mit mir besser werden; hätt' ich nur erst den Winter überdauert! — Nu, wie's Gott will. — Jetzt, Melchi, nimm das! Kränk' mich nicht, nimm das. — Denk' halt, 's wär kein Geld d'rin — nur ein Angedenken —"

„Kein Geld!“ murmelte der Bursche. Darauf stand er eine Weile unentschlossen da und schließlich nahm er das Päckchen.

Aber beklommen verließ er die Stube. Er ging in die Kammer, dort öffnete er mit zitternden Händen das Packet.

Als der Inhalt offen dalag, schüttelte er den Kopf und lächelte trüb: „Hab’ mir’s gedacht, hab’ mir’s gedacht!“

Fünf Stück Hunderterbanknoten hatte er in der Hand.

Er sah sie blinzelnd an und begann so mit dem Papier zu reden: „Jetzt seid ihr da! jetzt seid ihr auch bei mir da? Wollt ihr mich auch haben? O, der Melchi, das ist der Unrechte! — Der Krug, der geht so lang’ zum Brunnen, bis er bricht — kennt ihr’s nicht, das Sprüchel? — Geld, wo ist meine Mutter, mein Vater? Geld! Du hast mir meinen Bruder verdorben, hast mir meine Liebste weggenommen! Du hast schon viele Leute zum Galgen geführt oder zum Narren gemacht. — Mein Leben und meinen Namen hast du zugrunde gerichtet, du verfluchtes, du vermaledeites Geld.“

Und während er knirschend diese Worte sprach, ballte er die Banknoten mit krampfigen Fingern zusammen; schon hob er den Arm, um den Ballen weit von sich zu schleudern, da hielt er plötzlich ein und ein Lächeln flog über sein bleich gewordenes Gesicht.

Er entwirrte die Blätter, legte sie glättend in Ordnung aneinander und steckte sie in seine Hosentasche.

Er hatte vorhin den alten Remini um den Hof schleichen gesehen; diesen wollte er nun aufsuchen.

Er eilte durch den Gemüsegarten und über die Matte quer hinab gegen den Waldrand. Und am Waldrande hockte der Alte bei einem frisch knisternden Feuer und schob Kartoffeln in die Gluth.

„Nu, Vetter," redete ihn der Bursche an, „wo habt Ihr heut' die Erdäpfel gestohlen?"

„Ich? die Erdäpfel!" stotterte der Geknickte, „gefunden —"

„Ha, ha, da drüben auf dem Acker unter der Erde, gelt! — Je nu, Gott gesegne sie Euch für die alten Tage. Ich hätt' Euch nur fragen mögen, Remini, da, der Dinger wegen. Wißt, ich hab' heut' vom Hochweidhofer meinen Lohn erhalten, beiläufig so für vier oder fünf Jahr'. Jetzt aber — Ihr wißt, man muß fort auf der Hut sein — bin ich so ängstlich und möcht' genau wissen, ob die Banknoten da wohl auch gut und echt sind?"

„Na, na, das kennst Du gar gut!" zischelte der Alte, aber als der Bursche das Geld hervorzog, da zuckten jenem die Finger, daß sie schier klapperten. „Laß 'mal sehen!" Mit Hast und Gier erfaßte er die Papiere: „Drei — vier — fünf — hundert!" Er rang nach Athem, seine grauen, schielenden Aeug=

lein thaten, als wollten sie heraushüpfen auf die vornehmen Ziffern. „Blitz 'nein, Blitz' 'nein," murmelte er fortwährend, „das ist viel!"

„Und echt wären sie?" fragte der Bursche, indem er den Geknickten so recht von der Seite anlugte, um zu beobachten, wie die Leidenschaft in ihm wüthete.

„Echt, daß ist gewiß, wie das Silber, wie das Gold, das dafür bezahlt wird!" stieß der Remini fast fiebernd heraus, „ein schönes Geld, das! ein schönes Geld! — Der Tausend, Melchior, weit hast es gebracht, weit! — fünfhundert — auf einmal! das ist viel! — ist viel!"

„Wie man's nimmt," versetzte der Bursche wegwerfend und langte wieder nach den Scheinen, „könnt' auch mehr sein. Von fünfhundert aufwärts ist weiter als von fünfhundert abwärts; könnt' auch mehr sein. — Werdet aber wissen, Remini, ich bin kein Freund davon, brauch's auch nicht."

Bei diesen Worten zuckte gleich der lustigen Flamme des Feuers, vor dem er kauerte, eine Freudengluth über das aschenfarbige Gesicht des Alten. — Er ist kein Liebhaber davon? Braucht es nicht? . . . Der Remini ließ das Papier nicht aus den Augen.

„Echtes Geld, meint Ihr, Remini?"

„Wie nur was echt sein kann!" krächzte der Geknickte begeistert.

Der Melchior schüttelte ungläubig den Kopf: „Will's doch lieber versuchen. — Paßt auf!"

Hoch hob er die zusammengedrehten Banknoten und mit einem kräftigen Schwung warf er sie in das Feuer hinein.

Der Alte stieß einen greulichen Schreckruf aus, dann tastete er mit beiden Händen in die Flammen, zog sie aber stöhnend wieder zurück. Das Papier zuckte, wand und ringelte sich in der Gluth, ein brauner Hauch zog über die weißen Blätter, jetzt braunten sie lichterloh, jetzt flatterte der graue Aschenflaum, jetzt zuckten die schwarzen Flöckchen zusammen und vergingen im Gluthpfuhl.

Der Melchior war mit gekreuzten Armen dagestanden; nicht lächelnd, sondern mit zuckenden Zügen und funkelnden Augen hatte er dem Verbrennen der Banknoten zugesehen.

Als die letzte Spur davon vergangen war, sog er einen langen, schweren Athemzug in seine Brust und hauchte: „Jetzt bist du gerichtet. Gott Lob, Gott Lob!“

Der Remini war einer Ohnmacht nahe gewesen. Aber auf einmal sprang er auf wie besessen, schlug seine Hände zusammen und schrie: „Du Narr! Du Wahnsinniger! Du Bösewicht! Jesus im Himmel, jetzt hat er das Geld verbrannt!“

„Das Geld? Nu, das Geld eigentlich nicht,“ versetzte der Bursche, „nur das Papier.“

„Vier lange Jahre gearbeitet mit schwerer Müh'!“

„Das wohl," sagte der Melchior, „aber die hätten diese Fetzen doch nicht mehr leichter gemacht. Und, Remini, jetzt sag' mir einmal, wo ist denn der Schaden? Ist ein Stück Gut weniger auf der Welt, seit da die Asche fliegt? Ist meine vierjährige Arbeit auf der hohen Weid deswegen verloren? Nicht ein einziger Nagel, den ich eingebohrt hab', ist darum aus der Wand gesprungen."

„Du hunderttausendfältiger Narr, Du selber hast den Schaden!" rief der Remini.

„Das ist nicht bewiesen," sagte der Melchior, „ich hätt' das Geld vielleicht in die Stadt geschickt, daß es Zinsen sollt' tragen, ich wär' ein Hirt gewesen auf der Alm wie vor und eh' und hätt' gelebt, wie die anderen Hirten leben, und wär' zuletzt gestorben, wie die anderen Hirten sterben. Jeder Mensch braucht kein Geld, mein lieber Vetter Remini, und das Essen und Trinken und die Kleider wachsen aus dem Erdboden auf, und dem Erdboden ist das Geld zu schlecht, der muß Mist haben, Mist und fleißige Hände. Meine Scheidemünzen sind die Arbeitstage, mit denen ich der Welt das tägliche Brot abkaufe."

„Jetzt hat der Mensch das Geld verbrannt!" klagte der Alte noch immer, „ist aber das eine Schande, wo ja ohnehin das Geld gar so rar ist. — Du, Melchior! vors Gericht kommst! Aufhängen werden sie Dich!"

„Ha, das werden sie sicherlich bleiben lassen!" lachte der Bursche. „O, gäb' es nur mehr solcher Leut', die ihr Papiergeld thäten verbrennen dem Land zulieb! Das Land, glaub' ich, hat ja Nutzen davon, wenn man Papiergeld verbrennt. Ihr könnt es freilich nicht verstehen, wenn ich sag': dahier am Waldrand, unter dem freien Himmel hätte der Melchior Ehrlich, der Ehrenschmiedsohn, von seiner Jugend vier Arbeitsjahre seinem Vaterland geschenkt. Und er weiß, warum er's gethan hat. — So, Vetter, und jetzt laßt Euch die Erdäpfel schmecken und denkt dabei: sie müssen echter sein, als die Banknoten; die sind verbrannt, die Erdäpfel sind nur gebraten."

Der Melchior steckte seine Hände in die Hosentaschen und trottete langsam davon.

Der alte Remini Dreihand hatte gar keinen Appetit mehr nach den Kartoffeln; endlich aber verzehrte er sie sammt den Schalen. Vielleicht war darauf doch noch irgend ein Aschenstäubchen von den verbrannten Hundertern kleben geblieben.

Die Liebe reift.

Der Bauer auf der hohen Weid war noch im selben Herbste verstorben. Kaum lag er zwischen den sechs Brettern des Sarges, so dehnte sich der Junge aus — der Fritz. Er polterte und commandirte fürchterlich herum im Gehöft und nannte den

„Bauer auf der hohen Weid“ noch öfter, als sein Vater es gethan hatte.

Den Melchior beachtete er anfangs gar nicht; dann aber hieß er ihn nie anders, als den Halbnarren. Im ganzen Ober- und Untergäu war es offenbar, daß der junge Knecht aus Narrheit und Uebermuth seinen mehrjährigen Arbeitslohn zu eitel Asche verbrannt habe.

Viele kamen auf die hohe Weid, blos um den Narren zu sehen.

„Ist er schon selber zu dumm für ein Geld, so hätte er's den Armen geben sollen!“ Das mußte der arme Bursche hundertmal hören.

Die Armen, die lagen ihm nun allerdings auf dem Gewissen. Er hätte Manchen aus Noth und Hunger retten können. — Ja, war's denn aber seine Schuldigkeit, das just er, der Dienstknecht, arme Leute aus Noth und Hunger retten sollte? — Aber er hätte es doch gethan, wäre sein Herz besser gewesen, als sein Kopf.

Ja, so rechten die Menschen vom Tage.

Keiner im ganzen Gäu hatte geahnt, was das Herz des jungen Mannes erfüllte und daß am Waldrande ein Gedächtniß- und Sühnopfer geschehen war für Eltern und Bruder. —

Auch in die Kreisstadt war die Banknotengeschichte gedrungen und die Folge davon war, daß der „Narr“ Melchior Ehrlich aus der Recrutenliste gestrichen wurde.

Und so sind dem braven Burschen für die vier verbrannten „Arbeitsjahre“ elf andere geschenkt worden.

Der Melchior sah bald ein, daß unter der neuen Herrschaft seines Bleibens als „Narr“ auf der hohen Weid nicht länger mehr sein könne. Er nahm seine paar Sächelchen, schnitt einen guten Stecken aus dem Lärchenanwuchs des Schirmschachens und zog fürbaß.

Er zog in die Gegend von Sterzen hinab; dort kehrte er beim Schuhmacher ein.

Er hätte es nicht gethan, aber er hatte gehört, was im Schuhmacherhause geschehen war. Der Meister Gegerle war an der Auszehrung gestorben. Darauf war ein Mann gekommen mit einem großen Schuldbrief und vielen Zinsbögen und hatte alles Hab und Gut der Witwe davonschleppen lassen. Dieser Mann war der Freund des Verstorbenen gewesen und hieß Remini Dreihand.

Jetzt stand die arme Toni da, hatte nichts als ein leeres Haus und die drei unmündigen Kinder ihrer Vorfahrinnen. Ihr grünes Seidenkleid war auch dahin; ihre Augen waren roth; oft in den langen Nächten, wenn sie im Bette saß und nähte, dachte sie an die schöne Zeit, da sie beim Bauern auf der hohen Weid Butterdirn gewesen.

Trat denn eines Tages in dieses Haus der Melchior Ehrlich ein. Die Toni that einen hellen Schreck-

ruf, der auf der hohen Weid für ein lustig Jauchzen gegolten haben würde.

Darauf stand sie wie versteinert still und wußte nicht, sollte sie rückwärts treten und sich verbergen in der leeren, finsteren Lederkammer ihres Mannes, oder vorwärts, und dem guten alten Bekannten die Hand schütteln.

„Melchi," sagte sie endlich leise, „Du suchst mich heim?"

„Such' Dich nicht heim," antwortete der Bursche. „'s führt mich nur mein Weg vorbei, und weil ich hungrig geworden bin, so hab' ich mir gedacht, klopfst an um ein klein Stückel Brot."

Jetzt sprang das Weib mit Ungestüm über ihn her, nahm ihn um den Hals und rief: „Melchi! Alles, was mein Tisch kann bieten, soll Dir aufgewartet sein. Mich freut's zu tausendmalen, zu tausendmalen!"

Der Melchior saß fröhlich bei Tisch und aß ein weniges von der Milch. Sie strich ihm Butter an ein Stück Brot.

Er nahm's und sagte: „Für das ganz extra mein Vergelt's Gott! Gelt, das, ist eigene Wirthschaft? das wird schmecken."

Und er steckte bedächtig den Mund voll, daß er für eine Weile stumm war und die Toni Zeit hatte, sich aus ihrer kleinen Verlegenheit wegen der Erinnerung an eine abgelehnte Butterschnitte auf dem Hochweidhofe wieder zu erholen.

Zwei halb erwachsene Mädchen und ein kleiner Knabe waren im Hause. Dieser war bald mit Melchior gut Freund, stieg auf die Bank, auf welcher Letzterer saß, ließ die Quaste der Zipfelmütze tanzen, zupfte gleichwohl noch vorsichtig und sachte an dem Ringellockenhaar des Mannes, an seinem falben Schnurrbärtchen endlich, und zuletzt entschloß sich der Kleine nach langem Saugen am Zeigefingerchen zu dem verlockenden Wagestück, in den Kleidertaschen des Gastes ein wenig Sichtung zu halten.

Die junge Hausfrau suchte Alles aufzubieten, um die Armuth des Hauses möglichst zu verbergen — aber das böse Gespenst lugte doch aus allen Winkeln hervor. Der Melchior bemerkte nichts und war lustig. Und die Toni kam aus einer Verlegenheit in die andere; sie wollte mehrmals versuchen, so frisch und keck wie einst aufzulachen, aber es ging nicht mehr.

Plötzlich jedoch stieß ihrerstatt der kleine Knirps ein mächtiges Gejohle aus und hoch in seinen Händen schwang er — den föhrenrindenen Vogel.

Diese trautsame Erscheinung veranlaßte jedoch vorläufig nicht viel Heiteres. Die Toni legte ihr Haupt an Melchior's Brust und schluchzte.

„Wie lang' ist's her, daß Dein Mann gestorben?“ fragte der Bursche.

„Gut über ein halbes Jahr.“

„Na, nachher wird das Flennen, mein' ich, nicht mehr nöthig sein," versetzte der Schalk. „Und was meinst Du, Toni, weil denn dieser närrische Vogel allweg noch lebt — was meinst, wir fingen ihn noch einmal ein?"

Jetzt war das Lachen da. Es war wieder da, es war so hell und weich wie einst, es wollte nicht enden, und die Augen standen in hellen Thränen.

„Nein, das ist wahr!" schluchzte sie endlich, „Du bist ein herzensguter Bub!"

„Weißt, Toni," sagte der Melchior, und war auch selbst verlegen geworden, so daß er mit seinen Schuhspitzen viel zu laut am Trittbrett des Tischschragens klöpfelte, „ich weiß jetzt mit meiner Zeit nichts anzufangen. Auf der hohen Weid freut's mich nimmer und zu den Soldaten wollen sie mich auch nicht nehmen."

„Hast einen Fehler?" fragte sie theilnahmsvoll.

„Hier drin, meinen sie, müßt's hinken," versetzte der junge Mann und stemmte seine beiden Zeigefinger auf die Stirn.

„Ich hab' gehört, daß Du so theures Brennholz heizen thätest," bemerkte das Weib und machte sich mit dem Kleinen zu schaffen, den sie nach und nach mit Ernsthaftigkeit und Liebkosungen aus dem Stübchen schob.

„Deswegen, Toni, brauchst Dir keine Sorg' zu machen, das ist vorbei," sagte der junge Mann und

klöpfelte; „unser Häusel thäten wir schon mit Scheiterholz auswärmen. — Wohl wahr, wir hätten die fünf Hunderter leicht anwenden können; aber fürs Erst' hab' ich meinen Zorn auslassen wollen gegen das Geld, das mir allerlei böse Tage gemacht und zuletzt gar mein Herzlieb davon geführt hat. Und fürs Zweit', Toni, möcht' ich gern wissen, was denn wohl der Melchior — frisch und gesund und bald dreiundzwanzig Jahr' alt, bisher Halter auf der hohen Weid, just für sich, nach der Elle oder nach dem Pfund gemessen — werth sein kann."

Er schwieg ein wenig, sie wußte auch nichts zu sagen. Nein, sie hätte schon was gewußt. Es war ihr wohl heiß ums Herz.

Der Bursche zog sein Geldbeutelchen aus der Tasche; „'s ist nicht ganz leer, Toni," sagte er. Das Lebkuchenherz war drin.

„Und nachher, weißt," rief er und stemmte seinen Ellbogen fest auf den Tisch, „weil's vorbei ist, was vorbei ist, so seh' ich jetzt wohl ein, daß der Mensch ohne Geld halt doch einmal nicht recht wachsen will. Mir thut das in die Länge wachsen nimmer noth, aber in die Breite gehen möcht' ich. Jetzt wär' das schon recht, hätt' ich mir vor Zeit das Geld nicht abgeschworen für all' mein Lebtag. Was man schwört, muß man halten, und jetzt denk' Dir, Toni, so steh' ich da. — Hab' mir aber schon was ausgetipfelt, Toni, wollt' mir nur wer dabei helfen. — Heiraten

muß ich, 's giebt sonst kein Mittel für mich. Ich will auf dem Gütel arbeiten, oder im Tagelohn, oder draußen im Dorf, oder drin im Wald, oder auf der Alm. Ich schick mich in Alles, und mein Weib, das wird das Geld dafür in die Hand nehmen und damit machen, was sein muß. — Was meinst, Toni, ist der Rath zu brauchen?"

„Ja," sagte das Weib und räumte den Tisch ab, „zu brauchen — — zu brauchen ist er schon."

„Und — und willst Du mein Geldbeutel werden?" fuhr es dem Burschen heraus.

Wieder das Lachen und die Thränen — viele Thränen — lautes Schluchzen, so daß der Knabe draußen erschrocken zu seinen Schwestern lief: „Geht geschwind, der fremde Mann, der thut der Mutter was!"

Gutes Geld.

So hat sich's zugetragen mit dem Geldfeind, mit dem Melchior Ehrlich — dem Ehrenschmiedsohn. Er hat sein altes Lieb, die Rothkitteldirn, geheiratet.

Ueber der Thür des Häuschens war ein hölzerner, grün angestrichener Stiefel gehangen; der mußte herab. Es wohnte kein Schuster mehr im Hause. Ein paar Gärten und Aecker waren dabei und die Wirthschaft war ein Bauerngütchen geworden. Die Leute drin arbeiteten mit Lust und Fleiß, und nach

und nach füllten sich die Räume wieder, die der geknickte Zaunpfahl so hämisch ausgeleert hatte.

Von den Kindern des verstorbenen Gegerle ist auch nur Gutes zu sagen.

Die beiden Jungfrauen verheirateten sich, der Knabe kam auf die hohe Weid als Hirtenjunge, mit dem leichtlich die Idylle wieder anhebt. Es ist das alte leichtherzige Leben im Hofe auf dem Rochusberge, nur schier noch ungebundener als unter dem alten Bauer. Das Familienleben zwischen Mensch und Vieh wird einträglich fortgeführt. In der Butterkammer wirthet manch' heitere Magd, über die Weiden der Heukehr springen und scherzen die Ziegen und die Kälber. Auf dem Hochboden steht noch der Schirmschachen und der Anwachs ist höher geworden und spendet noch immer den freundlichsten Schatten. Freilich wackelt das Sennermägdle allzu selten vorüber.

Aber es lebt noch, das Sennermägdle auf der Hinteralm. Es waltet die Heerden, es ist völlig frisch; es wartet immer noch auf den Tiroler und saugt und saugt an dem Pfeifchen, auf daß das Feuer nicht sollt verlöschen.

Einen traurigen Ausgang hat es mit dem alten Remini Dreihand genommen. Der ist eines Tages todt in seiner Klause gefunden worden; er hing am Staffel seines Bettes. Man wußte nicht, weiß es heute noch nicht, ob sich der alte Geizhals aus

Sorge um „seine alten Tage“ selbst erhenkt hat, oder ob er durch Mörderhand erdrosselt worden. In dem wurmstichigen Schrank der finsteren Klause fand man nicht einen Heller Geld, aber unter der Bettstatt, tief in die schwarze Erde gegraben, wurde bei der Untersuchung ein Ledersack entdeckt, in dem altes, schweres Silber lag.

„Der,“ sagten die Leute, „der ist der Geldfeind gewesen; er hat es lebendig begraben.“

„Und der Menschenfeind dazu!“ riefen Andere.

Da erhob bei der Bestattung des alten Mannes der Pfarrer das Wort: „In jedem Menschenherzen schlummert ein Dämon. Möge Jeder denselben bekämpfen mit seiner Kraft und wachen! Des Herrn Gnade sei mit uns Allen!

Das ehemalige Schuhmacherhäuslein auf der Sterzen mit den dazu gehörigen Grundstücken heißt jetzt das Ehrengut, nach dem Namen des Besitzers Melchior Ehrlich. 's geht fröhlich drin zu; ein kleiner Melchi und ein kleines Tonerle purzeln auf dem Boden herum und schlagen johlend die Beinchen in die Luft und streiten wohl auch zuweilen mit Händen und Füßen um des Vaters bunte Zipfelmütze. Das Lebkuchenherz und das föhrenrindene Rothkröpfchen möchten sie auch wohl gern haben; aber diese Dinge hängen hoch oben im Winkel des Hausaltars, und die Mutter sagt: „Kinder, das kriegt Ihr erst, wenn Ihr groß seid!“

Die Toni weiß das Geld, welches ihr der Mann stets redlich ins Haus schickt, prächtig zu handhaben und damit für die Familie allerhand Gutes und Liebes zu stiften. Da kommt der Melchior wohl auch zur Ueberzeugung, das Geld kann nur auf zweierlei Weise Unheil stiften: erstens, wenn es in die Hand des Boshaften und des Leichtfertigen geräth, zweitens — wenn es der Brave nicht hat.

Eines Tages — 's ist noch nicht lange her — hat der Melchior eine sehr überraschende Nachricht aus der Hauptstadt erhalten. Der Sohn des Hochweidbauers, den er einst auf dem Hofe kennen gelernt hatte, theilt ihm mit, daß die Strafzeit des vormaligen Forstadjuncten Kilian Ehrlich zu Ende gehe und daß beschlossen worden sei, den talentvollen Mann in „des Kaisers Geldwerkstätte" aufzunehmen.

„Juchhe!" jauchzt der Melchior, „jetzt ist's gut. Mein Bruder selber macht echte Banknoten. Her damit, ich kann sie brauchen!"



Das Felsenbildniß.

In einem kleinen Thale der Wildniß stand eine einzige Hütte verlassen und verloren. Die gewaltigen Hochwaldbäume, aus denen die Hütte gezimmert war, trugen zum Theil noch ihre Rinden, unter welchen behende Käfer und nagende Würmchen hausten. Aber das Holz war hart geworden; länger als vierhundert Jahre war es her, daß dieser Hütte Gezimmer emporgesprossen war als junger, grünender, säuselnder, wohlduft-hauchender Wald. Das flache, steinbeschwerte Dach war vermooft, es wuchs ein hellgrüner Filz darüber, es wuchs Wildfarrn darauf und dort und da guckte ein Tannenwipfelchen hervor, das als beflügelt Samenkörnchen auf das Dach gehüpft war. Das wollte hier auf dem Dache verbleiben und gegen Himmel wachsen zu einem großen Baum.

Das Wild- und Waldleben hatte wieder Besitz genommen von dem Menschenbaue und flocht und wob ihn ein und zog ihn wieder sanft zurück in den Schoß der Natur.

Das Kostbarste an der Hütte waren die Glasscheiben an den kleinen Fenstern. Aber diese Scheiben waren altersgrau und schon erblindet; und längst vergangene Bewohner des Häuschens hatten etwa mit einem scharfen Nagel Kreuze oder Herzen in die Scheiben eingegraben, auf daß sie auch ein Denkmal hinterließen an dieser Stätte, die sie lebelang ihr Daheim genannt.

Ueber der sehr niedrigen Thür an der Wand war mit einer Kohle in einem dreieckigen Umriß das Auge Gottes gezeichnet. Dem lieben Herrgott war die ganze Sach' anheimgestellt.

Felsmassen schlossen die Hütte ein. Seit die Welt steht, war kein Sonnenblick gefallen in dieses Thal, und wie der Morgen und der Abend auch glühen mochten oben an den luftigen Zinnen und Alpenhörnern, es war in dieser Tiefe nicht zu sehen.

Hier lebten und starben Leute, die außer dem Lichte an den Felstafeln all ihrer Tage keinen Sonnenstrahl gesehen hatten.

Einst standen sechs Hütten in der Thalschlucht. Sie waren da seit undenklichen Tagen, die Menschen wußten ihr Beginnen nicht. Die Bewohner dieser Hütten nährten sich durch einige Wieslein, die von

den Vorfahren zwischen den grauen Felsblöcken und Schuttriesen waren ausgereutet worden, und sie nährten sich von den Ziegen, die auf den Matten des kleinen Thales Futter fanden.

Ihrer Tage mochten unzählige gewesen sein, aber sie vergingen und es kamen andere.

Da war — so haben die ältesten Leute des Alpenthales erzählt — ein weißlockiger Kräuterer niedergestiegen von Gestein zu Gestein bis in das schattige Thal. Die schneeweißen Haare dieses Mannes waren so lang gewesen, daß sie weit hinter ihm nachgewallt über Wände und Riffe. Unten bei den Hütten hatte der Greis um Nachtherberge gebeten, aber die Leute hatten ihn hell ausgelacht und übermüthig geschrien: „Geh, Du alter Eisbär, wickle Dich in Deine Haare ein, so hast Du Dach und Fach wohl für jegliche Sturmnacht!“ — Darauf hatte der Kräuterer nichts entgegnet, sondern war wieder aufwärts gestiegen von Gestein zu Gestein. Aber er war kein Kräuterer, er war ein Berggeist gewesen, der die Menschen hatte prüfen wollen, und als darauf die Nacht gekommen war, da ist er wieder herabgefahren gegen das Thal und seine langen Haare haben Felsen gesprengt, haben mächtige Furchen und Schründe gerissen im Gebirg — und Eis- und Schneelawinen sind niedergebrandet, und alle Wände ringsum haben gellend laut gelacht, und der größte Theil ist verschüttet worden mit-

sammt seinen Hütten und Bewohnern. — Und wie die übermüthigen Leute zuerst den Berggeist lachend verhöhnt haben, so hat der Berggeist zuletzt sie allsammt ausgelacht. — So die Sage.

Eine wilde Natur-Revolution muß wohl gewesen sein; ein graues Sandmeer lag nun im Thale und durch dasselbe hin wälzte sich der Gletscherbach, breit und zerrissen, und schwemmte nach allen Seiten hinaus. Heute ging da sein Bett, morgen dort, das ganze früher so bräutliche Thal gehörte dem Wildbach. Auf den Vorhügeln, wohl auch einst aus Schutt aufgebaut, blühten freilich noch die Eriken und wucherte das Gesträuch des Wachholders und der Alpenkiefer, aber mitten hinein hatte der Berggeist Felsstücke geschleudert, über die nun die Flechten woben und Eidechsen glitten. Von den schwindelnden Wänden nieder gingen schneeweiße Sandriesen und graue Schutthalden, in denen es allfort leise rieselte und rieselte. Wie viele tausend Jahre, bis das ganze, gewaltige Hochgefelse niedergerieselt sein wird in die Tiefen! Allein, wer rechnet hier mit Jahrtausenden, wenn sich die ungeheuere Burg der Alpen nachbaut herauf aus dem Urgrunde der Erde!

Zwischen den Schutthalden zog sich wohl hie und da ein Streifen Erdgelände hinan, auf welchem Sträucher und verknorrte Fichten und Lärchen mühsam fußten. Und am unteren Ende einer solchen Wildwachszunge, die einige kleine Wiesenhänge

wahrte, nicht weit von dem Thalsande des Wildbaches, duckte sich das alte, moosbewachsene Häuschen. Das allein war übrig geblieben von der kleinen Hüttengemeinde im Felsenthale, und das war die einzige und letzte Menschenwohnung weit und breit. Von zwei Wänden nieder lag und sickerte ein breiter, schwerer Schuttstrom; er würde längst niedergetost sein auf das arme Häuschen, wenn er nicht ziemlich hoch über demselben von einem Felshorn aufgehalten und nach links und rechts seitwärts geleitet worden wäre, so daß auf dem Hange unter dem Felshorn das Wildgesträuche wuchern und die Hütte stehen konnte. Diese Lehne war wie eine grüne Insel mitten in dem Steinstrome des Gerölles, und das Felshorn darüber war der Hort.

In der Hütte wohnten vier Menschen, das waren der Schründenhans, dem die Hütte gehörte, sein Weib, sein Kind und sein Bruder.

Sein Weib hatte sich der Schründenhans vor wenigen Jahren erst vom Waldgelände hereingeholt. Dort war es eine Köhlerdirn gewesen, deren Mutter eines Tages in die Gluthen des Meilers gebrochen und jämmerlich zugrunde gegangen war. Ihr Vater war ein Wilderer gewesen, aber alljährlich kaum mehr als ein einziges Reh hatte er sich angeeignet von den Hunderten, die im Walde mit ihm lebten, auf daß er und sein Weib und sein Kind das gut' Stücklein Fleisch nicht ganz entbehren durften. Aber

ein Wilderer war er dennoch, und einmal in der Mondnacht gerieth er mit den Jägern zusammen. Die fielen über den Kohlenbrenner her, es entbrannte ein wildes Ringen, und zuletzt warfen sie ihn die Felswand hinab, daß der Stürzende den Wipfel eines Baumes knickte, der unten in der Tiefe stand. Keinen Athemzug hat der Kohlenbrenner mehr gethan. Der Mond ging nieder und die Sonne ging auf, und das Mädchen daheim sah allfort zum Fensterchen hinaus und wartete auf den Vater.

Da ging langsamen Schrittes der Schründen-hans vorbei, der wußte von der Geschichte und sollte der Waise die Nachricht überbringen.

Aus dem Meiler zuckte ein blaues Flämmchen heraus. „Verlösche es nicht, Hilda," sagte der Hans, „es brennt auf der Welt sonst kein Licht für ihn."

Hilda hat das Wort verstanden, hat nicht mehr nach dem Vater ausgesehen, hat sich verschlossen im Köhlerhause und hat geweint.

Nach Tagen kam der Hans wieder und sagte: „Hilda, ich hab' mir gedacht, da Du jetzo keinen Vater mehr hast, so solltest Du einen Mann haben."

Und nicht lange hernach zog Hilda mit Hans in sein Haus unter den Wänden. Ein Jahr hierauf hatte Hilda ihrem Manne einen Knaben geboren, der zur Zeit dieser Geschichte seine Nahrung noch an der Mutterbrust genoß.

Der vierte Hüttenbewohner nun war Hansens Bruder, der Jok. Der Jok war ein armer Mensch. Er wußte es aber nicht, wie sehr arm er war, er war blödsinnig. Er war ein Krüppel mit kurzem Halse und sehr langen Händen. Er war schon über die zwanzig Jahre alt und konnte noch nicht reden. Seine Stimme war wie ein Stöhnen und Röcheln. Das einzige Wort „Hans“ konnte er halbverständlich sagen. Mit seinem Bruder war er seit seinem ersten Lebenstage beisammen gewesen in der Hütte ihres Vaters. Mit seinem Bruder hatte er die ersten Forellen aus dem Wildbache gefischt; mit seinem Bruder hatte er die letzte Thräne der in Armuth und Kümmerniß sterbenden Mutter gesehen und die Segensworte des verscheidenden Vaters gehört. Diesen Bruder, der nun sein Alles und Einziges war, mußte der Jok unsagbar lieb haben, ihm nahm er im Tagwerke die schwersten Arbeiten unter der Hand weg; ihm schob er beim kaum erklecklichen Mahle, das sie gleich auf dem Lehmgrunde des Herdes zu sich nahmen, die besten Bissen zu. Und als der Hans das Weibchen ins Haus brachte, lächelte der Jok glückselig, und als der Jok das neugeborene Knäblein sah, da stöhnte er vor Freude und haschte gleich mit beiden Händen nach dem kleinwinzigen Wesen.

Das Aufrechtgehen auf zwei Füßen hatte der Jok nicht gelernt, aber gern und behendig kletterte

er mit allen Vieren wie die Ziegen und Gemsen. Ein Jägersmann verglich ihn einmal scherzhaft mit einem Ziegenbock. Darüber grinste der Jok freundlich; er hielt den Spott für eine Schmeichelei, denn mit den Thieren hielt er's immer gern. Aber dem Schründenhans that der Schimpf weh, dem zuckte sein Herz und sein Auge und seine Faust: „Du Jäger, wen geht das Elend meines Bruders was an?"

Der Jägersmann schlich von dannen und brummte: „So Leut' verstehen keinen Spaß."

Wenn Gottes Sonntag war und die Beile der Holzhauer ruhten, ging der Schründenhans mit seinem Weibe hinaus gegen das ferne Walddorf, wo die Kirche stand. Zuweilen redeten sie gern ein wenig mit dem lieben Herrgott. „Vater unser," sagte der Hans, und legte seine rauhen, waldharzigen Hände recht innig zusammen, „nicht meinetwegen red' ich, aber unser Bübel laß aufwachsen frisch und gesund, und daß es ein braver Mensch mag werden."

Aber die Hilda wendete sich zum Frauenaltar: „Gegrüßt seist Du, Maria, und ein warm Pelzlein für den heurigen Winter thät mein Bübel wohl brauchen!"

Der Jok aber ging nie hinaus in das Walddorf, er hütete daheim stets das Haus und die Ziegen, und kletterte an den Hängen hin auf allen Vieren, und pfiff wie die Gemse, und bellte wie das Reh.

Von all' den Bewohnern der wilden Oede war es seit jeher keinem bewußt geworden, daß sie mitten lebten in der Größe und Herrlichkeit der Natur, und daß um sie eine Gottheit in der Schöpfungswerkstatt ewig meißelte. Sie hatten kein Auge für die wilde Erhabenheit ringsum. Nur zu dem Felshorn, das dem Schuttstrom wehrte, blickten die armen Leute zuweilen auf, aber auch nicht weil dieser Thurm als Wall ihr Beschützer war, sondern einer anderen Ursache wegen. Das Felshorn stellte nämlich in seiner Auszackung und Durchfurchung ein kolossales Bildniß vor, eine sitzende Frauengestalt mit einem Kinde auf dem Schoße.

„Da ist Unsere liebe Frau mit dem Christkind herausgewachsen aus der Erden," so lautete der alte Glauben der Bewohner des Felsthales, den auch der Schründenhans in seinem Herzen pflegte.

Und wahrlich, allzu große Einbildungskraft gehörte nicht dazu, der Felsthurm war die Himmelskönigin mit dem Scepter und der zackigen Krone; von der Tiefe aus gesehen saß sie auf dem Throne und hielt das Kind.

Das Bild war etwas vorgebeugt und blickte gerade hinab in die Thalschlucht. Das Bild war den Bewohnern der Hütte der Hausaltar, zu dem sie gerne beteten. Die Leutchen konnten nicht daran denken, daß die sonderbare Felsstatue vielleicht Jahrtausende vor der Erwartung des Erlösers und der

Geburt Mariens hier oben in den Stürmen der Urzeit gestanden haben mochte.

Nun aber war an dem Felsenbilde noch eine andere Merkwürdigkeit. Zur frühen Morgenstunde, wenn es oben in den hohen Wänden graute und sich die Tafeln sanft zu röthen begannen, klang von dem Marienbilde ein Ton herab wie das ferne Läuten einer Glocke. „Die Himmelschöre singen Unserer lieben Frauen den englischen Gruß,“ sagten da die Hüttenbewohner, und erhoben sich von ihrem Lager und beteten.

Der Ton kam von einer Spalte, welche zwischen dem Throne und dem Marienbilde klaffte und durch welche der Morgenwind blies. Das war nicht seit ewigen Zeiten so; erst seitdem die Hütten waren zugrunde gegangen im Felsenthale, sangen die Chöre.

Sollten aber nicht immerdar so singen und läuten. Da kam nun ein Sommer und ein Herbst, in welchem das liebliche Klingen der Aveglocke in ein tiefes Dröhnen und in ein klägliches Stöhnen übergegangen war.

„Hans,“ sagte da die Hilda einmal, „die Engel läuten nimmer. Was ist Unserer lieben Frau angethan, daß sie so bitterlich thut weinen?“

„Wohl, das hab' ich auch schon bedacht,“ antwortete der Hans, „ich hab' herumgesucht in meinem Gewissen, bin wohl recht sündig, aber dasselb' kann ich sagen, schlechter bin ich nicht wie eh' vor Zeit;

'leicht hab' ich mein Bübel zu gern und thu es in allzu großer Lieb' verderben."

„Etwa ist es meines Vaters arme Seele, die so thut weinen," meinte das Weib, „ich will neun Tag' fasten und das Essen der blinden Bachwabi hinausschicken in das Waldland."

Sie that das Buß- und Liebeswerk, auf daß ihr ermordeter Vater erlöst sein sollte, aber das Marienbild oben weinte und weinte.

Da sagte die Hilda einmal, am Ende sei gar die Zeit nahe, in welcher nach Prophezeiung der Vorfahren der Drache wieder hervorbreche, der in irgend einer Höhle der Felsen lauere.

An das dachte Hans nicht, obwohl der klägliche Ton von dem Bilde, der zur Morgenfrühe und gar zuweilen auch mitten in der Nacht zu hören war, ihm eine tiefe Besorgniß verursachte. Oft, wenn er nach der Tageslast im Schlummer ruhte, oder ein liebliches Bild aus Kindeszeiten träumte, erwachte er plötzlich und hörte das schauerliche Weinen.

Und eines Tages, da stieg der Hans die Halde entlang und kletterte hinan bis zu dem Felshorn, und an demselben empor, so weit es ging, und prüfte das Gestein. Die Hilda stand vor der Hütte, hielt die flache Hand über die Augen und blickte hinauf. Wie wenn über den Arm der Mutter Gottes und über das Haupt des Jesuskindes eine Fliege krabbelte, so war von dieser Ferne ihr Mann zu sehen.

Als der Hans hierauf wieder herabkam zur Hütte, war er sehr schweigsam. Er setzte sich zur Wiege seines Kindes und wiegte. Er sagte dabei kein liebkosend Wort wie sonst; er sang kein Liedlein. Still und schier wehmüthig blickte er den lächelnden Kleinen an. Der Jok grinste zum Fensterchen herein und kicherte und that unverständliche Laute. Der Hans glaubte ihn zu verstehen und reichte ihm ein Stücklein Brot durch das Fenster.

Aber nicht Brot wollte der Jok, viel lieber an der Wiege wollte er sein; allweg wollte er das Büblein tragen und herzen.

Das Weib saß am Herdwinkel und sonderte in Körben die gesammelten Pilze und Kräuter, die für den Winter bereitet waren.

Als sie lange so still gesessen waren, sagte der Hans halblaut: „Da oben schaut's nicht gut aus. Mein Großvater hat oft erzählt, er hätte nicht einmal seine flache Hand in die Felsenspalte legen können. Mein Vater hat schon leicht die Faust hindurchgebracht, und jetzt —" der Mann brach ab, das Weib ließ die Hände in den Schoß sinken und blickte ihn fragend an.

„Jetzt," fuhr er endlich fort, „das muß schon ein flinkes Gemslein sein, will es die Spalte übersetzen."

Die Hilda war bei diesen Worten rasch aufgestanden und hinaus zur Thür gegangen. Bald

kam sie zurück und setzte sich schweigend an die Arbeit.

Es kam der Herbst. Stetig rieselte der Bach hin über die Sandfläche; er hatte hier stellenweise Schluchten gerissen, Felsblöcke angeschwemmt, als wollte er ein neues Gebirge gründen im Thale. Im Sande funkelten hie und da winzige Sternchen, als hätten treue Körner die Sonnenstrahlen von den lichten Höhen mit herniedergebracht in die ewigen Schatten. Ein Wassersturz rauschte in einer der hinteren Schluchten. Der Jok stand zuweilen am Bache und sah hinein, und wunderte sich vielleicht, daß ewig das alte Wasser und doch ewig ein neues — und wo es denn herkommt, und wo es denn hingeht? Er lachte die Wellen aus. Dann legte er sich auf den Sand und starrte schnurgerade in den blauen Himmel hinein, so viel er davon zwischen den Berghäuptern sehen konnte. Dann lachte er wieder. Sagte die Hilda einmal: „Der Narr lacht und weiß es nicht warum."

„Wenn er nur lacht," antwortete der Hans, „der gescheidteste Mensch auf der Welt kann nichts Besseres thun als lachen."

Freilich, der Hans selber lachte selten.

Es kam der Winter. Oben in den Felskanten und durch die Schluchten her brausten die Stürme. Es toste und wogte und stöberte in den Lüften,

und die grauen Felswände ragten in den Nebel hinein.

Es sauste der Wind um die Ecken der Hütte und er winselte an den Fensterchen; aber die Töne des Marienbildes waren verstummt. Alle Spalten und Schründe waren gefüllt mit Schnee. Kalte, trockene Luft rieselte nieder von den Mulden der Wände, und mit ihr manches Steinchen, das nicht just festgefroren war. An den steilsten Sandriesen hielt sich kein Schnee.

In der Hütte war Dämmerung und die längste Zeit Nacht. Das Herdfeuer knisterte, die Spanlunte im Eisenhaken flackerte und wollte nimmer ruhig brennen. Warm und trotz aller Einsamkeit traulich war es in dem Stübchen. Die Hilda pflegte ihr Kind; sie sagte ihm Worte von dem Vater, der für sie im Waldlande arbeite und allfort sein Kindlein liebe. Sie sagte dem Kleinen Worte von Gott Vater, der im Himmel lebe und seine Englein sende, daß sie den Vater auf Erden beschützten.

Da lächelte das Kind zu den Worten; und schloß es die Aeuglein, so sah es selbst den Himmel und Gott Vater darin, und die Englein flogen an den goldenen Felswänden hin und her.

Der Mannbruder pflegte stets die Ziegen und erzählte ihnen in seiner Weise seine Freude und sein Leid, wie er's empfinden konnte. Die Ziegen nahmen Theil an Allem und gaukelten ihm mit

ihren Hörnern vor und beleckten seinen Hals. Das that dem guten Burschen gar wohl.

Der Hans war im Taglohn und half Holz schlagen draußen in den Herrschaftswäldern. Er wollte am liebsten Tag und Nacht arbeiten und immer ein doppeltes Tagewerk machen; er wollte sich ein Häuschen erwirthschaften im Walddorfe, wo kein grauenhaftes Felsgebilde ewig drohend schwebe über dem Scheitel seiner Familie.

Wie karg ist der Tagelohn im Walde, und jede Woche nur einen einzigen Stein, nur einen einzigen Baum zum neuen Heim konnte sich der Hans erwerben. Am Sonnabend, wenn er sich durch die Eisschluchten und Schneewehen seinem Felsenthale zukämpfte, that er immer einen scheuen Blick hinauf zum Frauenbilde am Hang über seinem Hause. Freilich war es da häufig schon dunkle Nacht und er konnte es nicht sehen, wie sich „Unsere liebe Frauen“ immer mehr und mehr von ihrem Throne nach vorn neigte.

„Es ist zum Erbarmen, Hilda, wie Du die ganze Woche in der Einschicht bist,“ sagte der Hans einmal.

„In der Einschicht bin ich nicht,“ versetzte das Weib, „ich hab' das Kind, und der Jok thut uns hüten. Gieb Du nur Acht im Walde, daß Dich kein Baum mag letzen, und die Stege sind auch so vermorscht, gehst Du aus und ein in den Schluchten.“

„Warte nur, Hilda, zur Auswärtszeit (im Frühling) übers Jahr heb' ich an mit dem Hausbau; hernach leben wir draußen im Dorf bei den Leuten.“

Als ob er's verstanden hätte, so jauchzte jetzt der Kleine und zappelte mit den Füßchen. Gar dem Weibe selbst zitterte das Herz; so klagend, sehnend, so eigen waren die Worte gesprochen — — — und leben bei den Leuten!

Es kam der Frühling. Wochenlang blies der Föhn und von den Bergschluchten hervor kam der „Maibrunn“, wie die Schneewässer des Frühjahres geheißen werden. Eine Schneelawine um die andere fuhr nieder von den Karmulden der Berge und begrub die größten Bäume unter ihrem Schutt.

Zur selben Zeit verfolgte der blöde Bursche ein Gemslein. Es war niedergestiegen bis unter das Muttergottesbild und nagte dort an einigen Fichtenreisern. Dann erhob es seinen Kopf, daß die krummen, scharfen Hörnchen gar nach rückwärts standen, und lugte herab auf das Hüttendach, unter welchem es die Ziegen meckern hörte. Es wollte ihm schier einsam werden zwischen den Schneelehnen und Felsen, es wollte niedersteigen zu Genossen. Das sah denn der Jok, und rechtschaffen flink, wie wenn er selbst eine Gemse wäre, kletterte er hinan, um das Thier heimzuholen. Es war nicht das erste, das er auf diese Weise heimgeholt

hatte, und die Thiere mochten sich denken: der Jok da, der ist gut, der gehört mehr zu uns als zu den mörderischen Geschöpfen, die auf zwei Füßen gehen; der Jok, der thut uns nichts.

Und der Jägersmann hinwiederum durfte dem Jok nichts thun, holte sich dieser auch manches Stück Wild; denn was man mit den Händen fängt in der Wildniß, das verschreibt Gott dem Erwerber zu eigen.

Heute aber machte das Gemslein, als es den Burschen gewahrte, lange Füße die Lehne hinan; das Thierchen gestand es ja zu: der Jok mag ein ehrlicher Kerl sein, aber es traute nicht; wollte man es wirklich für den Ziegenstall oder vielleicht gar zu etwas weit Unerquicklicherem? Wer konnte es wissen!

Die Gemse war fort und der Jok stand oben beim Felshorn und starrte verdrießlich drein. Zuletzt kletterte er auf den Felsen, wie er es von seinem Bruder einmal gesehen hatte, und guckte durch die klaffende Spalte, in welcher Schnee und Eis und niedergebrochene Steine lagen. Er guckte eine lange Weile, und legte dabei den Kopf auf die rechte Achsel und auf die linke, und er röchelte und ballte die Fäuste zuletzt und war glühroth im Gesicht.

Als er hierauf zurückkam ins Thal, wich er der Schwägerin aus; sie sollte es nicht merken können in seinen Augen, was er oben gesehen. Wozu der

Schreck und die Angst, wenn die Sache verhütet wird? Er schlich in den kleinen Bretterschuppen, nahm Scheiter und Balken und eine schwere Axt, trug sie hinan auf den Hang und schlug die Blöcke durch Schnee und Gestrüppe in die Erde.

Was mag dem Jok wieder eingefallen sein? dachte das Weib bei sich, aber sie ließ den Burschen gehen und schaffen. Es wurde Abend, die Ziegen meckerten im Stalle; wo denn heut' der Jok sei? Gar das Büblein in der Wiege ließ klug seine Aeuglein lugen, wo denn der Jok sei, der sonst gern daneben saß und mit den kurzen dicken Fingern Schattenspiele und sonst allerhand Schwänke mache, daß es recht zu lachen war. Der Jok war oben am Hang; die Hilda sah ihn nicht in der Dunkelheit, aber sie hörte die Schläge auf die in den Boden zu treibenden Blöcke. Die Schläge hallten in den Felsen, und als die Hilda rief: „Jok!“ so hallte es wieder nur in den Felsen, und das Pochen da oben währte die ganze Nacht.

* * *

Wanderer, die in das Walddorf kamen, erzählten, daß draußen in den weiten Thälern das Getreide schon hoch in Aehren schieße und die Apfelbäume blühten. Im Hochgebirge aber brausten die fahlgrauen, reißenden Fluthen des Wassers, und sie wälzten Eisstücke und Bäume und Steinblöcke aus

den Schluchten. In den Schutthalden war es lebendiger als je; in die Mulden sickerten immer mehr die Schneelasten der Kare und Schründe zusammen, und Wässerlein rieselten von allen Hängen in zitternden Schleierfällen, bis die ungeheuren Schneelasten in den Mulden ins Schieben und Rutschen kamen und mit einem gewaltigen Donnern, Alles vor sich niederwerfend und mitwälzend, in die Tiefen fuhren.

Da hielten die Holzschläger draußen im Waldland ein bei ihrer Arbeit und horchten dem dumpfen Gedonner, das hier und dort durch die Felsschluchten brandete und an den hohen Wänden widerhallte.

Und an einem milden, leuchtenden Maitag war's. Der Hans hatte am selbigen Morgen unter vermorschtem Gefälle das erste Vergißmeinnicht gesehen und es gleich auf seinen spitzigen Hut gesteckt. — Es knatterte da, es donnerte dort, aber das Waldland war sicher, und die Vöglein haben nie fröhlicher gesungen als an diesem Maitag. Gegen die Mittagsstunde hin erhob sich im Gebirge ein Krachen und Dröhnen, von allen Mulden stürzten Schnee- und Erdlawinen nieder, manche Felszacke löste sich von ihrem Grund, manches Gemslein wurde begraben in Schnee und Schutt, und aufgeschreckt von dem wüsten Lärm flatterten grauschimmernde Habichte und Steinadler durch die Luft und schwammen dem ruhigeren Waldlande zu.

Wie lichtgraue oder bläulich schmutzige Ströme, sich untergrabend und überstürzend, in breiten, wogenden Tüchern oder in schmalen, schlüpfenden Schlangen, glitten die Lawinen nieder. Kein Baumwall hielt sie auf, die hundertjährigen Stämme brachen, ehe die Lasten noch kamen, blos von dem Drucke des Sturmhauches; nur an mächtigen Felsnasen schäumten die Schneewogen empor, daß das ganze Kar in eine Staubwolke gehüllt war; aber weiter unten sammelten sie sich wieder und fuhren mit eherner Gewalt unter dem Beben der Vesten dem Abgrunde zu.

Da blieben im Waldlande die Wildbäche aus, aber nur für kurze Zeit, bald hatten sie die Hochwälle der Lawinen durchbrochen und überfluthet und kamen nun wie Ungeheuer herangewogt mit Schutt und Eisböcken, und Holzstämmen und Felsmassen.

Die Holzhauer schüttelten die Köpfe; das ist ein schlimmer Tag! — Etwan ist im Felsgebirge der Drache losgeworden!

Der Hans hatte lange ruhsam Scheiter gespalten und sich gedacht: 's ist eben böse Auswärtszeit, aber übers Jahr heb' ich an in Gottesnamen, und im Dorfe ist keine Gefahr mehr, und bislang wird die liebe Frauen schon Hüterin sein. — Als aber das Getöse ärger wurde, da lehnte er die Axt aus der Hand und horchte; und endlich, als die Erde zu beben anhub von den tobenden Gewalten im Ge-

wände, da that der Hans plötzlich einen großen Sprung und eilte über Stock und Stein hin gegen sein Felsenthal.

Schuttwälle und Gießbäche schnitten ihm oft den Weg ab, dann starrte er zuweilen in die Fluthen und vermeinte in den heranwogenden Holzblöcken Theile von seiner Hütte zu erkennen. Das Donnern auf den Höhen und das Tosen in den Tiefen wollte ihn betäuben, aber die Hutkrempen tief über die Ohren gedrückt und mit halb geschlossenen Augen wand er sich ruhelos weiter bis zu dem schroffen Felsenthore, das in sein kleines Thal mündete. Er bog um die Wand, er sah in den Felskessel — da wollten ihm plötzlich seine Füße und sein Athem versagen. Er sah am Hange das Frauenbild nicht mehr. Eine ungeheuere Sandriese ging nieder von den höchsten Gewänden und schnurgerade der Stelle des kleinen Hauses zu. Und das Haus stand nicht mehr da.

Der Hans stand, als wäre er selbst ein Steinbild geworden.

Erst nach einer Weile begann es wieder zu zucken und zu zittern in seiner Brust. Wie verloren wankte er dahin — er suchte die zerschmetterten Leiber der Seinen, er suchte die Trümmerstätte seiner Heimat.

Auf dem Platze, wo das Häuschen gestanden, lag ein Berg aus Schnee und Schutt still und starr, als ob er in Ewigkeit so dagelegen wäre. Aus ihm hervor ragte das niedergebrochene, kantige Felshorn.

Daneben hüpften ein paar Ziegen auf und ab und meckerten. Aber an dem Schuttberg in der Tiefe nagte schon der Wildbach, und jenseits des Wildbaches — der Hans fuhr sich mit beiden Händen über die Augen, er träumte doch nicht, er stand ja mit wunden Füßen im Gestein — aber jenseits des Baches stand sein Häuschen.

O, Gott, da dachte der Hans wohl an keine Gefahr, er setzte über Gefelse, er sprang durch die Fluthen, er stand vor seiner Hütte. Sie war ein wenig schief und verschoben und einige Balken waren geborsten, aber sonst war sie unversehrt. Die Thür war offen.

Den Athem an sich haltend, trat der Hans ein. Die Hütte hatte kein Flötz (hölzerner Fußboden) und keinen Herd, und keinen Ofen mehr, nur die in sich zusammengefügte Zimmerung stand da. Und siehe, an der Wand kleppte das Wiegenbettchen, und darin schlief, sorgsam verhüllt und eingeschichtet, das Kind. Es erwachte nun vor dem hellen Schrei, den der Mann ausstieß; da faßte der Hans den Knaben in wildem Ausbruche des Gefühles und preßte ihn derb an seine Brust; den Gewalten der Elemente entgangen, wäre der Kleine schier von der Liebe des Vaters erdrückt worden.

Bald aber ließ der Mann das Kind wieder auf das Bettchen sinken, und sein Auge starrte, und seine Wangen erblaßten. Dort hinter der Thür, sich noch

fest an einen Balken klammernd, kauerte sein Weib. Hilda war unversehrt, aber — leblos.

So hatte es der arme Hans gefunden.

Hierauf kamen die Leute des Waldes zusammen, um das Wunderbare zu sehen. Jeder gab sein Erachten ab, wie das geschehen sein mochte. Viele meinten wieder, es sei der Drache endlich losgebrochen aus seiner Höhle und habe das Unheil angerichtet. Andere glaubten, daß das Häuschen und das Kind erhalten geblieben, sei ein Mirakel von dem steinernen Marienbilde, das jetzt im Lawinenschutte begraben lag.

Ein alter Hirte sagte, nach seiner Meinung sei es so geschehen: Von den hohen Mulden sei eine große Lawine niedergegangen, habe das schon lockere Felshorn mit sich fortgerissen und sei ihre gerade Straße weitergefahren. Daraus habe sich nun ein mächtiger Luftdruck entwickelt, welcher der Lawine vorausgeströmt sei und das Häuschen durch einen plötzlichen Ruck an das jenseitige Ufer gesetzt habe. Das Kind sei wahrscheinlich durch die Wände geschützt gewesen, das Weib an der offenen Thür aber durch den Luftdruck erstickt worden. Es hätte sich bei Lawinenstürzen schon mehrmals auf ähnliche Weise zugetragen; der Luftdruck bei großen Abrutschungen vermöge ja ganze Urwälder vor sich niederzuwerfen und die größten Bäume und Felsklötze über tiefe Abgründe zu schleudern.

Die Leute sagten, es werde schon so gewesen sein, und gingen auseinander.

Der arme Hans blieb bei seinem todten Weibe und bei seinem lebendigen Kinde in der Hütte. Oft ging er vor die Thür hinaus und rief nach dem Jok. Die Ziegen kamen herbei und blickten ihn mit ihren eckigen Augen an: sie wüßten auch nicht, wo der Jok sei.

Wenn dann der Knabe schlief, saß der Hans still und einsam in der Hütte. Die erblindeten Glastäfelchen an den Fenstern waren nicht zerbrochen; der Hans betrachtete daran die eingeätzten, dürftigen Zeichen der Vorfahren. Kreuze und Herzen, von sonst haben auch die Alten nichts gewußt, und dieses Erbe haben sie allen Nachkommen im Felsenthale hinterlassen.

Nach zwei Tagen kamen die Leute des Waldes wieder zusammen und trugen das Weib des Holzers fort aus dem Hause unter den Wänden und hinaus durch die Felsschluchten auf den kleinen Gottesacker des Walddorfes.

Hans stieg hierauf tagelang in dem Felsenthale umher und suchte seinen Bruder.

Er fand ihn nicht. Da schloß er sich einzig und ganz an seinen Knaben. Im Waldlande, in der Nähe der Holzgeschläge, in welchen der Hans arbeitete, haben sie sich aus dicken Baumrinden eine Klause gebaut.

In dem unwirthlichen Felsenthale hatten sie nichts mehr zu suchen. Drei Jahre nach dem Natur-

ereignisse, im Hochsommer, verschmolzen und verschwemmten die letzten Reste der niedergestürzten Schneelawine, und da fanden sich neben dem zackigen Felshorn im Schutt halb begraben die Gebeine des armen Jok. Neben ihm lag noch die Axt und ein zugespitztes Scheit, und der Block, mit dem er in den letzten Tagen vor dem Unglücke an dem Hang Pfähle in den Boden getrieben hatte. Die treue Seele hatte das drohende Unheil geahnt und wollte durch solche Schutzpfähle das Haus des Bruders noch retten. Da sind die wilden Gewalten, die keine Lieb' erkennen, über das Bruderherz hingefahren.

Im Felsenthale wächst heute kein einzig Hälmlein mehr — Alles Schutt und Gestein. Von dem letzten und einzigen Hause haben tosende Gießströme längst die letzten Reste davongeschwemmt, und an den Hochmulden steigen immer tiefer und tiefer die Gletscher nieder.

So sind aus diesen verlorenen Schründen die letzten Menschen verdrängt worden. Im Waldland draußen lebt heute noch der Hans als alter Mann. Er lebt still in sich und ist ergeben; nur im Frühjahre, wenn im Hochgebirge die Lawinen stürzen, hebt er an zu zittern und umfaßt seinen Sohn mit beiden Händen.

Sein Sohn, nun, das ist ein hübscher kräftiger Bursche geworden; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht arbeitet er im Walde. Aber der Haus=

bau im Dorfe ist heute noch nicht begonnen. In der Dürftigkeit muß auch der junge Holzer sein Leben verbringen, darf vielleicht gar sein Herzlieb nicht freien, weil er kein Daheim hat. Wen soll er darob anklagen? Etwa die hohen Berge? Er ging einmal von ihnen fort ins Flachland hinaus, aber die bösen, die lieben Berge, sie zogen ihn zurück und grüßten ihn wieder mit ihrer Mühsal und Gefahr.

Wenn der Bursche daran denkt, wird es ihm manchmal schier krampfig im Herzen. Aber hinschleudert er den Gram, daß er in die Tiefe fährt wie eine Schneelawine, und hell aufjauchzt der Mann, daß es im grünen Walde und in den sonnigen Hochwänden des Gebirges vielfach wiederhallt.





Reich.

Jetzt bist Du noch in Sorgen und Kummer; in einer Stunde wirst Du fröhlich sein. Jetzt bist Du noch demüthig und mußt dienen; in einer Stunde wirst Du herrschen. Jetzt bist Du noch arm — in einer Stunde wirst Du reich sein. Gutes Weib, liebe Maria Steinwenderin, wie ist Dir ums Herz? Dein Leben lang hast Du keinen lastenfreien Tag gehabt; schwer arbeiten vom frühen Morgen bis in den späten Abend und dann die müden Hände erst aufheben zur Bitte ums tägliche Brot. Und vor dem Einschlafen die Angst, Deinen Kindern könne es einst noch schlechter gehen, als Dir, und im Schlafe träumen von Deinen verstorbenen Eltern, die wie Du in Kummer und Drangsal haben gelebt. Das ist bisher Dein Lebenslauf gewesen. Aber heute — Maria Steinwenderin — heute ist Dein Mann nach

Landeck gegangen, um bessere Zeiten heimzutragen in Dein Haus. Geld wird er bringen, viel Geld, so lasterhaft viel Geld, daß Du jetzt schon anfängst, Dich vor der Hölle zu fürchten, die nach der Bibel reichen Leuten so gewiß ist.

Zwölf Wochen mögen nun aus sein, oder gar ein Vierteljahr — wie doch die Zeit vergeht! — seit Du das gestrickte Geldsäcklein gefunden hast. Unten auf der Innbrücke war's, und just zwischen zwei Balken ist's gelegen, und wenn die Balken um ein nadelspitzbreit weiter auseinander gewesen wären, so wäre das Säcklein ins Wasser hinabgefallen. Es war nicht gar dick, ein zusammengerunzeltes Heiligenbildchen war drin — der heilige Jacobus — und vier Zehnkreuzerstücke. Als wie wenn es glühende Kohlen gewesen wären in Deiner Hand, so bist Du mit dem Fund in den Pfarrhof gelaufen und dreimal ist's verkündet worden auf der Kanzel: es wär' auf der Stubener Innbrücke ein Geldsäckel gefunden worden und der Verlustträger möge ihn im Pfarrhofe abholen. Verwunderlich! 's ist Niemand gekommen um das Geld und dasselbe ist der Maria Steinwenderin als Eigenthum anheimgestellt worden.

Darauf hat sie eine ganze Nacht nicht schlafen mögen, hat simulirt, was sie denn anfangen sollt' mit dem Fund, daß er ihr am besten gedeihe und auch der armen Seele des Verlustträgers noch zugute kommen möge. Und da — wie schon der Hahn

das erstemal kräht draußen in der Lauben, fällt ihr jählings ein, daß der heilige Jacobus, der beim Geld gelegen wäre, ein Patron für die Lotterie ist. Ordentlich einen heißen Stich giebt's ihr im Herzen; ja in die Lotterie setzen will sie die vier Münzen und das wird zum Glücke sein. Sie betet noch ein Vaterunser und dann will sie einschlafen, da ist schon die Zeit zum Aufstehen und sie muß die Steine abtragen von des Nachbars Kornfeld. Und am Sonntag, wenn ihr Mann heimkommt von der Holzarbeit und die zwei Kinder hütet, geht die Marie nach Landeck und setzt drei Nummern — wie sie ihr zufällig in den Kopf kommen — in die Lotterie. Sie hat so große Hoffnung auf den Gewinn, daß sie den Kindern zwei Lebkuchen kauft und ihrem Manne neue Schuhriemen und, weil sie immer noch Geld in der Tasche hat, auch einen großen Wecken.

Je näher aber die Zeit der Ziehung kam, desto kleiner wurde die Hoffnung und am letzten Tage war sie so muthlos, daß sie es gar nicht wagte, in das Städtchen zu gehen, um sich von ihrer Enttäuschung zu überzeugen. Da schleppte sich ein Dörchergespann des Weges, das die Bauernhäuser und Kleinhäusler abbettelte und ablauerte, ob nicht irgendwo etwas heimlich zu erhaschen wäre und das den Leuten die Nummern angab, welche bei der nächsten Ziehung herauskommen müßten.

Die Maria Steinwenderin schenkte dem Gesindel ein paar Stücke Brot und sagte, um neue Nummern wär' ihr nichts, aber die zuletzt herausgekommenen möchte sie wissen.

„Kann ja gern sein, Bäuerin," gab ein altes Fraulein zur Antwort und holte mit den erdfalben Fingern ein Papierstückchen aus ihrem Wanderbuche, „derlei heißt Eins fort mit, wenn man aus der Stadt geht. Sind brühwarm, sind erst gestern herausgekommen."

Die Maria griff nach dem Papier, sah, las die Ziffern und erschrak so heftig, daß sie sich auf die Bank setzen und das Fraulein bitten mußte, es möge ihr die Gutheit thun und ein Schöpfel frisch' Wasser holen vom Brunnentrog.

Die Ziffern, mit widerspenstigem Bleistift von der starren Hand einer Bettlerin auf das zerknitterte Löschpapier gekritzelt, sagten der Maria, daß sie reich war, daß sie wohl — — jetzt mußte das Weib auf die Bank sinken — wohl an die tausend Gulden baar in der Stadt liegen habe, die ihr und ihrem Manne und ihren Kindern aller Noth ein Ende machen sollten. — Weiter konnte sie nicht mehr denken, bis das Wasser kam.

Und während sie, die Ellbogen zitternd auf die Knie gestemmt, trank und absetzte, um tief Athem zu holen und wieder trank — trottete das Dörchergespann träge davon.

Und noch an demselben Tage hat sie ins Holz zu ihrem Manne geschickt, er solle Alles liegen und stehen lassen und eilends heimkommen.

„Na, im Gottesnam'!“ sagte der Gatte, als er die Botschaft hörte, „jetzt kann ich mich zusamm'halten, jetzt ist daheim was geschehen. — Das Haus steht noch?“ fragte er den Boten.

„Warum soll's denn nimmer stehen?“

„Hat mein Weib selber mit Dir geredet?“

„Sie hat mich selber geschickt.“

„Und hättest auch noch einen kleinen Buben gesehen?“

„Zwei Bübeln — recht flinke, saubere Bübeln — sind vor der Thür herumgelaufen.“

„Hui!“ jauchzte der Holzer auf, „sonst kann's sein, was es will!“ und eilte nach Hause. Daß anstatt dem großen Unglücke ein großes Glück da war — wie hätte der arme Mann daran denken können!

Als er vernahm, sie hätten einen Terno gemacht, faßte er sein Weib mit beiden Armen um die Mitten und rief: „O du sakrische Mirzel!“

Dann verglichen sie die Nummern mit denen auf dem Setzschein und es waren dieselben — das Glück war verbucht.

Und am Tage darauf ging also der Holzer Simon hinaus nach Landeck. Er nahm einen schweren, knorrigen Weißdornstock mit sich, er schliff sich noch

das Tischmesser, das sonst zum Brotschneiden war und steckte es in den inwendigen Rocksack, denn das wußte er, wer Geld hat, der muß auch Wehr haben. Als er fortging, stolperte er noch über den holperigen Fußboden der Vorkammer und brummte lachend: „Du verfluchtlete Keischen, du alte, von dir laß ich mir schon lang' noch keinen Fuß brechen!“

Und nun verging im Hause der Vormittag und die Maria zählte die Stunden auf der wurmstichigen Wanduhr bis zur Rückkehr des Simon. Die Uhr hatte mit ihrem hölzernen Zeiger fünfzig Jahre oder mehr herabgemessen, aber mit dem heutigen Tage wollte sie nicht fertig werden. Jetzt war's um zwei Uhr Nachmittag. Die Maria hatte ein gutes Mittagessen fertig, das sie auf dem Herde sorgfältig mit einer umgestülpten Kochpfanne zudeckte. Sie aß selbst keinen Bissen davon, mit ihm zusammen wollte sie heute Mahlzeit halten und in einer Stunde konnte der Simon da sein.

Aber das Glück — weil's eh so selten kommt — muß man höflich empfangen. Zuerst warf die Maria ihre rauhen beflickten Werktagskleider weg und zog was Besseres an. Dann wusch sie den beiden Knäblein Gesicht und Hände und versah dieselben mit frischen Hemdchen. „Müßt nicht schlimm sein heut',“ sagte sie, „es kommt ja das Geld!“

„Ist das Geld brav?“ fragte der kleinste Knabe, der in seinem schneeweißen Hemdchen auf dem

Strohpolster saß, mit seiner zarten Hautfarbe schon anzusehen wie ein Herrenkind, das nur zufällig in die Holzerhütte gekommen sein mochte.

„Ja freilich, Tonel," antwortete die Mutter, von freudigster Hochstimmung getragen, „das Geld ist wohl brav. Wisset Kinder — geh her, Sepple, und setz' Dich da auf die Bank und laß mir das Fingersutzeln sein! — jetzt loset einmal zu. Wenn der Vater mit dem Geld kommt, nachher kaufen wir das Hochbrunnerhäusel, wo wir gestern oben gewesen sind."

„Und den Taubenkobel auch dazu?" fragte der größere Knabe.

„Freilich, Sepple, auch den Taubenkobel dazu. Und nachher kauf' ich Euch ein schönes Gewandel, wie die Schlagwirthbuben haben, und nachher gehst mir mit dem Schlagwirthbuben in die Schul', Sepple, und lernst was und kommst nachher gar auf Sprugge und kannst ein Pfarrer werden. Wirst aber sauber sein, wenn Du in der weißen Pfaid predigen thust und nachher mußt für Deine Mutter schön eine Meff' lesen —"

„Und wenn Du stirbst, so werde ich Dich einsprengen (einsegnen)," sagte der Kleine.

Sie lachte über den Einfall des Kindes, aber das war doch ein Dämpfer gewesen und sie brach die weiteren Schilderungen von ihrem künftigen Pfarrer ab.

„Herentgegen Du, Tonel," sagte sie aber zu dem kleinsten Knäblein, „Du wirst nachher schön daheim bleiben, wirst Dein' Vater und Mutter hausen helfen und in zehn Jahren mögen wir 'leicht einen großen Hof kaufen, den Thalschlösserhof, weißt, wo der große Kettenhund ist."

Der Kleine schmiegte sein Köpfchen an den Busen der Mutter, ihm graute vor dem Kettenhund, der ihm in Erinnerung war, weil derselbe vor etlichen Tagen, als er mit dem Vater am Hof vorbeigekommen, so schauderhaft bös gebellt hatte.

„Klein's Närrle Du!" rief die Mutter, „wenn Du Bauer auf dem Thalschlösserhof bist, wirst schon froh sein, wenn Du einen scharfen Kettenhund hast. Der Thalschlösserhofer hat viel Sachen, da sind die Schelm' (Diebe) nit weit. — Ja, Büble, aber hall' still, daß ich Dir das Pfaidle kann einknöpfeln! Du magst doch nit ein Vaterunser lang Ruh' geben den ganzen Tag! Wart, wenn Du nur Thalschlösserhofbauer bist, wirst schon gewetten (eingespannt) werden. Alle Kammern voll Korn und alle Ställ' voll Küh und Ochsen wirst haben, Lämmle auch! Und Dienstknechte wirst haben müssen und Mägde, daß es nur so staubt im Hof. Nachher bist angesehen weit und breit, und nachher mußt Dir ein Weib heiraten —"

„Und nachher kriegst Du kleine Kinder," ergänzte der Sepple mit ernsthaftem Kopfneigen.

„Ja, und Du laß lieber das Fingersutzeln sein!“ mahnte die Mutter den Größeren, „weißt, was der Vater sagen wird, wenn er heimkommt und einen Lebzelten (Lebkuchen) mitgebracht hat? Den geb' ich allen dem Tonel, wird er sagen, der Sepple hat eh' seinen Finger im Maul.“

Da zog der Junge seinen Zeigefinger aus dem Munde, ballte die Hand und steckte sie rasch in die Hosentasche. Ging aber nicht lang' her, so fand er den Finger wieder zwischen den Lippen; ganz von selber und ohne daß es der Sepple gemerkt hatte, war er hineingekommen, dafür biß der Junge jetzt die Zähne darüber zusammen, um den Ungeberdigen zu strafen und war überrascht, daß der gebissene Finger ihm jetzt selber weh that.

Die Maria Steinwenderin aber hub nun an, zum Fenster hinauszugucken. Der Simon konnte schon da sein oder sie sollte ihn fürs wenigst dort über die Grabenwiese herangehen sehen. — Im Schlagwirthshaus unten wird er vielleicht ein halb Stündlein abrasten. Da hat er schon recht; er gunnt sich so sonst nie ein Tröpfel. Aber lang bleibt er nicht sitzen, das weiß ich, und so möcht' er schon da sein. — Wenn man's aber recht bedenkt, so kann er noch nicht leicht da sein. Das Geld werden sie ihm nicht gleich bis vor die Thür entgegengetragen haben, selb' kann sich Eins raiten (denken, berechnen); da wird gewiß auch bei der

Herrschaft (Amt) was zu thun sein und allerlei Geschrift ausgestellt werden müssen, 's ist kein' kleine Sach'. Oder zuletzt hat die Lotterie gar nicht einmal so viel Geld beisammen, daß sie's auf einmal auszahlen kunnt. Wenn sich der Simon nur nicht überdölpeln läßt und daß wir Alles kriegen, was uns gebührt! — So simulirte das Weib, und es waren schon neue Sorgen da, bevor noch das Geld kam. — Daß ihm unterwegs nur nichts Böses begegnet sein wird! dachte sie weiter, er giebt allerhand so Leute auf der Straßen, und das Einer in der Lotterie was gewonnen hat, kommt gleich auf. — Nein, 's ist ja der helllichte Tag. Wenn auch; den Holzmeister haben sie auch beim helllichten Tag ins Wasser geworfen und haben ihm das Geld weggenommen, mit dem er hätt' sollen die Knecht' auszahlen. Vor einem Jahr wird's gewesen sein, und die Leut' sind heut' auch nicht besser wie dazumal, und das Gesindel wird alleweil mehr auf der Straßen.

Immer tiefer dachte sie sich in die Angst hinein. Da rief der Sepple, der auf der Bank kniete und zum Fenster hinauslugte: „Der Vater geht über die Grabenwiesen!“

„Du machst wieder ein' Possen!“ rief die Mutter, als wollte sie die Kunde erst nicht glauben.

„Ja, und aufrichtig Gott wahr, er geht über die Grabenwiesen!“

Die Maria sah es nun selbst. Mit großen, aber sehr langsamen Schritten stieg der Simon über den weichen Moorgrund, wo hie und da ein Brett, ein Stein lag, um den Fuß darauf zu setzen. Seinen Stock benützte er als dritten Fuß, auf welchem er sich bisweilen über einen Sumpf oder Wassergraben schwang. — Ist so viel wie gar kein Weg, da von der Straßen bis zum elendigen Steinwenderhäusel. Ein ewiges Glück, daß Eins von diesem Grund einmal erlöst wird. — Und wie er zu Boden schaut, der Simon, und in die Erden hineinlacht! Und nicht einmal die Pfeifen hat er heut' im Mund. Dem sieht man's leicht an, daß er extra was hat. Glaub's gern, der ist seiner Tag mit Tausendern noch nicht viel umgesprungen. — So war wieder das Denken der Häuslerin.

Als der Simon von der Wiese über die Holzschranke auf den Hausanger hereinstieg, brach er einen Zaunstecken, daß es krachte, und schleuderte ihn dann von sich. — Wie er schon übermüthig ist! dachte Maria, nun, wir brauchen auch diesen alten Zaun gar nicht mehr.

„Jetzt, Kinder, seid hübsch ruhig, jetzt kommt das Geld!" flüsterte die Maria, da schrien die Kinder: „Jetzt kommt das Geld!" und polterten der Thüre zu. Diese ging schärfer als gewöhnlich auf und nicht ganz ohne Gefahr für die Kleinen. Der Simon trat herein. Wortlos schob er die Kinder von

seinen Knien weg, schritt dann schwerfällig über die Stube, zog seinen Janker aus und warf ihn auf die Bank hin. Davor erschrak die Maria etwas. Er hing den Rock sonst immer hübsch an den Nagel, wenn er ihn auszog, und heute, wo in dem Sack die volle Brieftasche stak, sollte er's schon ganz besonders thun. Der Simon wird doch von denen Keiner sein, die leichtsinnig werden, sobald sie Geld haben! Nein, das nicht, ein Seitel getrunken dürft' er haben — das macht nichts, jetzt wird er sich wohl was vergunnen dürfen.

Der Simon, den Hut noch auf dem Kopf, etwas ins Gesicht hereingeschoben, ging in der Stube so hin und her, griff ein- ums anderemal auf die Wandleisten hinauf, als ob er was suchte, fuhr sich dann mit den Hemdärmeln über das rauhe und geröthete Gesicht, wobei er in seinem Schnurrbarte eine arge Verwirrung anrichtete. Dabei knurrte er gegen die Wand gekehrt ein paar Silben, die nicht verstanden werden konnten.

Sein Weib war nicht weit von der Ofenbank gestanden und hatte ihn so von der Seite angesehen.

„Na," sagte sie endlich, „jetzt ruck' nur aus."

„Ein höllvermaledeites G'lumpert!" stieß der Mann wild hervor.

„— Aber, Sim, was —? Wirstdoch nit!" stotterte das Weib.

Da wendete er sich gegen sie und schrie ihr ins Gesicht: „Derstunken und derlogen ist's!"

„Wird leicht doch nicht sein!" hauchte sie.

„Keinen Hundskreuzer haben wir!" rief er, „nit eine Nummer ist da, nit eine, die auf unserm höllmentischen Fetzen steht. 's ist eine angespielte Sach' oder 's ist ein helles Teufelsg'spiel, daß die Nummern, die Du Dir von dem Strolchen hast aufschwatzen lassen, just zusammpaßt haben. Ausg'lacht haben sie mich, wie ich, der Narr, heut' hintrott' und 's Geld haben will. Und gemeint hab' ich, bei der Gurgel packen müßt' ich ihn auf der Stell', den Lotterieschreiber, bis er mir mein Sach' weist. Zum G'rathen, daß sie mich nit eingesperrt haben. Ich sag' Dir, Alte, eine Bestie kannst werden, wenn Du Dir zuerst einbildest, Du hättest die Säckel voll Geld und ein einzig Wort, ein Rauberwort, greift Dir hinein und reißt Dir's weg. So ein Rauberwort ist das gewesen, wie der Schreiber den Fetzen anschaut und sagt: Was wollt's denn Ihr? Habt's ja nichts errathen! — Lump! sag' ich ihm ins Gesicht, weil Ihr meint's, ein Arbeitsmensch kunnt sich nit verefentiren (vertheidigen), so wollt's ihm's ablaugnen. Ja, wie ich sag', ein kleines G'fehlt hat's g'habt, daß sie mich nit in die Keichen (Arrest) stecken."

Die arme Maria war blaß geworden. Sie setzte sich jetzt auf die Ofenbank und sagte kein Wort. Die Kinder kamen zu ihr und fragten, wo das Geld

wäre. Dem Kleinen reinigte sie mit ihrer Schürze das Näschen. Und mit derselben Schürze fuhr sie sich dann selbst zu Gesichte, um anscheinend ein ähnliches Geschäft zu verrichten, in Wahrheit aber, um in die Leinwand zu schluchzen.

„So was halt' ich für das größte Unglück," versetzte der Simon und ging, die Hände in den Hosentaschen, rasch über die Stube.

„Ist es auch," antwortete das Weib, „und oft genug hat der Schlagwirth gesagt: Die Armuth kennst nur, wenn Du einmal reich gewesen bist. Jetzt trifft's uns selber. — Ich hab' mir schon den Thalschlösserhof gekauft gehabt," lachte sie mit nassen Augen.

„Der ist Dir niedergebrannt und Du darfst nit einmal Brandsteuer sammeln gehen."

„Und sollten wieder fortrackern und fortkümmern in der Elendigkeit."

Er blieb vor ihr stehen und die Fäuste in den Taschen machten zwei große Knoten an den Hüften: „Weißt, daß ich jetzt ein schlechter Mensch werden kunnt?"

Sie sah ihn an.

„Ich trau' mir nimmer."

„So mußt halt nicht denken," sagte sie.

Wenn's mir einmal so zusetzt, daß, wenn Eins schon bettelarm ist, man vom Herrgott noch obendrein zum Narren gehalten wird — nachher bin ich Alles im Stand."

„So unchristlich möcht' ich mir auch wieder nicht denken," sagte das Weib.

„Ich möcht' auch nicht!" rief er, „aber wenn's Einen so überfällt und der Mensch in den Inn gestürzt ist, mit dem ich heut' unten bei der Kreuzwand zusammenkommen bin —"

Sie sprang von der Bank auf, daß das Sepple, welches ihr in den Schoß gehockt war, ordentlich auf den Boden hinabkollerte.

„Jesu Christi — Simon!" kreischte sie, „wirst doch nichts angestellt haben!"

„Schon vor dem Postwirthshaus z' Landeck hab' ich ihn 'troffen. So ein Stadtherr, der sich vor lauter Gutleben in der Stadt gar nimmer zu helfen weiß, daß er für nichts im Gebirg herumsteigt, weil er sein Lebtag einmal möcht' müd' und hungrig werden. Mit einem Hunderter hat er den Postwirth auszahlt; hab's wohl gesehen, hat noch mehr so Papier gehabt in seiner Brieftaschen. Und nachher, wie ich später hell verzagt auf der Straßen daher geh', zur linken Hand die Steinwand, zur rechten das Wasser, und kein Mensch ist weit und breit, als wie der Stadtherr, der ein paar Büchsenschuß vor mir hinsteigt, so hab' ich mir denkt: Simon, weil's heut' so schlecht ausgangen ist und daß Du noch verlacht worden bist, dieweil Deine Elendigkeit wieder neuerdings anhebt, wag' einmal ein ander G'spiel."

„Simon!“ schrie das Weib, und als wenn sie ihn würgen wollte, fuhr sie mit den Fingern gegen seinen Hals: „Red' mir nit weiter.“

„Weiß auch nichts mehr,“ sagte er.

„Der lieb' Herrgott wird Dich beschützt haben!“

„Auf den hab' ich nit denkt. — Du bist mir eingefallen — die Kinder —“. Die Stimme verschlug's ihm.

„Geh',“ fuhr er dann spöttisch fort, „grimm' Dich nit um den Stadtherrn, der steigt frisch und gesund dem Engadin zu, und Du hast ja so viel einen braven Mann, der läßt Weib und Kind schon noch eine Zeitlang hungerleiden.“

„Vom Hungerleiden ist gar keine Red',“ sagte sie, „und wenn wir und unsere Kinder in Plag' und Kümmernuß fortleben müssen, so ist das freilich wohl bös, dieweil's Anderen so gut geht, aber daß Eins desweg' schlecht werden müßt' —“

„Sei lieber still!“ fuhr er sie an, „wir sind einmal für die Mühsal auf der Welt, und da hilft kein Reden. Du bist auch so dumm! Hättest das Geld, das Du hast gefunden, lieber im Sack behalten, anstatt dem Kaiser einzuspielen, der eh genug hat, wär' mir der heutige Tag verspart blieben und die Aergernuß. Das hättest Dir denken mögen, hättest ein Tüpfel Verstand in Deinem dicken Kopf.“

„Freilich!“ entgegnete sie gereizt, „zu todt gern hast mir's glaubt, wie ich Dir vom Glück hab' er=

zählt. Und jetzt hätt' ich die Schuld! — Geht's weg, Ihr Gezücht!" damit schob sie die beiden Kinder die sich an sie gedrängt hatten, unwirsch von sich. „Euretwegen hat man nichts Gut's und kein Stündel Ruh' auf der Welt, und letztlich gebt's auch Ihr Einem die Schuld seiner Tag, wenn's Euch nit so geht, wie's Euch thät taugen. — Wahr ist's: wer heiratet, der begeht siebenmal eine Narrheit und neunmal eine Dummheit, und gar eine Straf' Gottes ist's, wenn Bettelleut' zusammenheiraten."

So ging's zu, und es war ein rechtes Elend zu dieser Stunde in dem sonst so friedlichen Steinwenderhause. Der Mann grollte, das Weib schmollte, die Kinder wimmerten. Der Sepple aber, der sich gar nicht beruhigen wollte, weil er das Böse, so ins Haus eingekehrt war, schon ahnte — er bekam von der Mutter endlich doch eine Birne geschenkt, die ihm den Mund stopfen sollte. Der Tonel hockte in einem Winkel, nichts am Leibe als das weiße Hemdchen, das ihm zur Feier des Tages angethan worden war. — Das erwartete Glück aber ließ sich fein entschuldigen, es sei bei Fürsten und Grafen geladen, es könne nicht kommen, schicke aber, da die alte Armuth denn einmal abgedankt sei, eine neue ins Haus. —

An der äußeren Seite der Stubenthür war ein Tasten nach der Klinke, ein unsicheres Drücken an derselben, bis endlich die Thür ein klein wenig

aufging, dann aber wieder langsam zugezogen wurde. Dem Kleinen kam das so umheimlich vor, daß er trotz Allem von seinem Winkel zur Mutter schoß. Aber draußen war keine Ruhe und an der hölzernen Thürklinge knarrte und ächzte es leise, bis es dem Simon zu toll wurde. Er trat zornig zur Thür, riß sie auf — da kollerte ein alter Bettelmann, der sich an der Klinke gestützt haben mochte, über die Schwelle herein zu Füßen des Holzers.

Diesem wäre der Bettler sehr gelegen gekommen, um an ihm seine Wuth auslassen zu können; aber vor Allem mußte der Alte von der Erde aufgehoben werden. That wohl selbst das Möglichste, der bresthafte Mann, um wieder auf die Beine zu kommen, aber der starke Arm des Simon war doch auch nöthig. Und als der Holzer sah, wie ihn der Alte mit seinem abgezehrten stoppelbärtigen Gesichte, mit seinen müden und trüben Augen so traurig und dankbar anblickte, da verging ihm alle Wildheit.

„Wie närrisch, daß Ihr da hereingefallen seid!" sagte er.

Der Alte blickte ihn an und antwortete nichts.

Stand auch schon die Maria da und fragte: „Was wollt Ihr denn? Ist Euch letz geworden, gelt?"

Er richtete sein müdes Auge auch auf sie; mit halbgeöffnetem Munde und vorgebeugtem Haupte stand er da und sagte noch immer kein Wort.

„Mein Gott, Ihr seid ja hell nit bei Euch selber!“ rief das Weib.

Da tastete der alte Mann zitternd nach ihrem Arm, um sich zu stützen, und mit der andern Hand fuhr er gegen den Mund und machte die Geste des Essens.

Jetzt blickte die Maria ihren Mann an und er sie. Nun wußten sie, der Greis hatte Hunger.

Der Simon hieß ihn auf die Ofenbank niedersetzen, aber der Alte hörte die Einladung nicht, er wankte wieder zur Thür hinaus und vor derselben auf der Wandbank legte er mühevoll sein Bündel ab und setzte sich mit Hilfe seines Stockes daneben hin. Welch' eine Mühsal, der selbst das Abrasten so sauer wird!

Das kleine Tonele auf dem Arm, das sich fest an sie schmiegte, eilte die Maria Steinwenderin in die Milchkammer und brachte eine volle Rein Milch heraus, von der sie nicht einmal die Rahmschichte weggeblasen hatte, wie sie sonst stets that, wenn sie den Ihren die Gottesgabe auftischte. Der Simon nahm aus der Tischlade den Laib Brot, schnitt ein Stück davon ab und das Messer ging tiefer als sonst.

Und als die Maria an der Thür stand, an ihrer Seite der neugierige Sepple, der an seiner Birne nagte und dabei, halb in Furcht, halb in Mitleid, den alten Mann beschaute; an ihrem Arm

das kleine herzige Knäblein in weißen Linnen, mit apfelrothen Wangen und seinem Paar klaren Augensternen — ein engelhaft holdes Kindesköpflein, sich an den Mutterbusen schmiegend, und wie sie, die Maria, in ihrer drallen Gestalt, mit zierlich geflochtenem Blondhaar, dastand und mit einem Angesichte voll Milde und Wohlwollen die Milchschüssel reichte, da blickte der Simon nur so hin. — Und als der alte taubstumme, allverlassene Mann vorgebeugten Leibes mit zitternder Begier nach der Schüssel langte, während die blassen Lippen zuckten und aus den stieren Augen der Hunger glotzte, da blickte der Simon nur so hin.

Und während der Greis draußen Milch und Brot verschlang und als Maria in die Stube zurückgekehrt war, setzte sich der Holzer auf einen Dreifuß, hielt die Ellbogen auf seine nackten Knie gestützt und sah zu seinen Schuhspitzen hinab.

„Geh' her ein wenig, Maria," sagte er nach einer Weile, ohne aufzublicken.

Sie ging ganz leise zu ihm, neigte ihr Haupt nieder zu dem seinen und sagte: „Willst mir was, Simon?" Ihre Stimme war weich und innig.

„Maria," sagte er und zog mit beiden Händen, aber lässig die Riemen seiner Bundschuhe fester. „Mußt nit bös sein dessertweg, daß ich so bin gewesen. Mußt mir die Red' verzeihen, so schlecht, wie ich's gesagt, hab' ich's nit vermeint."

„Geh', sei nit närrisch," war die Antwort.

„Gar versündigen kunnt man sich mit solch' gottlosem Zeug," fuhr er fort. „Wenn man's nimmt, möcht' wissen, was uns fehlt? Sind gesund, mögen unsere Sach' verdienen, haben unser Dach und Fach, halten brav zusamm' und haben keine Feindschaftlichkeiten herum. Nachher — Maria — schau' Dir einmal die zwei Buben da an. Frisch wie's Leben. — Wenn man's nimmt und wenn man den alten Hascher anschaut da draußen, so kann man wohl sagen, wir sind nicht arm, wir sind reiche Leut'!"

Darauf antwortete das Weib: „Gerad' wie Du's jetzt gesagt hast, so hab' ich denkt, wie ich dem armen Mann das Reindl Milch hab' gereicht. Der ist alt und krank und hat 'leicht keinen Menschen auf der Welt, zu dem er kunnt' seine Zuflucht nehmen. Und sein Anliegen, das kann er nit sagen, und wollt' ihn wer tröſten, so kann er's nit hören. Halb blind ist er auch schon. — Zwischen Armuth und Unglück liegt ein tiefer Graben, hab' ich oft gehört. Und anderntheils, wenn man bedenkt, daß wir reich sind, damit wär ich noch lang' nit zufrieden. Im Herzen d'rin muß Einem leicht sein — und das ist mir jetzt wieder. Schau' mich an, mein Simon! Gelt, Du verzeihst mir das grob' Wort, das ich voreh hab' dahergeschrien, wo ich selber nit d'ran glaubt hab'. Gelt', Simon, 's thut Dir nit mehr weh?"

Er neigte mit dem Kopfe tief hinab, zog die Schuhriemen ganz übermäßig fest zusammen und sah starr zu Boden. — Sie braucht es just nicht zu wissen, daß seine Augen naß sind.

Jetzt ging wieder die Thür auf, ganz leise, aber weit, und herein schaute der alte Bettelmann und der hatte ein ganz anderes Gesicht, als das erstemal. Es war nicht so schmal und so blaß, es lächelte und die Augen waren viel lebhafter und von der grauenden Haarlocke frei, die ihm früher so wirr niedergehangen. Er war gestärkt.

Und als er sah, daß die Eheleute auf ihn hinschauten, tappte er mit dem Finger seiner rechten Hand auf die linke Seite seiner Brust und zeigte darauf hastig mit demselben Finger nach oben, gegen den Himmel, wo der Vergelter wohnt.

„Gesegne Euch's Gott!“ rief ihm die Maria zu, gleichwohl sie schon die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er taubstumm war.

Der Simon sprang auf, rascher als man es sonst thut, will man ein gut Werk verrichten, schnitt noch ein Stück Brot ab und reichte es dem Alten.

Dieser dankte durch allerlei Geberden, dann trippelte er auf seine Bank zurück, lud das Bündel auf den Rücken, faßte den Stock und wandelte davon. Beinahe frisch und munter sah er aus, der Gesättigte, aber der Schüssel, die auf der Bank

stehen geblieben, war es nicht anzusehen, was heute in ihr gewesen sein mochte.

Der Simon hatte dem Alten eine Weile nachgeblickt; dann setzte er sich wieder auf den Dreifuß, aber mit der Miene des Behagens. Dann that er einen Pfiff und sagte: „Geht her, Buben, wir wollen Ein's hopsen miteinand'! — Und Du, Mutter, wenn Du was zum Essen hast, so bring's herein, sonst krieg' ich Schaben im Magen."

Da war sie die geschäftigste Hausfrau und das glückseligste Weib. Und der Simon, als er am Tische stand und Brot in die Suppe schnitt, wackelte mit dem Haupte und murmelte: „Du verdangelte Sach'! jetzund wär' ich heut' bald verrückt worden. Eine Schand für die Welt, daß der Bettelmann muß reich machen!"





Ums Heimatland.

Im Dorfe wilde Noth. Auf dem Platze laufen Leute zusammen, Weiber, Greise und Kinder. Die Männer und jungen Burschen sind alle längst fort. — Eine Zeit wird kommen, so sagte ein altes Sprichwort, wo die Weibsleute um den Stuhl raufen werden, auf dem einmal ein Mannsbild gesessen. Die Zeit war jetzt da und das verzagteste unter den Weibern schrie laut über den Dorfplatz her: „Schad' ums Blut! 's ist Alles umsonst, das Tirolerland ist hin!"

„Du Hundsfott!" rief dieser eine Andere zu.

„Der Feind ist mit Haufen vor der Thür!"

„Vom Kärntnerischen ruckt er ein."

„Die Lienzerstadt brennt! Die Männer haben sie erschossen, die Kinder mit den Säbeln aufgespießt. Das Beste wir flüchten uns gen Brixen und ins Italienische hinein."

„Schnurg'rad rennst den Franzosen auf den Spieß. Bei Trient stehen sie schon."

„So laufen wir nach Innsbruck zum Hofer."

„Oh, der ist lang' nicht mehr in Innsbruck, den haben die Bayern vielleicht schon aufgeknüpft."

„Niederschlag' ich Dich, wenn Du das Wort noch einmal sagst."

„Habt es nicht gehört, was der Feind im Innthal anstellt? Plündern und Rauben, Sengen und Brennen, Kirchen schänden —"

„Ja, das ist wahr! Ueber vierzig Menschen haben sie bei Wörgl wie die Heiligen gemartert — erzähl's, erzähl's, Peter!"

Und der Peter, ein alter Oelträger aus dem Zillerthal: „Jesus Maria! bei Schwaz ist's gewesen, Schwaz steht gar nimmer. Niedergebrannt bis in den Erdboden. Und das Gemetzel, Ihr Leut'! Alle Bayern besoffen. Die Weiber sind von den Männern gerissen und vor ihren Augen verschandirt."

„Hörst mir auf, Peter!"

„Will's nur noch von dem verdammten Wrede erzählen, vom Bayerngeneral. Der alte Graf Tannenberg ist ein blinder Mann; bei dem hat der General zu Mittag gegessen. Der Graf läßt ihm alles Gold- und Silberzeug hertragen, was er hat, nur sein Schloß möchte der Feind beschützen um Gotteswill! Was wird dann! Noch eh' sie gar abgegessen haben, hebt das Schloß schon zu brennen an, und

der alte blinde Mann wär' schier mitverbrannt. Das sind Galgenvieher, diese Bayern."

„Und hast ihnen nit können Skorpionöl in die Krüg' schütten, daß sie crepirt wären?"

„Oho, bei denen thut's kein Giftöl. Vermeint, es wär' Branntwein, haben sie mir selber die Plutzer geleert. Keiner ist hin worden! Keiner! Die Bayern haben den Teufel im Leib! — Du gehst bizeit! denk' ich mir und bin davon. Gestern in der Nacht, wie ich über den Gerlos steig', hat wieder was Großes gebrannt im Innthal — gluthroth ist der Himmel gewesen."

„Und die österreichischen Soldaten sind davon — haben uns im Stich gelassen in der Noth."

„Die Unserigen selber sind etwa viel besser? Der Speckbacher. Hat er nit hinausschlupfen wollen? Da unten in unserm Thal ist's gewesen, wo ihn der Hofer erwischt hat."

„Wenn die Obristen einmal laufen!"

„Nachher müssen die Gemeinen aushalten und wenn sie schon gar nichts mehr haben, über den Feind herfallen mit Nägeln und Zähnen!"

„Wirst erwürgt — aufgeknüpft!"

„Mir schon eins — ich wend' mich auf dem Galgen so, daß mein Hintertheil den Franzosen zusteht."

So wurde geschrien und geflucht in wildfluthendem Hasse gegen den Feind des Vaterlandes.

Da trat ein hagerer, einarmiger Mann vor, der Schulmeister war's des Ortes. Mit kräftigem Schritt sprang er auf die steinerne Antrittstreppe eines Hauses, riß mit seiner einzigen Hand ein Papierblatt aus dem Sack und rief: „Leut', steckt jetzt die Zungen in den Sack und habt Ruhe. Vom Andreas Hofer was!"

Da legte sich das Wetter.

Der Mann las:

„Herzallerliebste Tiroler!

Für Gott, Kaiser und Vaterland! Morgen in der Früh ist der löste Angriff. Wir wollen die Boarn mit Hilfe der göttlichen Mutter fangen oder erschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kommt uns zu Hilfe! Wollt Ihr aber gescheiter sein als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne Enk auch richten.

Andreas Hofer,
Obercommandant."

Einen Augenblick Alles still. Die Frömmigkeit weckte Hoffnung, der Trotz Vertrauen. Aber wer — fragten sie — soll denn noch zur Hilfe kommen. Die streitbaren Männer sind ja längst weg!

Was wird jetzt laut von der Berggasse her? Der Himmel ist schwarz nnd zerrissen und der Wind rüttelt an den Dachschindeln, daß die Schwersteine wackeln. Was Anders ist's. Der Erdboden dröhnt vor dem Traben einer nahenden Rotte.

„Jungfrau Maria zu Ottersing, das werden doch die Franzosen, die Bayern nicht sein? — Ihr vierzehn Nothhelfer! Leut' schaut dort über den Zaun hin! Stangen und Spieße und Messer!"

Ein grauses Stöhnen und Auseinanderstieben.

„Fahrt lieber gleich aus der Haut und laßt Hasen hinein!" rief der Schulmeister, „laßt das Davonlaufen vor diesen Leuten den Franzosen über, ist gescheiter. Habt Ihr hinten keine Augen, so schaut um. Der letzte Landsturm ist's; die Bauern sind's von Sanct Martin und Oberschütz. Der alte Samer-Luidl ist dabei. Das wird was, Leut', das wird was!"

Da kamen sie schon herangefahren im Sturmschritt, die alten Racker und Lotter mit den krummen Rücken und Ellbögen, mit den weißen Haarsträhnen und Stoppelbärten, auf den Achseln die Spieße und Sensen und Morgensterne und Stallgabeln und Hacken und gezähnte Messer und rostige Lanzen und Flinten. Alle in falben Lederhosen, Joppen und breiten Filzhüten. Voran marschirte der Samer-Luidl, das Brennscheit umgekehrt auf der Schulter tragend und unterwegs die Weisung schnaufend — wohin und wie anpacken! Zu seiner Rechten der Zimmermeister von Sanct Martin mit einem eisenzähnigen, stahlbespitzten Schlagprügel, der vor hundert und hundert Jahren schon auf die Türkenschädel soll niedergesaust sein. Ihm daneben der Richter von Oberschütz, dem das Recht in diesen Tagen zum

Messer geworden. Links vom Luidl der weißbärtige Vieharzt Wimmer von Kreuzeck, in seinem mächtigen Joppensack nicht die geringste der Waffen schleppend — einen wuchtigen Brotlaib. Und hintenher alle Anderen, Wäldler und Bergler, Hirten, Holzer, Steinklauber, Züchner; sogar der alte Vogelhändler-Michel aus Imst und ein Herrgöttltrager aus dem Pitzthale ist hintenher; jetzund brauchen die Leut' keine Kanarienvögel und keine Christusle — sintemal, zuschlagen heißt's jetzt!

Alle schreiten drein in finsterem Ernste, ihren Söhnen und Enkeln nach, die zweimal schon das Tirolerland befreit, das drittemal der List und Uebermacht der Feinde zu unterliegen drohen.

Der Welteroberer führt Krieg gegen die Tiroler; und Alle, die er niedergeworfen, keifen lobhudelnd ihrem Bändiger hinter und neben ihm her und sind die ärgsten Bluthunde.

„Gott und Sanct Sebastian!“ dieser Ruf wird vernommen in der Bauernrotte; des Weiteren verlegen sie sich heute nicht aufs Beten, „denn,“ deutet der Vieharzt, „die Boarn beten selbander zum nämlichen Herrgott, der uns helfen soll. Daß wir ihn brauchen, das weiß er; daß wir unser Recht haben, das sieht er, und will er's thun, so wird er uns finden.“

Dennoch aber klingen die drei Glocken auf dem spitzen Dorfkirchthurme und das gellende Glöcklein

der Capelle, die oben an der Felswand steht. Sie rufen nicht Gott, sie rufen die Menschen.

„Der himmlische Herr!“ sagte der Zimmermeister von Sanct Martin, „hat seine Sach’ gethan, wie er die Tirolerberge hat aufgebaut. Wir haben nur die Löcher zu hüten, wo das Wasser hinausrinnt, daß keine Blauhosen und Weißmäntel hereingerathen.“

„Wär’s nit zu spat, so kunnt’s noch früh genug sein!“ rief der Schrager von Oberschütz.

„Der Schrager auch dabei!“ grollt der Hans Schacher von unserem Dorf, der schon da ist mit seinem Spieß, um sich gleich Anderen dem Zuge anzuschließen. „Der Schrager! Da bleib’ ich daheim, der wird den Feind schon allein vertauchen, wenn’s mit dem Maul geht.“

„Du, Hanns!“ ruft sein Weib, „wenn Einer so redet in Tirol und es ein Nachbarsstreit thut, daß Einer nit gegen den Landesfeind will — hernachen ist’s pfutsch mit uns’rer Sach’, und laßt den Feind herein lieber heut’ als morgen, so sind wir fertig und ist das grauslig Leutumbringen nit vonnöth.“

„Hast eh Recht, Weib,“ drauf der Schacher, „ich krach in Gottsnam mit.“

„Mann,“ sagt sie fiebernd, „Dein Gesicht halt’ her; ich mach’ Dir’s Kreuz; behüt’ Dich Gott der himmlisch’ Vater und der Sohn und der heilige Geist und die lieb’ Mutter Maria vom grünen Baum. Zwei Paar Strümpf’ hab’ ich Dir in die

Ranzen packt und ein Nähzeug ist auch drin und drei Dirbändpflaster für den Fall, daß doch ein Unglück wär'. Halt' Dich fest, Hansele! Denk', Du verzahlst den Boarn die Kugel, die unsern Buben hat troffen. Verzahl's gut, mußt ihn nit zu wohlfeil geben, unsern Mirtel!"

„Ja, wie bist denn?" sagt er und schaut sie mit nassen Augen an, „meiner Tag' hätt' ich's nit vermeint, daß Du Einem so zureden kunntst."

„Selber möcht' ich mit und heiße Stein' auf sie niederwerfen Tag und Nacht, bis die Bergwänd' gar wären."

„Hast die Enkelkinder daheim. Vergiß' mich nit."

„Da, das da," und sie entrollt den Luscharianer-Rosenkranz aus ihrer Faust, „beten will ich für Dich so lang und so viel mit den Kindern, bis Ihr glücklich wieder daheim seid."

Ein kurzer Händedruck und das alte Ehepaar geht auseinander. Auf dem Söller des nächsten Hauses sitzt ein noch junger, aber blasser Mann; dem hängen die Haare arg über die Stirne, aber die Augengluth mögen sie nicht verdecken. Sein Weib und seine zwei Buben müssen ihn niederhalten auf die Bank, daß er nicht aufspringt und mit der Schaar geht. Er kann ja nicht, ist erst vor etlichen Tagen vom Eisackthal heimgekommen mit durchschossener Hand. Dem Nachbar geht's nicht besser,

der muß sich mit der einen Hand ans Stiegengeländer, mit der andern an die Krücke halten. Zwei französische Bohnen haben ihn gefunden bei Mauls; die eine steckt noch im Bein. 's ist jetzt kein Arzt in der Gegend, der sie herausziehen thät. Seine ganze Familie, vom Säugling an der Mutterbrust bis zum alten Ahnmütterlein am Stock, sind um ihn herum, und das Mütterlein, welches schon seit mehreren Jahren dreiundneunzig Jahre alt ist, weil sie die Zeit vergißt, denkt: was der Mensch mit dreiundneunzig Jahren derleben kann auf der Welt! Jetzt gehen die alten Narren auch. Nur schad', daß Unsereins kann nimmer nichts helfen dabei. — Und den Knäblein ist das ein lustiger Aufzug, die haben beim vorig' Kirchtag neue Taschenfeitel kriegt — wollten gleich mithüpfen. Aber das Mädchen hält fest den Vater bei der Hand, der darf nimmer davon; die Mutter hat so viel geweint!

Die Hühner heben ihre Köpfe und schauen, der Hund senkt seinen Schweif und schaut, die Katz' schleicht oben über die Scheunenbalken heraus und schaut: so ein unheimlich Wesen! Gegen Geier? gegen Wölfe und Bären? gegen Schinder? gegen was geht's denn? —

Manches Dachbrettlein schwirrt über die Häupter hin — der Wettersturm ist im Losbrechen, aber es kann kein Halt und Unterstand sein. Der Feind zieht in Haufen an der Drau herauf.

„Behüt' Euch Gott Alle daheim, habt Obacht auf das Feuer und auf die Kinder! — Jetzt vorwärts in Gottes heiligem Namen!"

Die Stangen, Lanzen und Sensen schlagen klirrend aneinander über den alten Köpfen, die eisenbeschlagenen Schuhe geben Funken im Gestein des Weges — so braust und grollt der Zug davon.

Oedniß auf dem Dorfplatz. Die Krüppel, die Weiber und Kinder stehen noch an den Thüren und blicken traurig den Männern nach — der letzten Kraft und Hoffnung des schwergeprüften Landes. Da fährt das Wetter los und die armen verlassenen Menschen ziehen sich zurück in die finsteren Stuben. Aber nicht um zu klagen und zu weinen. Die Riegel der Thüren und die schweren Fenstergitter werden untersucht, die Wand- und Dachluken verschlagen und verrammelt. Beile und Hacken werden hervorgeholt und alles Eisenwerkzeug, was schneiden, stechen und schlagen kann, wird in Bereitschaft gehalten. Die Kettenhunde werden an die Stallthüren geschlossen, das Federvieh in den Gewahrsam des Hauses gebracht. Und Alles, was werth und schätzbar an Metall, die Halsketten, die Silberkreuzlein, die Trauringe und die Thalersäcklein, all dergleichen wird tief in den Herd vermauert oder im Keller vergraben.

Wer einen Tobiassegen hat, der nagelt ihn an die Hausthür.

Ein emsig Rüsten ist's — ein armselig Vestenbauen, kaum gut gegen den einzelnen Räuber, geschweige gegen einen Schwarm von Franzosen oder Bayern.

Und in der Klausen ist's, vor Lienz. Ueberall an den Bäumen hängt grauer Rauch mit seinem Brand- und Pulvergeruch. Aus der Lienzerstadt, die dort im schönen breiten Thale liegt, steigt träge Dunst und Gewölke aus Feuerstätten auf. Aber in der Schlucht springen rasch die weißen Rauchstrahlen hervor aus den Röhren, und Mancher, der sie von oben hinab sieht, merkt auch schon das Blei in seinem Fleische, viel eher, als noch der Knall heraufdringt aus der Tiefe.

Sind tollkühn geworden, die Tiroler. Sonst haben sie hinter Büschen und Bäumen gelauert und nach dem Feinde geschossen, ohne sich selbst treffen zu lassen. Jetzt aber war das Pulver zu wenig und die Wuth zu groß geworden. Nicht mehr mit kleinen Bleistücken streiten sie, wuchtige Felsblöcke schleudern sie nieder auf den Feindeshaufen, der mit den zischenden Wellen des Alpenflusses ringend durch die Schlucht drängt. Die Wege an den Lehnen sind längst zerstört und die Brücken zerrissen, und die Eindringlinge müssen bei der

Erstürmung der Schlucht mehr Blut lassen, als sonst bei der Einnahme einer großen Stadt. Doch sind ihrer zu viele und durch das Waldgehänge klettern sie hinan, zahllos wie die Ameisen und die Eidechsen im Gestein. Da geht's Zahn um Zahn, und die Tiroler brechen mit ihren Spießen und Messern los, und mit den harmlosen, in Arbeit geheiligten Werkzeugen des Landmannes, des Holzfällers, des Handwerkers sollen sie jetzund das Vaterland noch retten.

Vor Allem gilt es heute, das Thor des Pusterthales zu vertheidigen. Mancher Stein fährt nieder den steilen Hang, an Bäume prallt er an und knickt und spaltet sie, tiefe Löcher gräbt er bei jedem Niederschlagen in den Erdboden, und die wuchtige Masse, die sich anfangs in langsamem Rollen bewegt hatte, macht Sprünge in immer weiteren und höheren Bogen, bis sie, auf einen Felsgrund fallend, in viele Stücke zerschellt, welche nun mit zehnfachem Verderben niedersausen auf die feindlichen Rotten und unter schneeweiß aufzischendem Schaum in die Fluthen springen.

Immer dünner wird unten die Schaar, aber immer wüthender eilt, theils eng an der Bergwand huschend, theils kühn durch das Wasser reitend, sie voran, nahe schon der Stelle, wo die Schlucht sich weitet und das Feld also gewonnen ist.

„Ein etlich Knödel noch abi!" schreit der Schacher auf der Anhöhe und hebt und schiebt an einem

moosgrauen Felsblock, aber der mag meinen, es hätt' manch Jüngerer an ihm schon die Kraft erprobt, so wolle er dem Alten auch noch nicht weichen. Und einem moosigen Stein, der mit seiner Erde verwachsen ist und noch mit vergoldeten Lettern keine vaterländischen Heldenthaten erzählt, so einem Klotz ist's eins, sitzt singend ein tirolisches Hirtenknäblein auf ihm oder wird er von wälschen Hämmern zu Straßenschotter geschlagen oder zu einer Zollschrankensäule gemeißelt. Wie denn der alte Schacher mit Armen und Stangen auch hob und anstemmte, der Felsblock blieb liegen.

Der Alte blickte um sich und sah, es war für den Augenblick keiner der Genossen nahe genug, um ihm das Werk thun zu helfen, und doch sah er, wie es entscheidend sein konnte, wenn jetzt der Stein niederfuhr und in die Feinde schlug, ehe sie noch den Ausgang der Schlucht erreichen konnten.

Da hub er in Herzensangst an: „Mußt abi! lieber Kerl, aber so geh', schlag sie zusamm'. Ich sag' Dir's, ich laß darnach eine Capellen aus Dir bauen. Sei gescheit, laß Dich bewegen und rumpel abi!" — Und als er sah, es war vergebens, hieb er mit der Faust drein und knirschte: „Schurk' Du! wenn's einmal das bluteigen Land gilt!"

Noch sah der Schacher, wie unten etliche Schützen, die am Ausgang der Schlucht standen, die Franzosen aufhielten. Wie lange konnten diese dem

Haufen widerstehen? — „Ist denn kein Gott und kein Teufel zuweg, der mir diesen vernagelten Stein wollt' helfen rucken?"

Da erblickte er nicht weit von sich den Schrager. Den Schrager von Sanct Martin, mit dem er seit Jahr ein sieben in Waldstreit lebte. — Das war sein Feind, der ihn hatte belistet und verschimpfirt, der ihm vor Neid das Korn auf dem Feld und den Brunnen im Hof möcht' vergiften — mit dem aller Lebtag ein Wörtel zu reden verschworen war. Der hastete mit vorgehaltenem Schußprügel jetzund an ihm vorbei.

Einen Schlag hat er sich gegeben, der Schacher, in die Rippen, als wollt' er auch noch einen andern Feind niederhauen, und darauf: „Schrager!" stieß er hervor, „geh' her, hilf mir den Stein auf!"

Der Andere hört's. „Muß noch eh' den Pfeifer thun!" sagt er, schießt hinab in die Schlucht, schaut noch, wie sein Mann fällt und ist mit beiden Händen schon da zur Hilfe. — Ein Paar Rucker oder drei, und der Block ist los. Zuerst ruscht er über das Moos hin, dann schlägt er über. Und wie er sich so aufbäumt, da erschrecken die beiden Alten schier selber vor dem Koloß.

„Der kunnt sich machen," sagt der Schrager.

„Der wird brav sein," sagt der Schacher.

Dieweilen ist der Stein schon in gutem Laufe. Er hat gewaltige Kanten und Auswüchse, aber bald

erscheint er in seinem raschen Ueberschieben wie ein runder Ballen, und lustig und immer lustiger hebt er an zu springen, zuerst über jeglich Buschwerk weg, dann über die Buchen und endlich über den Lärchenbaum, der unten am Rande steht, wo die Wand niederstürzt. Und in einem schreckhaft weiten Bogen fliegt der Stein über die Wand hinab in die Schlucht und mitten in die Feindesschaar. Keinen Einzelnen trifft er, an eine Felsmasse, die am Flußufer liegt, prallt er, zerspringt in hundert Scherben, und diese Scherben machen nach allen Seiten hin ihre wilden Sprünge und schlagen grauenhaft arg in die feindlichen Haufen.

Ein Schrei, der durchs Herz geht, hallte zur Höhe und dann sanken die Getroffenen auf den Sand und in die Fluthen, und das weiße Wasser aus den Dolomiten wurde roth. — Die noch Uebrigen machten kehrt und flohen in Verwirrung zurück.

Noch sprang ihnen manch' verspätetes Küglein nach von den Höhen, und von allen Gräben kamen nun die Scharfschützen und Gemsjäger, die Bürger von Lienz, und der ganze Landsturm war da; und einschließen wollten sie den Feind im Feuerkreise wie einen Skorpion.

An die Tausend und Hunderte von Franzosen blieben todt an den Ufern der Drau und der Isel, die übrigen flohen nach Kärnten hinaus.

Der Schacher aber und der Schrager, als sie die Wirkung ihrer gemeinsamen That gesehen hatten, starrten sich gegenseitig eine Weile an und sagten kein Wort. Endlich gaben sie sich die Hand und gingen mitsammen davon.

Die Trine war eben auf dem Wege zum Brunnen, der drüben am Schachen aus einer grünbemoosten Rinne in den Trog floß. Da fiel ihr ein seltsam Klingen auf, das dort in den Bäumen war, und die Rothwand warf einen Schall herüber, der nichts Anderes gewesen war, wie ein keck herausgestoßenes Jauchzen. Das Mädchen eilte zu den Häusern zurück und erzählte es: „Jetzt möcht' ich wissen, was das ist! Geht's denert nur g'schwind zuhören, Leut', die Baumwipfeln jodeln und die Steinwand juchezt!"

Eilends liefen sie aus den Häusern, und nun hörten sie's schon deutlicher, das Johlen und Jauchzen kam vom Hochthörl her, über das der Weg von der Lienzerseite herüber führte.

„Die Mannleut'! Die Mannleut' kommen!" rief eins von den Weibern.

„Bist nit g'scheit!" sagten Andere, aber das Wort kam jubelnd heraus und sie glaubten nichts lieber, als das.

„Schau, schau!" schrie ein junges Mädchen, „selm über den Riegel, selm wachelt der schwarzgelb Schlampen daher!"

Wahrhaftig! die österreichische Fahne tauchte auf dort über dem Bergrücken und daneben etliche Spieße und Stutzenläufe und dann die befederten Hüte und die Burschen dazu, die jungen und die alten, springend und lärmend, und ein ketzerhaftes Trommeln und Blasen darunter.

„Das sein aber rechte Halbnarren!“ rief die Stegschlager Burga überlaut; inwendig wollt' ihr vor Angst das Herz zerspringen: „Der Martin, ob er wohl glückselig dabei ist?“

„O heilige Maria vom grünen Baum!“ kreischte ein alt Mütterchen auf, „das ist der Feind! Seht's es denn nit, daß Rösser dabei sein, und Weißmäntel!“

Als sie näher kam, die laute übermüthige Schaar, da war's bald besser zu sehen. Die Tiroler waren es, stämmige, kräftige Kerle, und auch die Alten darunter, die erst ausgezogen vor etlichen Tagen. Und mitten d'rin im tollen Haufen gefangene Kriegsknechte, entwaffnet und gefesselt, in finsterer Wuth auf ihren Karren kauernd. Und der kleine Bergamer Michel, der fürwitzige Bub' thut, als wäre er auch dabei gewesen bei der großen Sach', reitet auf einem wälschen Schimmel daher, schaut d'rein wie ein General und ist — kommt's aufs Messen an — von der Zehe bis zur grauen Hahnenfeder ja schier so lang, wie Napoleon der Große. Und was ihm die Kanon', die auf schweren Rädern hinterdrein rollt, für ein martialisch Ansehen

giebt! So große Kugelstutzen haben die Leutchen noch ihrer Tage nicht gesehen, wie dieses erzene Rohr, das manch feste Mauer durchbohrt, manch tirolischen Kirchtthurm geköpft hat. Jetzund ist der Schlund gegen die Weißmäntel gerichtet, und darüber baucht sich im Winde das vaterländische Banner mit dem Doppeladler, und ein Greis humpelt von seinem Schubkarren heran, streckt die Arme aus und ruft: „O du lieber, sakrischer Schwanz, hab's ja g'wußt, daß dir die Flügel wieder wachsen müssen!"

Voran dem übermüthigen Zug die Musikanten mit den Schwögeln und Seitenpfeifen, mit Trommeln, Fingerschnalzen und Jauchzen. Allem voraus aber schreitet der Bauerncommandant — einen zerfetzten Soldatenmantel über der Tirolertracht, verbunden die linke Hand, mit der rechten den blanken Säbel an der Schulter — in strengem Ernste einher, trotz des unendlichen Jubels nicht vergessend an der Zeiten noch nicht gebrochene Noth.

Unweit von dem Führer, auf der Trommel wirbelnd, trottet der Haderlump, dem vor lauter Gehen und Trommeln gar die Strümpfe schon über die Waden hinabsitzen. Er schaut nicht nach links, nicht nach rechts, er sieht nichts und hört nichts als das Rollen seiner Schlägel — der Nichtsnutz war er sonst, aber zum Wohl des Vaterlandes ist er Trommler geworden.

„Habts ihn g'jagt? Habts ihn recht g'jagt?" ruft ein alt Weiblein vom Söller herab, und die Knaben und Mädchen, lustige Kinder überall, schreien von den Wandgängen und Thüren und Stiegen ihr Hurrah hinaus. Der stocktaube Wirth an der Thür lächelt heiter drein. Heut' macht das Gerede, das er eh nicht versteht, nichts aus, heut' sieht's das Aug'. „Eine schöne Sach'! eine tapfere Sach'!" spricht er in sich hinein. Daneben der Schulmeister mit den großen Glasaugen und mit der Pelzmütze, die er auch im Sommer trägt, weil sie so gut vor der Sonne schützt; der hat in der ersten Eil' den Mund aufgerissen, um irgend ein gewichtig Wort zu sagen, aber er fand keins, das für ein solch' groß Ding gewichtig genug gewesen wäre. Und der Mund ist offen geblieben.

Die junge Stegschlager Burga hat seit einer ganzen Minute keinen Athemzug mehr gethan. — Kunnt ihn schon sehen, wenn er dabei thät' sein. — Da springt er jählings hervor aus dem Gewirre, der Martin — hat sich den Bart stehen lassen schon seit Wochen; hätt' ihn die Burga schier nicht wieder erkannt.

„Moidle! — Moidle!" schreit er und packt sie bei der Hand. Einen schnippischen Gruß will sie ihm sagen, daß er ihr starkes Herzklopfen nicht sollt' merken, aber sie kann nicht reden, zuerst lacht sie, dann schiebt sie sich um und schluchzt in ihre Schürze.

Und die anderen Moidli, es giebt deren genug auf dem Platz, und alle sind herfürgefahren aus ihren Stuben und Winkeln — sie lugen aus nach Dem und Dem, und wenn sie ihn sehen, den Rechten, so heben sie ihre Arme und schnalzen ihm mit den Fingern ihren Gruß entgegen in hellen Freuden.

Und kommen sie auch mit Wunden und rieselndem Blute, glückselig ist die Heimkehr.

Ein paar Dörcherinnen, die mit ihren Drahtwaaren und verzinnten Blechtöpfen im Dorfe hausirt, geschachert und gebettelt hatten, sind auch darunter. Die glotzen gar blöde drein und können die Lust der Sieger und den Jubel nicht verstehen; die Armen wissen ja nicht, was das heißt: ein Vaterland! sie haben keines, ihr Geburtsort ist der Schubkarren mit der durchlöcherten Plache, an den ein magerer Esel gespannt ist oder eine Schindmähre, oder aber — Vater und Mutter. Wie diese Leutchen nirgends daheim, so sind sie auch nirgends fremd, sie sind die Kosmopoliten der Armuth und ihnen ist's alleins, ist der Napoleon Herr in Tirol oder der Anderl von Passeyer — ihr Freund ist Jeder, den sie anbetteln oder bestehlen können, ihr Feind ist der Landrichter mit seiner Keichen (Arrest).

Gottlob, Gottlob, der Zug will nicht enden! Es kommen die Allermeisten wieder heim, und unter den alten, weißbärtigen Männern sind die Letzten der Schacher und der Schrager, brüderlich plaudernd

und Schwarzbrot essend von einem und demselben Laibe.

Ihnen jubelt Keiner mehr als Anderen zu — und doch mögen sie 'leicht die größten Helden sein unter Allen —, sie haben nicht allein den fremden Feind, sie haben auch den inneren überwunden.



Ein Mann, ein Wort!

In einer kleinen Männergesellschaft war davon die Rede, daß in dem Spruch: „Ein Mann, ein Wort" eigentlich der Hauptgrundzug des bürgerlichen Rechtes, sowie des Völkerrechtes, folglich die Basis aller Civilisation liege.

Obwohl diese Behauptung Stoff zu einer schönen Debatte gegeben hätte, widersprach ihr kein Einziger — bis auf den Major Schläger.

„Ein Mann, ein Wort!" sagte er ablehnend, „ich bin auch ein Mann, aber ich kann dieses Wort nicht hören."

Das machte Aufsehen, denn just den Major kannte man als einen höchst wahrhaftigen, pflichttreuen Charakter.

„Ja," sprach der Major mit einem Ernste, der für diesen Abend sonst die Gesellschaft nicht beherrschte, „der Spruch ist mein Schild geworden,

ihm lebe ich, aber hören kann ich ihn nicht mehr, er ist hart, manchmal zu hart für die Menschen. Mit dem Princip von der Gerechtigkeit ist's nicht immer gethan, wir Alle bedürfen Rücksicht, Nachlaß, Liebe. Die Liebe ist schöpferisch, die Gerechtigkeit ist im besten Falle nur erhaltend. Man kann aus Gerechtigkeitsliebe manchmal ungerecht werden. Wenn ich von mir verlange, mein Versprechen zu halten, so ist das edel; wenn ich dasselbe unerbittlich von Anderen begehre, so kann das unter Umständen sehr unedel sein. Ein gegebenes Wort läßt sich nicht mehr biegen, aber ein Mensch kann sich biegen, wenn er daran denkt, daß höher als die Gerechtigkeit die Liebe steht."

Da sich die Gesellschaft über eine solche Weichheit des sonst trotzigen, soldatenhaft strammen Mannes verwunderte, so begann der Major ein Erlebniß zu erzählen, durch welches seine Aussprüche tiefere Begründung erlangten.

„In der Touristensaison des vorigen Jahres", so erzählte der Major, „beschloß ich, die Schwabenkette in Steiermark zu durchwandern. Ich begab mich nach Aflenz, um von dort aus den Hochschwab zu besteigen und jenseits des Bergstockes den Abstieg nach Weichselboden oder Wildalpen zu machen. Ich hatte mich schon am Vortage in Aflenz eines Führers versichert, eines kräftigen Aelplers, der — da in der Gegend die Holzarbeiten eingestellt waren

— keinen Erwerb hatte, wohl aber ein zur Zeit arbeitsunfähiges Weib und eine Hütte voll von Kindern.

Der Schütter-Franz war mir als ein sehr verläßlicher und gutmüthiger Führer geschildert worden, und so war ich für meine nicht unbeschwerliche Tour der Hauptsorge enthoben.

Am nächsten Morgen — es war ein prächtiger Tag zum Wandern — sprach ich verabredetermaßen in der Hütte meines Führers, die am Wege in die Fölz lag, vor, um den Franz abzuholen. Durch die Hüttenthür eilten mehrere Weiber aus und ein, und im Innern hörte ich ein gewisses zartes Geschrei, so daß ich zum Franz, der an der Schwelle stand und nicht recht wußte, was er hier zu thun habe, die Bemerkung machte:

„Ich glaube, daß Du heute nicht auf den Hochschwab steigen wirst.“

„Warum denn nicht?“ fragte der Mann fast befremdet.

„Wenn Das, was ich da drinnen in der Stube bemerke, Deine Familie angeht.“

Er zog mich ein wenig zur Seite und vertraute mir, sein Weib hätte eben einen kleinen Buben 'kriegt, weiter wäre es nichts.

Ich beglückwünschte ihn und erkundigte mich, ob er mir einen anderen Führer anrathen oder verschaffen könne.

„Will der Herr denn mich nicht haben?“ rief er erschrocken.

„Wie sie, so bist auch Du entbunden — von Deiner Zusage, das ist selbstverständlich.“

„Des kleinen Buben wegen soll ich daheim bleiben? O Du blutiger Heiland, wenn ich allemal daheim bleiben hätt' wollen, so oft ich einen kleinen Buben 'kriegt hab', da hätte ich mein Lebtag viele Tagewerke versäumt!“

„Nein, nein,“ sagte ich, „das geht nicht.“

Hierauf zog er mich mit in die Stube, und insofern es ihm gelang, dort den Jüngsten zu überschreien, verklagte er mich bei seinem Weibe, daß nun doch wieder nichts aus dem Verdienst würde, weil ich, unserer Verabredung entgegen, ihn nicht mitnehmen wolle.

Die Wöchnerin, die wohl ein recht blasses Gesicht mit den rührenden Dulderzügen der Armuth hatte, bat mich mit leiser Stimme, unsere Vereinbarung doch gelten zu lassen; es sei Alles in guter Ordnung, was auch die anwesenden Nachbarinnen bestätigen könnten. Sie wüßten ja gar nicht, was jetzt anfangen, wenn kein Kreuzer Geld im Hause.

Der Führerlohn war auf vier Gulden festgesetzt, wovon ich allsogleich den vierten Theil dem jungen Weltbürger zum Angebinde auf das Fensterbrett legte und den Franz, der mir als gemüthvoller Mensch geschildert worden, nochmals aufforderte, in

dieser Zeit bei Weib und Kind zu verbleiben. Die Partie würde an drei Tage in Anspruch nehmen, ich könnte es nicht verantworten, ihn so lange von seinem Hause abzuziehen.

Ob es nur das wäre oder ob ich etwa sonst einen Widerwillen gegen ihn gefaßt hätte, daß ich seiner auf einmal los sein wolle? So seine Frage. Ich versicherte ihn, daß es einzig nur aus Rücksicht auf das eingetretene Ereigniß seines Hauses geschehe, wenn ich ihn ablehne.

Er ließe sich aber nicht ablehnen, meinte der Franz.

„Du gingest mit und würdest unterwegs unruhig sein, in steter Furcht und Angst: wie mag's daheim zugehen? Würdest mürrisch werden, die Partie abkürzen wollen und kein Ohr und Auge haben für Das, was ich will. Einen solchen Führer und Gesellschafter kann ich nicht brauchen. Mein Begleiter ißt und trinkt und raucht mit mir, soll mich aufmerksam machen auf dies und das, soll mich unterhalten, ein munteres Gesicht haben und so sorglos sein, als ich es bin. Guter Franz, dazu bist Du nun einmal nicht der Mann."

Ich sah es, wie er mit leichtem Kopfnicken beistimmte, aber als er sein bekümmertes Weib anschaute, das Kind, welches sie in arme Fetzen wickelten, die größeren, die sich um die braune Rinde des Morgenbrotes balgten, da war er doch wieder ent=

schlossen, er ginge mit mir. Die Weiber versicherten einstimmig, es sei um und um gar kein Bedenken da, und sollte sich etwas ändern, so könne der Mann am wenigsten was dabei ausrichten, so Leute stünden bei derlei Dingen eher zum Hinderniß im Wege, als daß sie sich nützlich machen könnten. Der Franz versprach mir, unterwegs recht lustig zu sein und mein treuer Diener, so lange ich ihn brauche.

„Bedenke es wohl!“ stellte ich ihm noch einmal vor, „bis wir Mittags zur Fölzerhütte kommen, wird Dir schon bange werden, durch die Dulwitz wirst Du nichts mehr Anderes reden, mindestens denken, als: wie wird dem Weib sein? dem Kind? Es ist leicht was geschehen. Am Abend, wenn wir in der Dulwitzhütte schlafen sollen, wirst Du nach Hause wollen und vielleicht Morgens wieder kommen, abgehetzt und schläfrig. Ich aber sage Dir, Franz, ich werde keine Rücksicht haben, ich werde Dich nicht von mir lassen. Du wirst mich übergeben wollen an einen andern Führer, wenn uns Einer begegnet, daß Du nach Hause eilen kannst. Ich aber werde Dich halten fest, wie der Herr den Sklaven; ich bin nicht gewohnt, mich in fremder Gegend an fremde Leute hintauschen zu lassen, ich behalte den, dessen Dienste ich mir gekauft habe, so lange, bis der Vertrag abgelaufen ist. Ich werde unerbittlich sein, darum rathe ich Dir noch einmal: Bleibe zu Hause, ich werde einen Andern finden, Dich aber

für ein andermal vormerken und bei Gelegenheit empfehlen. Wir scheiden als gute Freunde."

„Ich gehe mit!" rief er entschlossen, „ich werde meinen Mann stellen, wie es der Herr wünscht."

„Also denn!" sagte ich, „wenn Du durchaus nicht anders willst. Du wirst drei Tage lang mit mir sein."

„Ich werde den Herrn nicht verlassen."

„Ein Mann, ein Wort!"

Er schlug in meine Rechte.

Der Wöchnerin schien ordentlich leichter zu sein, da sie das Geschäft abgemacht sah. Sie lächelte, als sie ihre kühle Hand in die meine legte und dann in die ihres Mannes: Wir sollten nur recht gutes Wetter haben, und der Franz sollte ihretwegen ganz und gar unbesorgt sein. Sie sagten sich: „Behüt Dich Gott!" und das Weib ermahnte ihn noch, wenn er schon was thun wolle, so solle er dem Büblein ein Kreuz über das Gesicht machen, es würde dann im Gottes Namen zur Taufe getragen.

Er that's, lud die bereiteten Sachen auf, und wir gingen davon.

Der Weg durch die Fölz ist einzig schön. In der stundenlangen Schlucht lagen noch die blauen Schatten, die blühenden Alpenrosensträucher am Wege feucht vom Thau und dem Wasserstaube der rauschenden Fölz. Voll Harz- und Tannen- und

Speikduft war die kühle reine Luft. Hoch an den Felsen lag der goldene Sonnenschein. Frisch und flink, wie wir wanderten, war freilich das Herz heiter und die Seele klingend.

„Franz," sagte ich unterwegs, „nachdem wir Beide uns unserer Pflichten und Rechte wohl bewußt sind, wollen wir als Kameraden miteinander wandern. Ich bin aus der großen Stadt gekommen, um mir als Unterbrechung meines harten Berufes einige frohe Tage zu machen. Ich wünsche, daß Du sie mit mir theilest und, so wie ich, das herbe Leben vergessest."

Er ließ einen Juchschrei los als Antwort, wie sehr er mit meinem Vorschlage einverstanden sei, und er suchte mich durch Munterkeit und mancherlei Schwänke, die er vorbrachte, zu überzeugen, daß er den guten Humor nicht zu Hause gelassen hätte.

Dann kamen die steilen Anstiege, es kam die heiße Sonne, es kam der Durst. Wir rasteten im Schatten und labten uns aus unserem reichlichen Vorrath. Der Tag war lang, wir erfreuten uns an den Almen mit ihrer Flora und ihren Heerden, an den wildschründigen Felsen des Fölzstein, der Mitteralpe, der Dulwitz, wir ergötzten uns an Steinfalken und Stoßgeiern, die den blauen Himmel belebten, an den Schroffen und Ueberhängen des „Ochsensteiges", an dem eisigen Krystall des „goldenen Brünnleins", an den Gemsen, die in ganzen Rudeln

über Kare und Schuttriesen setzten oder von den Zinnen auf uns niederlauerten. Mein Franz that manche treffende Bemerkung mit klarem Hausverstand, der stets anspruchslos auftrat, nicht so wie bei manchen Bergführern, deren Naivetät und Urwüchsigkeit ausgeklügelt und gemacht ist. Ich erinnere mich noch, daß ich ihn fragte, weshalb er bei seiner Mittellosigkeit geheiratet hätte, worauf er zur Antwort gab: als er nicht hätte heiraten wollen, habe ihm sein Vater gesagt: „Willst ein rechter Mann sein, so mußt auch Weib und Kind haben!“ So hätte er freilich heiraten müssen. — Ich bin, wie Ihr wißt, Junggeselle und habe dieses Gespräch nicht fortgesetzt. Indeß gab's andern Stoff genug. Doch der Tag ist lang, das Wandern macht müde, auch wenn man noch so oft rastet; die Ergötzung spannt ab. Das würde ein Aelpler leicht verwinden, wenn die Ermüdung und Abspannung nur die Schatten nicht aufkommen ließe, die im Herzen schlummern mögen! — Es kam, wie ich gesagt hatte, es kam genau so.

Franz sagte kein Wort von daheim, aber er war kleinlaut geworden.

Ich begann von seinem Weibe zu sprechen, daß er vielleicht sein Herz ausschütten wollte, er lenkte ab und schwieg. In der oberen Dulwitzhütte, die leer stand, machten wir Feuer, bereiteten uns ein Abendbrot und Nachtlager. Er ging zwar nicht da-

von, aber ich merkte, daß er auf seinem Reisig nicht schlief, ich hörte die Seufzer, die er zu unterdrücken suchte. Ich sagte nichts, freute mich aber fast, daß ich Recht hatte, und daß der Mann nun erfahren mußte, wie ich, der Fremde aus der Stadt, ihn besser kenne, als er sich selbst.

Am andern Tage stiegen wir empor bis zur höchsten Spitze des Gebirges. Mein Genosse sprach unterwegs sehr wenig und ich nicht viel mehr, denn dieser Aufstieg, die steilen Hänge und Wände beschäftigten die Lunge andererseits zur Genüge. Auf der Höhe, wo kein Strauch und kein Halm mehr wächst, peitschten eiskalte Winde, flogen Nebelfetzen, zwischen denen wir nur zeit- und stellenweise die Aussicht in die weite Alpenwelt genießen konnten. Mein Führer war stets hinter mir her, gab meinen Bemerkungen und Fragen kurze und verkehrte Antworten und schien gleichgiltig sowohl gegen mich, als auch gegen die Herrlichkeiten des Gebirges.

Auf der Spitze des Berges begegneten wir einigen Touristen, die von Weichselboden heraufgestiegen waren und just ihren Führer entließen, da sie den Abstieg durch die Dulwitz nach Seewiesen allein zu machen gedachten. Aus dem kleinen Gespräche, das ich mit ihnen führte, erinnere ich mich nur, daß sie zum Theil aus Graz, zum Theil aus Leoben waren.

Wir hielten gemeinsamen Ausblick mit freiem Auge, wie mit Fernröhren, wir tranken uns gegen-

seitig Wein zu, steckten dann in die leeren Flaschen unsere Visitkarten und friedeten sie mit Steinen ein, damit die Nachkömmlinge von uns auf solcher Höhe ein Denkmal fänden, und thaten, was Bergbesteiger an ihrem Ziele eben zu thun pflegen. Ich hätte es vorgezogen, mit meinem Franz allein auf der Spitze dieses Berges zu stehen, vorausgesetzt, daß wir Beide bei Humor gewesen wären.

Als ich mich wieder nach meinem Genossen umsah, stand derselbe abseits hinter einem Felsblock und führte mit dem Führer aus Weichselboden ein Gespräch. Mir kam das gleich verdächtig vor.

Nicht lange währte es, so kam — während sich Franz hinter dem Felsen mit seinen Bergschuhen zu schaffen machte — der fremde Führer zu mir heran und sagte: „'s ist schade, daß die Aussicht nicht ganz rein ist, gnädiger Herr, aber es wird heute noch heiter. Der Barometer steigt. Sehen Sie, dieser Kameelrücken dort, das ist die hohe Veitsch."

„Ich weiß es," war kurz meine Antwort und wendete mich nach der anderen Seite.

„Aha, der gnädige Herr schauen sich die Ennsthaleralpen an," schwatzte er weiter, „der Dachstein hat leider Gottes eine Haube auf. Der hohe Berg, der dort wie ein Heuschober steht, das ist der Grimming."

„Ich weiß es!" schnauzte ich ihn an, „Franz wo steckst Du denn?"

Der Führer aus Weichselboden ließ sich nicht verblüffen. „Der Herr sind von Aflenz heraufgekommen," sagte er, „und wollen gewiß zur Salza hinabsteigen. Das ist auch mein Weg und kunnten wir leicht miteinandergehen. Mit Verlaub!" Er suchte mir diensteifrig den Plaid umzuhüllen, den mir der Wind von der Achsel gerissen hatte. Ich ging gegen den Felsen und sah, wie dort der Franz kauerte und in die Gegend von Aflenz hinabschaute. Der Weichselbodner Führer kam mir nach und sagte:

„Ganz im Ernst auch noch, gnädiger Herr, wir haben den gleichen Weg hinab und ich will den gnädigen Herrn für ein kleines Trinkgeld recht gern weisen."

Nun merkte ich wohl schon, daß ich verrathen und verkauft war, doch stieß ich derb heraus, man möge mich in Ruhe lassen, ich hätte ohnehin meinen Führer.

„Das schon," meinte der Weichselbodner, „aber der sagt mir, daß ihm schlecht geworden ist."

Da kam schon der Franz auf mich zu mit aufgehobenen Händen und bat: „Herr, ich kann's nicht mehr aushalten, ich muß heim. Ich bitte tausendmal, daß mich der Herr gehen läßt. Der Mathias dort, der ist aus Weichselboden, ich kenne ihn gut, er übernimmt meinen Dienst gerne und kennt den Weg besser als ich. Ich kann nicht mehr, mir thut's Herz weh, wenn ich auf heim denk'."

So sprach er. Ich habe ihn an der Hand genommen und in aller Ruhe Folgendes zu ihm gesagt: „Franz, Du wirst nicht gehen, Du wirst bei mir bleiben, so lange ich Dich brauche. Ich habe Dir früh genug Alles vorgestellt, Du hast es so haben wollen, Du hast mir Dein Wort gegeben. Ich bin ein alter Soldat und lasse mit einem Ehrenwort nicht spaßen. Ich lasse mich nicht nach Laune und Stimmung verschachern, ich habe Dich gekauft, Du bist mein und Du bleibst bei mir, bis die drei Tage um sind."

„Wenn daheim ein Unglück geschieht!" stotterte er.

„So geschieht's!" rief ich zornig, „und wenn Dein Weib stirbt, Deine Kinder umkommen, Deine Hütte niederbrennt, Du hast Dein Wort gegeben, daß Du bei mir bleibst und ich gebe Dir's nicht zurück, Du bleibst!"

Darauf war der Franz still und sagte kein Wort mehr — und blieb bei mir.

Wir begannen den Abstieg, passirten das Gschöderkar, und auf dem Edelboden, wo uns wieder die ganze Milde eines heiteren Sommernachmittags umfloß und die Würze der Alpenkräuter uns erquickte, hielten wir Rast. Franz war immer noch still, aber aufmerksam für alle meine Wünsche und gutmüthig. Ich war sehr mit mir zufrieden, daß ich meine Sache so gut durchgesetzt hatte. Wohin käme auch die Welt, wenn das Verhältniß zwischen Herrn

und Diener so lax würde und willkürlich! Die ganze gesellschaftliche Ordnung ginge aus den Fugen und der Teufel möchte da noch Herr sein. Es that mir leid, aber mein Franz, der mußte nun pariren und als wir spät Abends im Wirthshause zu Weichselboden anlangten, wollte ich ihn und mich für die Mühen entschädigen mit Allem, was das Haus bieten konnte. Doch mein Franz suchte bald das Bett. Wie er geschlafen, das weiß ich nicht.

Am nächsten Morgen mochte er, so lange ich schlief, mäuschenstill gewesen sein, aber als ich die Augen aufthat, machte er einen gewaltigen Lärm. „Es giebt nichts Schöneres auf dieser Welt, als den heutigen Tag!“ so rief er aus. Ich fand den Tag nicht just besonders, der Himmel war mit Wolken bedeckt, die stellenweise an den Wänden niederhingen. Als wir später durch das großartig wilde Engthal gingen, das der Ring heißt, und dann in der Steinwüste, der „Höll“, dem Karstriegel zuwanderten, schnitt uns von den Höhen nieder eine frostige Luft entgegen; dort und da rieselte es in den Schuttmulden oben, dann krächzte irgendwo ein Rabe. In den schwarzen Wassertümpeln, an denen wir vorbeikamen, spiegelte sich das Gebirgsbild in seiner ganzen Düsterniß. — Aber nichts Schöneres als dieser Tag! hatte mein Begleiter ausgerufen; es war eben der dritte unserer Partie, der letzte, an dessen Abend er frei sein und die Seinigen sehen sollte! — Den

Ausläufer des Schwab, die Aflenzerstarritze, wußte er auf schlechten Steigen zu umgehen, so daß wir am Mittag schon in Seewiesen waren.

Im Wirthshause zu Seewiesen lag ein schwerkranker Mariazeller Wallfahrer, der schon Früh nach Aflenz um Arzt und Priester geschickt hatte und immer noch vergebens auf sie wartete. Franz machte ihm die Zusage: wenn sie uns auf dem Wege begegnen sollten, so würde er zur Eile ermahnen.

Wir waren eine Stunde gegangen, da begegneten sie uns. Der Priester, vom Boten mit dem Versehglöcklein und dem heiligen Licht in der Laterne begleitet, war im Chorrock und trug das Allerheiligste. Wir beugten die Knie, er segnete uns und warf dabei einen seltsamen Blick auf meinen Begleiter, den der aber nicht bemerkte, weil er das Haupt gesenkt hielt. — Ein paar hundert Schritte weiter hin begegnete uns der Arzt.

„Ihr sollt nur eilen!" rief ihm der Franz zu „der Kranke wartet mit großen Schmerzen."

„Wer wird uns aufgehalten haben?" sagte der Arzt und blieb stehen. „Mein lieber Franz, wenn Du heute heimkommst, wirst Du halt nichts Gutes finden! Mit Deinem Weibe ist's vorbei . . ."

Ich weiß kaum, wie wir nach Aflenz kamen, ich weiß nicht, wie mir zu Muthe war, ich erinnere mich auch nicht, ob Franz ein einziges Wort des Vorwurfes, der Klage sprach, oder ganz stumm war.

Sein Weib fand er auf der Bahre.

Er trug den Schmerz, wie man den herbsten trägt — todtenblaß, thränenlos. Erst als er die Kinder sah, welche einstweilen die Nachbarn zu sich genommen hatten, brach die Fluth aus seinen Augen, und ich habe meiner Tage kein tieferes Schluchzen gehört, als es jetzt die Brust des Aelplers erschütterte.

Ich bat ihn um Verzeihung, daß er meines Starrsinns wegen sein Weib nicht mehr lebendig sehen konnte, ich bot ihm Alles an, was ich bei mir trug. Er lehnte es ab und sagte nur, ich sei im Recht gewesen.

Im Recht! Seitdem ist mir das Wort verdächtig. Der Franz hat wie ein Mensch gehandelt, und das wie ein tüchtiger, guter Mensch. Ich wie der Dämon eines Princips. Daß er mit mir gegangen, aus Pflichtgefühl war es geschehen, er hatte seiner Familie Brot zu schaffen. Aus Liebe und Sorge und Angst um seine Familie war's, als er mich auf dem Berge verlassen wollte. Nicht jeder von uns würde in solcher Lage die Herzensgewalten der einfachen Verpflichtung gegen den Fremden unterzuordnen vermögen. Er hätte ja heimlich fortgehen können. Nein, er suchte mir Ersatz zu verschaffen und bat mich dann, wie in der Noth ein Mensch den andern bittet, um Nachlaß. Ich dachte und fühlte nichts, als daß ich im Rechte sei, ich war ein blutloser Gesetzparagraph — und das

ist ein Ungeheuer. Ein Mann, ein Wort! 's ist schön gesagt, aber das „Wort" allein ist für ihn nicht genug. Mir hätte damals der Spruch: Ein Mann, ein Weib! besser gefrommt. Als Familienvater hätte ich menschlicher gehandelt. Wie oft dachte ich seither an den Ausspruch, den der Vater des Franz gethan hat: „Willst Du ein rechter Mann sein, so mußt Du Weib und Kind haben."

So hatte der Major erzählt und die Gesellschaft blieb nachdenklich, bis sie auseinanderging.





Ein Jünger Darwin's.

Nach der Erzählung eines Geretteten.

Es möge sich unter dem Begriffe „Gott" Jeder das Seine denken — etwa das Beste und Vollkommenste, was nicht an der Erdenschwere hängt, was uns also befreien kann; wie man ihn verliert und wie man ihn findet, ich bin davon ein Beispiel aus Vielen. Ich werde nicht philosophiren — die Sache geht mir zu sehr ans Herz.

Ich bin der Sohn eines niederösterreichischen Landwirthes. Nach einigen absolvirten Gymnasialclassen in Wiener-Neustadt kam ich auf die land- und forstwirthschaftliche Anstalt in Hermsdorf. Von Haus aus hatte ich eine sehr religiöse Erziehung genossen, wozu auch noch meine weiche, empfindsame Gemüthsart kam. Daß mir bei jedem Abschiede meine Eltern unter Thränen gute Lehren gaben, brav zu bleiben und auf Gott nicht zu vergessen,

bin ich jedoch nach und nach so gewohnt geworden, daß es gar keinen Eindruck auf mich mehr machte. Ich fand es im Grunde ja doch so selbstverständlich, für was hielten sie mich denn, wenn sie mir zutrauen konnten, unbrav zu werden und auf Gott zu vergessen!

Einen ganz anderen Eindruck hingegen machten eines Tages, als ich wieder ins Institut abreiste, auf mich die Worte unseres alten Pfarrers, der in der Volksschule mein Katechet und Beichtvater gewesen und dem ich als Knabe in der Dorfkirche ministrirt hatte. Der saß in einem Ledersessel und zog mich neben sich nieder auf einen Stuhl und hielt mich an der Hand — die seine war völlig kühl und zitterte — und sagte zu mir beiläufig Folgendes: „Mein Sohn, so oft Du fortgehst, befällt mich eine Bangigkeit. Wenn ich Dir ins Auge schaue, da ist so viel Vertrauen d'rin. Du gehst munter in die Welt, es ist so schön draußen, Du wirst vieles Gute lernen, sie wird Dir allerlei große Aufgaben stellen und allerlei Vergnügungen anbieten — und eines Tages wirst Du gewahr werden, daß Du den kindlichen Glauben an Gott nicht mehr hast."

So sagte er, ich wurde hierauf fast erbost und rief: „Niemals, Herr Pfarrer, ich lasse mich nicht verführen, und meine Religion lasse ich mir nicht rauben, so wahr —"

Ich hob den rechten Arm, er drückte mir ihn sanft zurück und sagte: „So behüte Dich Gott!"

Dann ging ich hin und war ganz glücklich im Bewußtsein meiner Frömmigkeit und meiner Festigkeit, und schaute in die grüne besonnte Landschaft hinaus, wo Alles so lebendig und freudenvoll war im Blühen, Glänzen und Jubiliren, und ich erinnerte mich auf jener Wanderschaft an den Ausspruch: Die Welt ist nur schön als Transparent Gottes.

Zu jener Zeit war ich siebzehn Jahre alt. Ich hatte den Ruf eines gesitteten, fleißigen Schülers; die Collegen und die Lehrer und die Bücher und vielerlei Welt waren um mich, viele Freunde hatte ich, und ein paar kleine, kindische Feinde, aber Niemand und Nichts machte den geringsten Versuch, mich vom Glauben abwendig zu machen. Im Gegentheile, weil ich strebsam und ordentlich und stets munter war, so wurde ich Anderen als Beispiel aufgestellt. Wenn ich dann allein war in meinem Zimmer, spät Abends vor dem Einschlafen oder an hohen Festtagen, gedachte ich Gottes und meiner Eltern mit dem gleichen Herzen.

In den Studien stieg ich auf: Geographie, Ethnographie, Zoologie, Botanik, Mineralogie. Hatte mir doch mein alter Pfarrer gesagt, das Studium der Schöpfung Gottes sei auch ein gutes, Gott wohlgefälliges Werk. In freien Stunden gab ich mich gerne mit Dichtern ab, mit den besten, die wir

haben: mit Klopstock, Körner, Herder, Schiller, Lessing, Goethe. Wohl sah ich Manches in verschiedenen Zeiten mit verschiedenen Augen an. So hatte Faust für mich nicht weniger als drei Stücke. Als ich ihn das erstemal las, ergötzte mich darin der Spuk und der possierliche Teufel, der schließlich den Doctor in die Hölle holt; bei einem späteren zweiten Lesen interessirte mich vor Allem die Liebesgeschichte mit Gretchen. Das drittemal — da war ich schon weit — sah ich nichts als den Philosophen Faust. In der Naturgeschichte weiß ich nicht, wann ich das Brücklein übersprang von den alten Gelehrten zu den modernen. Es ist ja eigentlich keine markirte Grenze, aber die schlechtgetretenen Pfade sind markirt, wie in einem Urwald. So geht es sachte hin, es ist Manches fremd. Der Katechet und der Lehrer der Naturgeschichte hatten keine Berührungspunkte mehr, das fiel mir anfangs gar nicht auf.

Einmal, als ich zu Hause auf Ferien war, kam der alte Pfarrer auf Besuch und blätterte ein wenig in meinen Lehrbüchern. Sagte aber kein Wort, sondern war herzlich wie immer. Nicht mehr war es der Pflichteifer, der mich zum fach- und naturgeschichtlichen Studium trieb, sondern das wirkliche Interesse an demselben; ich las alle einschlägigen Werke, die ich bekommen konnte, selbst wenn sie weit über das Ziel unserer Fachstudien hinausgingen.

Endlich bei einem lebhaften Gespräch mit einem Collegen über Abstammung und Vererbung im Thierreiche sah ich's, wo ich war. Ich war mitten im Darwin.

Jetzt wissen Sie Vieles von mir, was ich damals noch nicht wußte. Also gut, Thiere und Pflanzen stammen aus ganz wenig Urformen her, vielleicht aus nur einer, und die Wesen züchten und entwickeln sich im Kampfe ums Dasein. Das ist was Neues, aber es leuchtet ein. Doch das höchstentwickelte Thier, bei dem knüpft ja der Mensch an! Und die ganze Organisation des Letzteren zeigt unwiderleglich, daß der Mensch in vielen Tausenden von Jahren aus dem Thierreiche herausgewachsen ist. So erzählte man mir einst Dinge, die nicht waren! — Die neue Lehre dehnt sich mit ihren Grundsätzen durch unendliche Zeiten und Räume. Und nirgends von Gott die Rede? Nirgends eine Spur von ihm? Was ist das? — In meiner Bedrängniß schrieb ich dem alten Pfarrer, ich sei in eine große Verwirrung gerathen, die Naturgeschichte stimme mit der Bibel nicht und im Weltall wäre mir Gott abhanden gekommen.

Der gute alte Mann that ganz harmlos und schrieb zurück, meine Beängstigung sei einerseits ein Beweis von der tiefen Religiosität meines Gemüthes, andererseits aber eine Mahnung, wie sehr ich in diesen Dingen auf der Hut sein müsse. Mein Zweifel

— wenn er die augenblickliche Stimmung so nennen wolle — sei übrigens ganz grundlos. Daß man die Bibel nicht wörtlich, sondern gleichnißweise zu nehmen habe, sei oft genug gesagt worden, und so stimme sie, däuche ihm, wirklich mit dem von mir angeführten Systeme. Wissenschaftliche Forschungen könnten sich weit ausdehnen, aber endlich seien sie doch nur etwas Menschliches, also Unvollkommenes und Begrenztes. Und außerhalb dieses menschlichen Spielraumes — der im Vergleiche zur Unendlichkeit doch ganz armselig wäre — hätte Gott Raum genug, wenn es die Herren Gelehrten schon nicht zugeben wollten, daß er die Seele aller seiner Geschöpfe sei.

Auf diesem Karren schleifte ich meine Religiosität noch eine Weile fort. Doch als es immer weiter in die Erkenntniß und immer tiefer ins Leben hineinging, sah ich endlich ein, es wäre umsonst. Der kindliche Glaube war nicht mehr zu halten. Der Gott, der sich denken ließ, war nicht der Gott meiner Väter.

Ich dachte viel an das Oberhaupt der neuen Schule. Alt-England ist ein gut katholisches Land, Darwin's Familie hat einen hochgeachteten Namen, der Gelehrte selbst ist ein makelloser Charakter, von dessen Seelenadel so Manches erzählt wird. Wie kann es möglich sein, daß solch ein Mann eine Lehre ausbildet, die das Dasein Gottes ignorirt

und den Menschen die Religion nimmt! Das kann nicht möglich sein.

In einem persönlichen Gespräche mit dem alten Pfarrer theilte mir dieser zu meinem Troste mit, daß er vernommen habe, Darwin sei ein guter katholischer Christ, seine Lehre werde nur schlecht verstanden und falsch ausgelegt. Für den Augenblick leuchtete mir das wieder ein. —

Meine Fachstudien waren beendet. Ich kam auf ein großes Gut in Mähren als Praktikant. Das war im Jahre 1880. Kurze Zeit darauf starb meine Mutter. Noch sterbend hatte sie gesagt, sie lasse mich, den fernen Sohn, grüßen und bei Gott im Himmel wollten wir uns Alle wieder zusammenbestellen.

Was nun in mir für ein Leid anhub, das ist unbeschreiblich. Meinem priesterlichen Freunde klagte ich Alles. — Er war erschüttert und wußte mir nichts mehr zu sagen, als ich solle beten und arbeiten.

Arbeiten, ja, Tag und Nacht, bis zur Erschöpfung. Draußen auf den Feldern und in den Wäldern ging ich umher, so lange ein Licht am Himmel, und legte selbst Hand an den Pflug, an das Schnittscheit, und in den Nächten saß ich bei meinen Rechnungen und schriftlichen Ausarbeitungen. Aber beten?! Gebete sagen kann man, wann man will, aber beten nicht. O Mutter, Mutter, daß Du mir auf ewig solltest genommen sein!

Und in einer solchen Nacht, da draußen ein leiser Nachtwind rieselte in der Linde, und im Hause Alle so ruhig und süß schliefen, als wäre Himmel und Erde für sie eine sanft schaukelnde Wiege — da kam mir plötzlich der Gedanke: Bei Bibel und Priestern klopfe ich vergebens an. Nur der mir den Glauben geraubt hat, kann mir ihn wieder zurückgeben.

Ich zündete das ausgelöschte Licht wieder an und schrieb an Charles Darwin zu Down in England.

Ich stellte ihm meine Bedrängniß vor und bat ihn um Aufklärung, was er von Gott halte, was er von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele denke? Den Brief sandte ich am nächsten Tage ab. Zwei Wochen darauf hatte ich Antwort, die aber so kalligraphisch geschrieben war, daß ich die Handschrift des großen Gelehrten darin nicht vermuthen konnte. Darwin entschuldigte sich durch eine zweite Person mit seinem Alter, mit seiner Kränklichkeit, mit der Bürde seiner wissenschaftlichen Arbeiten; er sei außer Stande, die schwierige Frage zu beantworten.

Also, er läßt mich sitzen. Er hat mich beraubt um meine Labniß und läßt mich in der Wüste verschmachten. Er hat seine Weltberühmtheit — die tausend Herzen, die da brechen, kümmern ihn weiter nicht.

Als ich jedoch — denn das war mir wie angethan — wieder in den Schriften des Forschers las, stellte ich mir die Frage: Ist es bei ihm die Lockung des Ruhmes? Soll es nicht vielmehr — so wie ja auch bei mir — der Drang nach Wahrheit sein? Und wie wäre es möglich, daß ein Forschergeist so groß und so tief sein kann, wenn nicht Gott mit ihm ist? Und war in seinem Schreiben nicht von einer schwierigen Frage die Rede? Er müsse über diesen Punkt also doch was zu sagen haben und sehr viel, wenn es sich in einem gewöhnlichen Briefe nicht beantworten ließe. — Es mag seine Kränklichkeit noch so groß sein, wenn es ein Seelenheil gilt, da muß er die Frage beantworten und sollte es ein Buch werden.

So habe ich dem Gelehrten noch einmal geschrieben, habe ihm vorgestellt, daß mein Heil von seiner Antwort abhänge, daß er es seinem Jünger schuldig sei, das Gewissen zu beruhigen, daß der Forscher, nachdem er so viel gesagt, nicht zurückschrecken dürfe davor, das letzte Wort auszusprechen, daß ich dieses letzte Wort für eine Offenbarung halten wollte, und daß es, fiele es aus, wie immer, mich aus der peinigenden Ungewißheit reißen und beruhigen würde. Ich bat inständig, wie der Verschmachtende um einen Trunk Wasser bittet, mir wie ein sterblicher Mensch dem sterblichen Menschen offen und treu anzuvertrauen, was er von Christus und

seinen Offenbarungen, und also auch von der Unsterblichkeit der Seele halte.

Am eilften Tage nach der Absendung dieses meines zweiten Briefes kam ein Schreiben, dessen Schriftzüge und Namensunterschrift als die des großen Forschers erkannt werden. Das Schreiben lautet:

„Down, 5. November 1880.

Lieber Herr!

Ich bin sehr beschäftigt, ein alter Mann und von schlechter Gesundheit, und ich kann nicht Zeit gewinnen, Ihre Frage vollständig zu beantworten, vorausgesetzt, daß sie beantwortet werden kann. Wissenschaft hat mit Christus nichts zu thun, ausgenommen insoferne, als die Gewöhnung an wissenschaftliche Forschung einen Mann vorsichtig macht, Beweise anzuerkennen. Was mich selbst betrifft, so glaube ich nicht, daß jemals irgend eine Offenbarung stattgefunden hat. In Betreff aber eines zukünftigen Lebens muß Jedermann für sich selbst die Entscheidung treffen zwischen widersprechenden, unbestimmten Wahrscheinlichkeiten.

Ihr Wohlergehen wünschend, bleibe ich, lieber Herr,

Ihr hochachtungsvoller

Charles Darwin."

Seine Meinung hatte ich nun. Was half sie mir? Sie setzte seinen Werken die Krone auf. Er war gottlos.

Was wäre schließlich aber daran gelegen? Hätte ich mich von ihm nur freimachen können. Das konnte ich nicht. Seine Lehre hielt mich gefesselt, wie eine geschehene unerbittliche Thatsache. Ich versuchte mich mit Studium wieder auszugleichen, ging sogar auf eine berühmte deutsche Universität, um zu sehen, wie Andere mit der Sache fertig werden. Ich hielt es aber nicht lange aus, kehrte zurück und suchte in meiner unerleuchteten Trostlosigkeit einen anderen Weg. Das Gegengewicht, das mich bisher vor dem Niedersinken zur Erde bewahrt hatte, war verloren, ich war ein Leib ohne Seele. Nun kamen schon die Stunden, in welchen ich solche Menschen beneidete, die im Stande sind, des Nächsten Glück spielend zu ihrem eigenen Vortheile auszunützen. Das eben sind ja die wohlorganisirten Menschen, die den Kampf ums Dasein siegreich bestehen und in ihrer Gattung den Egoismus zu immer größerer Vollkommenheit ausbilden.

Ich trachtete zwischen meinem Wissen und Leben eine Harmonie herzustellen, nämlich indifferent in moralischen Dingen, also grundschlecht zu werden. Aber hierin hatte der Alte ja auch wieder recht: Du kannst nicht besser und nicht schlechter sein als Du bist.

Statt schlecht zu werden, wurde ich krank. Ich vermochte in eine Welt, in der nichts dahintersteckt, keinen Werth zu legen. Wo Andere sich balgen um die Früchte des Augenblickes, dort wurde ich gleichgiltig gegen alle Genüsse, deren letztes Ziel die Enttäuschung ist. Die Nervenspannungen wurden lax, ich begann abzuwelken. Weil just der Winter war, so sagten gutmüthige Menschen, das Frühjahr würde mir Besserung bringen. Andere flüsterten — und die hörte ich am liebsten — bis die Bäume ausschlügen, würde ich's überstanden haben.

Es kam das Frühjahr. Und zwar nicht an Einem Tage, aber in einer und derselben Woche starb in meiner Heimat der alte Pfarrer und zu Down bei Kent in England Charles Darwin. Ich lebte weiter. Meine Phantasie wurde noch einmal thätig, ich stellte mir vor, wenn sich der alte Gentleman doch geirrt hätte und wenn die beiden Hingeschiedenen in der Ewigkeit sich begegneten, was sie wohl sagen würden zu einander?

Mein Zustand verbesserte sich nicht, ich fühlte wirklich, daß ich keine Seele mehr hatte, nur mitunter Nervenstimmungen, die mir bitter wehe thaten. Wer mich sah, der gab mir einen guten Rath, um gesund zu werden, und einer meiner ehemaligen Collegen rieth mir geradezu — und pries es als das sicherste Mittel meiner Rettung — ich sollte mich verlieben. Das Weib würde mich schon wieder

Gott erkennen lernen. Einstweilen sollte ich ins Gebirge gehen, um in der reinen kräftigen Luft körperlich zu erstarken.

Den letzteren Vorschlag, den auch mein Vater, ein geborener Tiroler sehr unterstützte, befolgte ich in der That, ich zog ins Pusterthal und habe dort den Sommer zugebracht. An flache Gegenden gewohnt, fühlte ich mich anfangs im engen Gesichtskreise zwischen hohen Bergen noch mehr gedrückt, hingegen thaten mir die Menschen wohl. Zuerst überkam mich eine unbeschreibliche Wehmuth, als ich bei ihnen die liebe Gottesgläubigkeit und die Harmonie des Gemüthes wiederfand, die mir verloren gegangen war, aber allmählich bekam ich Anwandlungen, daß ich das Glück meiner Person überhaupt nicht mehr als Hauptsache in Betracht zog, sondern leidlich zufrieden war, wenn ich's an Anderen sah.

Als die kalte regnerische Zeit des Septembers kam, wurde mir übler und ich trachtete milderen Gegenden zu. Da begab sich außer und in mir ein Ereigniß.

Auf einem Bahnhofe des Etschthales harrte ich gerüstet auf den nächsten Zug, der mich nach Italien bringen sollte. Als der Zug im Bahnhofe stillstand, wurden alle Passagiere aufgefordert, auszusteigen, der Zug könne nicht abgelassen werden, da südlich von Trient das Hochwasser einen Damm zerstört habe. Wie lange Verspätung? fragte man. Der

Verkehr nach dem Süden überhaupt eingestellt! war der Bescheid.

So wollte ich nach Norden, der Heimat zufahren, was konnte ich dabei verlieren? Der Zug gegen Franzensfeste wurde abgelassen. Er war groß und sehr überfüllt. Alle Fenster waren besetzt, denn da konnte man interessante Dinge sehen. Der Regen floß in Strömen und immer von Neuem sank schweres finsteres Gewölke an den Berghängen nieder, wallte, braute und staute sich in den Kesseln, als wolle es die Felsen sprengen. Jede Wand hatte ihre schneeweißen Adern, die hundertfältig niedergingen. Das waren die Wasserfälle. Hier sprangen sie in Bogen, dort in breiten Bändern, dort in dünnen Schleiern.

Aus den Schluchten donnerten braune Fluthen, die dort und da mit beängstigender Gewalt an den Bahnkörper schlugen. Der Fluß war an den meisten Stellen ausgetreten, die Thalsohle glich stellenweise einem trüben See, aus welchem Bäume, Hügel, einzelne Gebäude, Zäune und Wegsäulen ragten. Hier stand das Wasser ruhig, dort schoß es in breiten, verzweigten Adern heftig dahin. Mitten durch führte unser Bahndamm, auf welchem der Zug langsam und heftig pustend dahinfuhr. Ich war gegen meine Reise gleichgiltig gewesen, aber je zweifelhafter nun das Weiterkommen wurde, desto lebhafter wünschte ich es.

Bei einer nächsten Station gewannen wir die tröstliche Versicherung, daß die oberen Gegenden weniger gelitten hätten und die Bahn durch und durch intact sei. Wir kamen in der That glücklich ins Pusterthal, doch hier wurde es grauenhafter und endlich waren wir glücklich an einem Punkte, wo wir nicht vorwärts und nicht mehr rückwärts konnten. Vor uns hatte die rasende Rienz den Bahnkörper durchbrochen und die Schienen standen wie eine Riesengabel in die Luft hinaus. Hinter uns sahen wir eine Brücke niederbrechen. Ein mächtiger Fichtenstamm sammt Astwerk und Wurzel mit Erdballen hatte sich herangewälzt und schmiegte sich an einen der Brückenpfeiler fest. Alsbald staute sich weiteres Gestämme, das empörte die Wasser, die heute keinen Widerstand kannten, und einer der Pfeiler begann zu krachen, das hielt noch ein paar Minuten Stand, endlich aber wankte es und brach Joch um Joch langsam nieder.

Der Zug stand. „Wir haben Rasttag," rief einer der Conducteure. Zur einen Seite hatten wir die Berglehne, zur andern die überfluthete Thalschlucht. Wir konnten einige Männer beobachten, Touristen mochten es sein, die jenseits am Felshange hinkletterten, weil die Straße unter Wasser war. Wir mußten, ob jammernd, lachend oder fluchend, unsere Behausung endlich auch verlassen und in Wind und Regen unser Fortkommen suchen. Der leere Zug

schob sich langsam zurück auf eine gesichertere Stelle. Ich kroch den Berg hinan, und insoferne der Nebel Ausblick gestattete, sah ich neue und grauenhafte Verwüstungen. Da unten war ein Seitenthal, in welchem gerade ein Haus zusammenfiel. Aus dem Trümmerhaufen stob zuerst Rauch, es schien sich ein Feuer zu entwickeln, welches aber gar bald gedämpft war, weil Alles ins Wasser niedersank und sich auf demselben knackend auseinander legte. Am Ufer schossen Menschen hin und her, schlugen die Hände zusammen, hantirten planlos mit langen Stangen herum, und ein Weib wollte ins Wasser springen, um eine ertrinkende Ziege zu retten, wurde aber noch rechtzeitig zurückgehalten.

Ich trieb mich einen Tag lang herum, immer von Wasser und Erdbrüchen verhindert und abgelenkt und selbst am Leben bedroht. Ich hatte damals begreiflicherweise keinen Sinn für die wilde Großartigkeit der Natur, die mich Würmchen mit ihren ungeheuren Gewalten umgab. Heute weiß ich, daß mir eine solche Größe und Göttlichkeit in diesem Leben wohl kaum mehr begegnen wird. Endlich kam ich zu einem Hofe, der auf solidem Grunde einer Höhung stand. Aber er war angepfropft von Leuten, die im Thale ihr Haus und Habe verloren hatten. Das war ein Weinen und Klagen! Die Einen kauerten halb nackt in den Winkeln, daß ihre Kleider trocknen mochten; die Anderen verschlangen in Heiß=

hunger Nahrung, die ihnen die gastlichen Bewohner reichen konnten. Aber die Bäuerin sagte: „Helf' Gott, wir werden bald selber nichts mehr haben!"

Hier konnte ich also nicht bleiben.

Nach einer schlechten Nacht, die ich in einem Heustadl zubrachte und in welcher ich inne wurde, was eine gute Nacht werth ist, kam ich wieder zum See der Rienz hinaus, man konnte nicht mehr sagen: Thal, denn es war ein See, der heute, da ich dieses schreibe, noch nicht abgelaufen ist und vielleicht gar nicht ablaufen kann, weil die unzähligen Lawinen die Schluchtpässe verlegt haben. Mitten im See, aus dem die Dächer von Hütten, Mühlen und Holzsägen ragten, wovon Eins ums Andere verschwand, mitten in diesem weiten Gewässer auf einer schmalen, langgestreckten Insel sah ich ihrer sechs oder acht Männer, die mit verzweiflungsvollen Geberden um Hilfe riefen. Ich fand nach langem Suchen Leute zusammen, die mit einem kleinen Floße jene Männer retteten. Dieselben hatten einen Tag früher den Flußdamm vertheidigt und waren dabei, indem weiter oben eine Wehre brach, plötzlich vom Wasser eingeschlossen worden. Eine furchtbare Nacht hatten sie verlebt auf dem schmalen Damm, von welchem Stück für Stück weggeschwemmt wurde. Zwei weitere Genossen, die bei ihnen waren, hatten sich in der Finsterniß der Sturmnacht von ihrer Seite ver-

loren, waren zugrunde gegangen, ohne daß es von den Uebrigen bemerkt worden.

Nun erfuhr ich auch, daß diese Gegenden von aller Welt abgeschnitten waren. Alle Thäler bis hinaus nach Lienz, bis Defreggen und Oberdrauburg wären verheert. Aus dem Eisackthale brachte Einer, der auf Umwegen übers Gebirge kam, Nachricht von den schrecklichen Verwüstungen, die dort und südlicher im Etschthale bei Bozen, Trient und in der Meraner Gegend angerichtet seien. Und alle Straßen und Eisenbahnen vernichtet, alle Telegraphenleitungen zerrissen. Ganze Dörfer und Städte überschwemmt, zum Theile eingestürzt, fortgerissen. Wie viele Menschen schon ums Leben gekommen und bei dem fortwährenden Steigen der Wasser noch ums Leben kommen würden, das sei nicht annähernd zu sagen. Aus manchen Engthälern sei gar keine Nachricht gekommen, aber das Wasser hätte unerhörte Massen von Getrümmer hervorgeschwemmt. Wie es den Leuten ergehe, das wisse Gott. Man begreife nicht, woher all das Wasser kommen könne, die Regenfluthen allein könnten es nicht ausmachen. Allerdings gehe ein Wind, als wären die Dolomiten lauter heiße Oefen, der schmelze den Schnee auf den Gebirgen. Aber es scheine, als sei in den Tauern und in den weißen Bergen (Dolomiten) und in den Trientiner Alpen und im Ortlergebirge und überall die Fluth aus der Erde hervorgebrochen,

wie es bei der Sintfluth gewesen, und es sei nicht abzusehen, was daraus noch werden solle!

Während die Leute zusammenstanden, um diese Posten zu hören, läuteten sie in den Nachbardörfern, die theils im See standen, fortweg Sturm, und es vergrößerte sich auch für diesen Ort, der hart am Berghange lag, die Gefahr. Man räumte die Häuser aus, aber plötzlich kam die Dorfgasse herauf das braunrothe Wasser gewallt. „Das Wasser rinnt aufwärts!“ riefen die Kopflosesten, „da ist Alles aus.“

Aus den Häuserräumen hörte man das Quirln und Gurgeln des Wassers, das Niederbröckeln von Mauerwerk; dann wieder ein Knattern und Schmettern einstürzender Wände und Dächer. Bei den Häusern schrien die Leute, auf den Anhöhen röhrten und blökten die Hausthiere, und über Alles hin war das dumpfe Tosen.

Ein Weib kam durchs Wasser gesprungen: das Spital sei hin, die Kranken müßten ertrinken, wenn man ihnen nicht zu Hilfe käme. Jetzt fiel es mir ein: da könntest Du ja helfen! Wir trugen die Kranken in die Kirche hinauf, die höher stand. Aber auch einen Todten schleppten sie jetzt herbei, einen jungen, hübschen Burschen, der seine mühselige Großmutter aus der überschwemmten Kammer gerettet und dabei den Tod gefunden hatte. Die Gerettete war ohnmächtig, die übrigen Mitglieder

der Familie erhoben ein lautes Klagen. Da trat ein alter Mann zur Gruppe und rief: „Was beweint Ihr Den da; Der ist der Glückliche. Wir sind die Unglücklichen!" Wer einen Blick in die Gegend hinaus that, der konnte wohl verstehen, wie's gemeint war.

Der Himmel war finstergrau, aber die Berge standen jetzt rein bis zu ihren weißen Gipfeln. Im dunkelbraunen See spiegelte sich ihr Bild. Von den entwaldeten Lehnen gingen ununterbrochene Erdlawinen nieder, als wäre „die Erde rinnend geworden", wie sich Einer ausdrückte.

Kaum hatten sie den Ertrunkenen in die Todtenkammer gelegt, erscholl — so gut es durch das Tosen der Wasser hörbar war — neues Jammergeschrei. Ein Kind hatten die Wellen fortgerissen, die Mutter desselben lief mit herzbrechenden Hilferufen und Weinen hin und her, Keiner wollte sich ins wallende Wasser wagen, und das Leiblein wogte schon dem reißenden Hauptstrome zu.

Jetzt kam's über mich. Kannst Du schwimmen? rief ich mir selber zu, nicht? So lern's! — Und stürzte mich ins Wasser. — Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einer steinernen Treppe, und um mich waren Leute und vor mir kniete ein Weib und beschwor mit gerungenen Händen, unter Thränen schreiend, alles Glück des Himmels auf mich herab. Andere Weiber beschäftigten sich mit dem geretteten

Kinde, einem Mädchen von fünf bis sechs Jahren. Und während auf das unselige Dorf immer neue Wassermassen anbrausten von allen Seiten, und die Leute in heller Verzweiflung um ihre Existenz rangen, war ein überglückliches Wesen da, dem seine ganze kleine Habe zugrunde gegangen, das als Bettlerin saß an den Stufen des Kirchenthores und das nimmer satt werden konnte, sein wiedergefundenes Kind jubelnd zu herzen und zu küssen.

„Das ist er!“ schrie sie und zeigte auf mich, „o, schaue ihn an!“

Und der Blick, den das kleine Mädchen auf mich geworfen, ist mir tief gegangen.

Ich habe es dann nicht mehr gesehen. Ich trug noch mein Weniges zu den Schutz- und Rettungsarbeiten bei, bis am dritten Tage das Wasser zu fallen begann, und wir Alle tief erschöpft zur Rast sanken.

Später habe ich nach Tagen mühevollen Wanderns in Kärnten den Punkt erreicht, wo das Eisenbahncoupé die versprengten und verschlagenen Reisenden und Touristen wieder im Empfang nehmen konnte.

Und als ich glücklich daheim in meinem Hügellande saß, da machte ich die Wahrnehmung, daß ich nicht mehr krank war. Nicht mehr krank und nicht mehr schwermüthig, sondern so jung und munter, als ich's einst gewesen.

Jetzt prüfte ich mich, was denn die furchtbare Leere, die Darwin in mein Gemüth gerissen, wieder ausgefüllt haben möchte. Ich fand's nicht, so sehr ich nachdachte. Vielleicht, daß das große Unglück, welches ich miterlebte, mich wieder ins Gleichgewicht gebracht, wie es ja bisweilen geschehen soll, daß Pessimisten und Verzweifler gerade durch eine schwere Gefahr und Noth wieder zur Achtung des Lebens bekehrt werden. Aber wenn ich mitunter so vor mich hinträumte, da sah ich in der Dämmerung meines Herzens, wo einst das „ewige Licht“ wie vor dem Altare gebrannt hatte, zwei blaue Sternlein schimmern — und das waren die Augen des geretteten Kindes.



Wenn Dämonen spielen.

Aus dem Leben eines Freundes.

Es war das reizendste Erkerzimmer, das ich je bewohnt habe. — Es war mit mattfarbigem Sammte tapeziert, mit meisterhaften Jagd- und Genrebildern geschmückt, mit echt orientalischen Teppichen belegt, mit kunstvoll geschnitzten Eichenholzmöbeln bestanden, und es hatte an der Wand einen elfenbeinernen Telegraphentaster, der nach der Versicherung des Hausherrn bereit war, neu auftauchende Wünsche des Gastes promptest zu erfüllen. Und das war noch das Wenigste, denn derlei besitzt in irgend welcher Stadt jeder reiche Schlucker.

Aber zwei Fenster waren da, deren Spiegelscheiben so hell und rein waren, daß man meinte, sie stünden offen und die reine Nordlandsluft wehe aus und ein. Das eine Fenster zeigte die hellgrünen Buchen- und Eichenwälder von Jasmund und die weißen

Strandfelsen von Stubbenkammer, das andere die blaue, unabsehbare Fläche des Meeres. Die sinkende Nachmittagssonne legte Gold auf die Wälder, Silber auf die Kreidefelsen, und ein Segelschiff am Horizont leuchtete wie ein aufsteigendes Sternlein.

Ich hatte an jenem Tage zum erstenmale das Meer gesehen. Ich war erst vor zwei Stunden von der Reise gekommen, die von Wien bis Rügen zwei Tage und Nächte ununterbrochen gedauert hatte. Die Neugierde, den alten Freund zu sehen und wie sich der einstige arme Zimmermalerjunge als Gutsbesitzer ausnehme, hatte mir weder ein Interesse an den malerischen Elbe-Ufern der sächsischen Schweiz, noch an der stolzen Kaiserstadt Berlin aufkommen lassen. In Stralsund hatte er mich erwartet — es war sonst noch der alte Bursche, aber Welt hatte er nun, als wäre er geborener Majoratsherr gewesen auf diesem zauberhaften „Edelsitz“ Zurkow. In drei Stunden hatten wir mit den feurigsten Hengsten die mich je durch die Luft gerissen, die ganze Insel Rügen von Westen nach Osten durchschnitten.

Auf Zurkow angelangt, erwartete uns ein Mahl, welches zwei weißbehandschuhte Diener servirten, die so stumm waren wie der Fisch im Wasser. Mein Gastherr wußte auch nicht gleich, wo und wie er das vor sechs Jahren durch eine plötzliche Studienreise nach Italien unterbrochene Gespräch wieder anknüpfen sollte und glaubte es am schicklichsten damit

zu thun, daß er die Abwesenheit seiner Frau entschuldigte, die einer unaufschiebbaren Familienangelegenheit wegen nach Putbus gefahren sei.

Und ich? Fürwahr, mit einem Millionenmann, den man in der Künstlerblouse eines Wandmalers so oft gesehen und so liebgewonnen hat, spricht sich's etwas unglatt. Ich konnte nicht leugnen, daß Alles sehr gütig und wohlgemeint war, was mir in diesem Hause zu widerfahren begann, und doch blickte ich immer wieder mit verstohlenem Mißtrauen auf den Gastherrn hin, ob er's denn wirklich sei, der gute Wendel Blees. Daß er's gewesen war, konnte man hie und da noch spüren, aber ob er's noch sei, das schien mir in der That zweifelhaft. Ein hübscher Junge war er immer gewesen, aber sein Schnurrbärtchen war nun entschiedener, seine Gesichtszüge ausdrucksvoller und vornehm blaß, sein Mund höflicher und sein braunes Auge lebhafter geworden. Daß er seine Absicht, Künstler zu werden, nicht bewerkstelligt hatte, war aus seinem ganzen Wesen unschwer zu ersehen. Nirgends der schöpferische, idealbeschwingte Geist; überall der formenängstliche, emporgekommene reiche Mann. An dem überladenen Aufputz der Tafel, an der Auswahl der ziemlich auffallenden Leckerbissen und an der etwas barschen Art, womit er die Dienerschaft behandelte, war zu erkennen, daß er in diesen Verhältnissen nicht immer heimisch gewesen

und das rechte Maß nicht ganz leicht zu treffen wisse.

Nachdem ich meine Reise-Erlebnisse zur Noth skizzirt und meinem Freunde über mein allgemeines Befinden die geziemende Mittheilung gemacht hatte, schloß Wendel, daß ich von der Reise ermüdet sein würde und wies mir mein Zimmer an, um mich auszuruhen.

Ich hatte nun unersättlich zu den Fenstern hinausgeschaut in die mir so seltsame, zauberhaft schöne Gegend. Ich hatte eine der vortrefflichen Cigarren angebrannt und mich auf das Ruhebett hingestreckt und den mich umgebenden Luxus betrachtet und in die stille leere Luft hinein gefragt: Wendel Blees, du leichtsinnig Wienerkind, wie kommst du zu diesem Herrensitz im Inselreiche der Hünen?

Es war damals kaum neun Jahre her gewesen, als ein aufgeschossenes Bürschchen ziemlich selbstsicher in meine Arbeitsstube getreten war, meine Bilder scharf angeblickt und mich gebeten hatte, daß ich ihn in seiner Absicht unterstützen möge, er wolle Maler werden. Wer er wäre? fragte ich. „Nichts“, war seine Antwort, „ich bin ein Waisenkind, das ein entfernter Verwandter aufgezogen und dann im städtischen Rechnungsamte untergebracht hat, wo ich Ziffern zeichnen soll. Das ist aber nichts, ich bin durchgegangen, denn ich will Maler werden.“ Ob er mir Proben von seinem Talente zeigen könne?

Da hatte er schon mehrere Papierblätter aus der Tasche gezogen; dieselben enthielten Zeichnungen aus dem Schönbrunner Thiergarten, aus dem Militärleben und eine Auffahrt bei Hofe; Manches war mit ziemlich grellen Farben bemalt. Nachdem ich diese Bilder besehen hatte, sagte ich zu dem jungen Mann, daß ich aus diesen Proben nichts zu erkennen vermöge und ihm doch rathe, sich einem Berufe zuzuwenden, der weniger trügerisch sei, als das Künstlerthum. Er verwies auf Maler, die so klein wie er angefangen, es aber zum Ruhm gebracht hätten. Ich blieb bei meiner Ansicht, lud ihn aber ein, wenn er in seinen freien Stunden neue Bilder versuchen sollte, mir dieselben seinerzeit wieder zu bringen. Das war das erste Begegnen mit Wendelin Blees. Wir sahen uns von diesem Tage an oft. Obwohl ich gar nichts für ihn zu thun vermochte, schloß er sich an mich. Da er bei einem Maler nicht unterkommen konnte, so ging er zu einem Anstreicher in die Lehre, denn die Farbe hatte ihm's angethan. Die freien Stunden, die er hatte, war er bei mir, sah meinen Arbeiten zu und übte sich selbst. Er eignete sich eine gewisse Technik an, aber es war kein Schwung da, keine Originalität — überhaupt kein Talent.

Ich sagte es ihm, er glaubte mir nicht.

Indeß gewann ich ihn lieb, anfangs seines Interesses für die Kunst wegen, später weil er ein

offener, herzens- und geistesfrischer, fröhlicher Junge war. Schrullen hatte er freilich, oft so wunderliche Schrullen, daß ich mir dachte: das wächst sich zu einem Narren oder doch zu einem großen Manne aus. Er war um ein Bedeutendes jünger als ich, aber wir wurden Freunde. Er hatte eigentlich keine Bildung genossen, aber er hatte liebenswürdige Naturanlagen, und wenn in seinem Wesen auch ein gewisser Trotz lag, so diente derselbe mehr zur Stählung seines Charakters, als um anderen Menschen unangenehm zu sein. Es hat sich manch strenge geschulter Mann als mein Freund bekannt, der mir nicht so viel war, als der kleine Wendel. Er hat, in Bezug auf das, während unseres zweijährigen Beisamenseins nur eine einzige Dummheit gemacht. Auf mehreren Ausstellungen erregte ein Bild von mir besonderes Aufsehen. Als Folge des Beifalls erwuchsen — wie das immer so geht — auch die Widersacher. Einen solchen Widersacher, es war ein Zeitungsredacteur, forderte der kleine Wendel meines Bildes wegen zum Duell. Der Redacteur machte ihn abtreten und lachte ihn aus. Nun kam er wüthend zu mir und ich lachte ihn auch aus.

Seinem Meister, dem Anstreicher und Zimmermaler, war er ein fleißiger Gehilfe, aber Niemand als ich wußte, mit welchem Widerwillen er das Handwerk betrieb. Und eines Tages trat er aufgeregter als sonst in meine Stube und sagte, daß

er nun komme, um von mir Abschied zu nehmen. Er habe sich so viel erspart, daß er nach Italien gehen könne, um sich an den berühmten alten Meistern zu unterrichten.

Ich fragte, ob er wohl ermesse, was er gesagt habe. Er antwortete, daß ich noch von ihm hören würde und daß er auch als Künstler meiner Freundschaft, die ihm das Theuerste auf dieser Welt sei, würdig werden wolle. Ich suchte ihm in der Eile ein paar Empfehlungsschreiben aufzudrängen, dann ging er. Ging ohne Geld — denn sein Erspartes half ihm kaum bis über die Grenze — ohne Kenntnisse, ohne Freunde und ohne Plan nach Italien.

Von dem Tage seiner Abreise an war er verschollen. Und war's jahrelang, so daß mein Gedenken an ihn voll Wehmuth wurde, wie man eines Todten gedenkt. Mein Leben ging in der Stille fort, aber jedes Jahr machte mich um mehrere Jahre älter, weil mit dem Wachsen meiner Einsicht mich meine künstlerischen Erfolge, so lärmend dieselben auch sein mochten, immer weniger und weniger befriedigen wollten. Die Ehre, welche mir die durch Effect leicht zu bestechende Menge zollte, vermochte meinen inneren Unmuth nicht aufzuwiegen und so zog ich mich sachte zurück in die Beschaulichkeit, lebte der Natur und machte Reisen von Gallerie zu Gallerie, um das an Anderen mit Ehrfurcht zu bewundern, was mir selbst nicht gelingen wollte. Von Wendel fand ich

auch nicht die leiseste Spur. Da erhielt ich eines Tages in Wien das folgende Schreiben:

„Geschätzter Freund!

Für den Fall Du einmal Lust nach malerischen Landschaften hast, so reise nach der Insel Rügen. Und wenn Du dort sein wirst, so versäume ja nicht, nach dem Landgute Zurkow zu fragen, denn der Besitzer desselben ist ein alter Freund von Dir, der Dich bittet, es Dir bei ihm recht wohl ergehen zu lassen. Er hofft, daß Du seiner nicht vergessen haben wirst und freut sich sehr, Dich nach sechs Jahren endlich wieder zu sehen. Es ist Dein alter

Wendelin Blees.“

Die Schrift war glatter geworden als sie einst gewesen, aber es war die seine. Mein Erstaunen war fast grenzenlos. Zur alten Neigung kam nun auch die Neugierde. Leicht mobil gemacht war ich überhaupt und schon an einem der nächsten Tage saß ich auf der Nordbahn.

Von Anklam bis Stralsund hatte ich Gelegenheit, mich bei einem Passagier, der aus Bergen, dem Hauptorte der Insel Rügen, war, nach dem Landgute Zurkow und seinem Besitzer zu erkundigen. Da erfuhr ich, daß Zurkow zwar kein Edelsitz sei, wohl aber eines der schönsten und reichsten Güter der Insel. Es wäre ein Edelsitz gewesen, aber der letzte

Edelmann hätte ihn am Spieltisch eines rheinischen Bades verloren und sich flink darauf erschossen. Hierauf sei ein pommerscher Holzhändler gekommen, Markeitze geheißen, der habe das zerfahrene Zurkow gekauft und in einen Stand gesetzt, wie es seit Menschengedenken nicht erhört worden. Der Landbau und die Waldwirthschaft, die Jagd und die Fischerei blüheten nun. Auch habe der neue Eigenthümer von Zurkow Bergwerke in England besessen und Schiffe, die zwischen Stettin und Kopenhagen verkehrten. Und das Schloß habe er herstellen und einrichten lassen, daß es nun einer königlichen Residenz ähnlich sehe. Das habe ihm aber Alles nichts geholfen; mit seinem Sohne sei er unglücklich gewesen und so sei er, nachdem das Gut so fürtrefflich hergestellt war, aus Gram gestorben. Es sei aber ein junger Mensch aus dem Süden dagewesen, der habe die Tochter des Markeitze gefreit und sei nun Herr auf Zurkow und sei gut für drei Millionen. Man erzähle sich von dieser Familie Mancherlei, aber da nichts Bestimmtes zu sagen sei, so thue man am besten, zu schweigen.

So war ich vorbereitet worden und so lag ich nun auf dem Ruhebette des Schlosses Zurkow — ich konnte nicht sagen, daß mir gerade wohl zu Muthe war.

Nun dämmerte es und als ich wieder zum Fenster hinausblickte, war das Meer nicht blau, sondern

lichtgrau und in seinem Quecksilberschimmer am Horizonte scharf abgeschnitten von der aufsteigenden Nacht. Das Schiff, welches früher fern wie ein Sternchen gefunkelt, war näher gekommen, es war das einzige Fahrzeug auf der unmeßbaren Fläche. Auf den Felsen von Stubbenkammer glühte der Wiederschein des Abendrothes und sie spiegelten sich im Meere wie blutige Schatten.

Als ich träumend so zum Fenster hinaus schaute, legte sich sachte eine Hand auf meine Achsel. Wendel stand hinter mir.

„Wenn Du ausgeruht hast,“ sagte er, „so lade ich Dich ein, mit mir zum Abendbrot zu kommen.“

„Hier hast Du eine merkwürdige Welt um Dich,“ lautete meine Entgegnung, „ich habe diesen stillen, meerumschlungenen Hain als Knabe im Traume gesehen, zur Zeit, da wir die nordische Mythologie studirten.“

„So ist es,“ antwortete er rasch, „so ist es. Darum kann dieser Ort so anheimelnd und so schrecklich sein.“

„So schrecklich?“

Jetzt faßte mich Wendel an meinen beiden Händen und sagte: „Geliebter Freund, ich danke Dir tausend-, viel tausendmal, daß Du zu mir gekommen bist.“

Seine Hände zitterten, seine Stimme war so seltsam bewegt, daß es mir durch Mark und Bein ging

Die Kruste war nun gebrochen, bei ihm, bei mir. Arm in Arm gingen wir auf das Zimmer, in welchem unser Abendtisch gedeckt war. Es war ein anderes, als jenes, in welchem wir das Mittagsmahl genommen hatten, es war viel einfacher und viel heimlicher. An der Wand fiel mir ein technisch mit Meisterschaft gemachtes, aber an Aehnlichkeit nicht besonders gelungenes Oelporträt meines Gastherrn auf. Wir saßen uns bei etwas gedämpftem Lampenlichte an einem kleinen Tisch gegenüber; sonst war Niemand da, und der Mann, der uns bediente, erschien nur, wenn er mit dem Glöcklein gerufen wurde. Die Speisen waren nach Wiener Art zubereitet, und anstatt des aufgeblasenen Champagners stand eine Flasche jenes ehrlichen, männlich herben Rothweines da, wie er in den gottgesegneten Thalungen der tirolischen Etsch wächst, und wie ich ihn in Gemeinschaft mit Wendel einst so gerne getrunken hatte.

„Nun haben wir uns wieder,“ sagte mein Freund und schaute mir mit feuchtem Auge ins Gesicht.

„Ich kann mich immer noch kaum fassen vor Verwunderung, Dich so wiederzufinden,“ bemerkte ich.

„Mir erging es nicht besser,“ sagte er, „aber ich bin in den letzten Stunden, während Du Dich von den Reisestrapazen für den ersten Augenblick ein wenig erholtest, nicht müßig gewesen. Ich habe nach der Art gesucht, die uns wieder zusammen-

bringen soll, wie wir dazumal beisammen gewesen sind. Offen herausgesagt: mit den ersten Stunden unseres Wiedersehens war ich nicht zufrieden."

„Ich auch nicht. Aber nun sage mir endlich, Wendel, was um Alles in der Welt ist mit Dir vorgegangen?"

„Du siehst es," antwortete er mit einer wehmüthigen Miene, „ein reicher Mann bin ich geworden."

„Das passirt Manchem und geht es gewöhnlich mit so natürlichen Dingen zu, daß man weiter gar nicht darüber spricht. Aber bei Dir ist's was Anderes. Du warst stets unpraktisch, hast weder Schick gehabt zum Spiel noch zum Speculiren, hast weder ein Los besessen noch einen reichen Onkel. Du hast auch meines Wissens nie ein Interesse gehabt an Geld und Herrlichkeit — Künstler werden wolltest Du, diesen Weg sah ich Dich von mir fortziehen, nun finde ich einen Millionär. Das geht nicht mit rechten Dingen zu, mein Freund!"

„Du hast eine naheliegende Eventualität nicht erwähnt."

„Ich weiß es, die reiche Heirat. Doch der Gedanke ist mir zu trivial."

„So decorire ihn mit der Liebe."

„Wirklich? Nun, die Liebe rentirt eine reiche Heirat immerhin."

„Und meinst Du, daß eine reiche Heirat nicht auch die Liebe rentiren könnte?"

Der Ton und der Blick, mit dem diese Worte gesprochen wurden, war etwas verblüffend. Ich schwieg.

„Du hattest damals Recht,“ fuhr er fort, „ich bin kein Künstler geworden.“

„Aber Du bist Mann geworden, das ist mehr.“

„Es mag mehr sein, aber es ist nicht so schön. Freund, wann war ich glücklicher, als damals, als ich mich wie ein Bettelvagabund durch die Alpenländer nach Italien schlug! Ich war fest überzeugt, daß meine Rückkehr ein Triumphzug sein würde und daß die abenteuerliche Wanderschaft des Zimmermalers einst ein interessantes Capitel in der Biographie des berühmten Künstlers geben müsse. Ein junger Idealist, und wäre es auch nur ein eitler Tropf, nimmt im Reigen irdischer Seligkeit den ersten Platz ein. Ich habe diesen Platz bald verloren. In der schönen Stadt Mailand sah ich das Abendmahl — ein Triumph der Zimmermalerei,“ setzte Wendel lächelnd hinzu. „Ich griff dort aus Noth wieder nach dem alten Gewerbe. Ein Zufall verschlug mich mit einem Arbeitsgeber nach Genua und vor dem barocken Denkmale des Columbus kam mir der Gedanke, ob ich mich nicht etwa doch der Bildhauerei zuwenden solle. Auf jeden Fall wollte ich von hier aus zur See nach Rom gehen, dort weht alte, echte Künsterluft, die wollte ich erst athmen, das Weitere konnte nicht fehlen. Da trat ich eines

Tages in ein Gasthaus der Via nuova. Das, Freund, war der erste Schritt nach dem Herrengute Zurkow auf Rügen."

„Im Gasthofe lerntest Du sie kennen, nicht wahr?"

„Wen?"

„Die schöne Maid, die mit dem Vater auf Reisen war und die hernach Deine Frau wurde."

„Du dichtest," sagte Wendel Blees, „meine Geschichte ist noch viel romanhafter — fast unheimlich romanhaft."

„Bin ungeduldig, sie zu hören," sagte ich.

„So werde ich rasch und kurz erzählen. — In einer Weinlaube des Gasthausgartens setzte ich mich ermüdet hin und musterte die Speisekarte. Ich suchte nicht nach dem feinsten Braten, sondern in der Preisrubrik nach der kleinsten Ziffer — nun, das kannst Du Dir ja denken. Es war für die Italiener noch nicht die Zeit des Mittags, so war der Garten noch fast leer, nur hinter einem Citronenbaum saß ein Herr mit weißem Backenbart und schaute zwischen den grünen Blättern zu mir herüber. Er schob endlich seinen Teller beiseite und blickte noch schärfer auf mich her. Endlich stand er auf, kam an meinen Tisch und drückte mir die Hand. Er that es, ohne ein Wort zu sagen, dann trat er wieder an seinen Tisch zurück und brütete vor sich hin. Dann zog er aus seinem Ledertäschchen eine Photographie und

sah sie an und schaute auf mich — und stützte sein Haupt traurig auf die Hand. Jetzt mußte auch ich immer wieder auf ihn hinblicken und ich wurde dabei ganz unruhig; ich bildete mir ein, das wäre ein großer Künstler und habe an mir vielleicht das Genie entdeckt; Du siehst, ich hatte nicht mehr weit zum letzten Ziele manchen Künstlers — zum Narrenhaus. Es gehörte ein Wunder dazu, um mich davon zu retten — und das Wunder geschah."

„Als ich," fuhr mein Freund Wendel fort, „mich zur Noth gesättigt hatte, erhob ich mich, um meine nebelhaften Wege weiter zu wandeln. Da sprang der Mann am Citronenbaume auf, hielt mich zurück, er wolle wissen, wer ich wäre."

„Also ein Polizeiorgan!" rief ich aus.

„Mein Bester," sagte Wendel, „wenn Du in meiner Geschichte die Wahrheit errathen willst, so mußt Du Dich gerade an die größten Unwahrscheinlichkeiten halten. Der Mann hörte meine Geschichte, kaufte mir neue Kleider und ich war tagelang sein Gast. Er war liebevoll und fast zärtlich mit mir, und er war doch nur ein Fremder. Mehrmals sah ich ihn weinen. Er lud mich ein mit nach Rügen zu kommen, wo er ein Gut habe, er wolle für mein Fortkommen sorgen helfen."

„Er hatte Dich so plötzlich lieb gewonnen?"

„Und weißt Du, warum? Weil ich große Aehnlichkeit mit seinem verstorbenen Sohne hätte."

„Du gingst mit ihm?“

„Natürlich, ich ging nicht mit ihm, ich ging nach Rom. Und als ich dort meine Künstlergelüste gründlich ausgehungert hatte, und in dem Gemäuer des Kolosseums bei den Fledermäusen mein Nachtlager hielt, fiel mir wieder die Einladung des greisen Mannes ein. Ich schrieb ihm, daß ich nun kommen wolle und ob er für mich einen Erwerb hätte; wäre es was immer, nur ein ehrlich Brot. Er schickte mir Geld, ich reiste auf dem kürzesten Wege nach Rügen. Als ich nach Zurkow kam — auf dieses schöne, reiche Zurkow, ja — da hat er mich wie einen lieben Anverwandten empfangen, hat seine Tochter gerufen, mich ihr vorgestellt und ausgerufen: Nun Freda, ist er's nicht? — Ja, sagte Freda, und doch wieder nein, Albin war nicht so schlank. — Aber er hatte dasselbe nußbraune Haar, das ihm gerade so in die Stirn stand, denselben Mund, das ganze Gesicht; schau sein Aug' an, Freda, schau sein Aug' an! O Gott, mein Albin! — Er hat geweint, sie hat ihn mit Mühe beruhigt —“

„Und Dein Auge?“

„Das hat sie angeschaut.“

„Dann verliebt?“

„O nein,“ antwortete mein Freund Wendel, „so schnell ging das nicht. Wir mußten uns erst aneinander gewöhnen. Der Alte gab uns zu schaffen, der wollte — höre es! — er wollte uns schon in den

nächsten Wochen zusammenhaben. Er war durch den plötzlichen Verlust seines Sohnes verwirrt und schwachsinnig geworden."

Wendel führte mich dann zum Fenster: „Du siehst dort die weißen Felsen?"

Ich sah sie in des Mondenscheines nebelhafter Blässe schroff aus dem Meere aufragen.

„Von jenem Felsen," fuhr mein Freund fort, „ist Albin Markeitze, der einzige Sohn des reichen Mannes, in seinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre auf einer geologischen Excursion, bei welcher er sich zu tollkühn an die Hänge hinauswagte, in das Meer gestürzt und zugrunde gegangen. Der Vater war trostlos, seine Tochter, nun sein einziges Kind, suchte ihn umsonst zu zerstreuen, er gab sie zu Verwandten nach Putbus, überließ das Gut einem Verwalter und ließ sich von seinem Grame ziellos in der Welt herumtreiben. So war er auch nach Genua gekommen, wo wir uns begegneten. Ich kann ihm die Liebe, die er mir schenkte, nimmer vergelten, der kranke Greis sah in mir seinen verstorbenen Sohn. — Hast Du dieses Bild schon betrachtet?" Wendel wies auf das Oelgemälde an der Wand.

„Das scheint ein gewandter Künstler geschaffen zu haben," bemerkte ich, „es ist viel Individualität in dem Bilde und doch stört mich ein Etwas in den Zügen, ohne daß ich mir sagen könnte, worin

es liegt. Durch die wohlbekannte Form schaut mich eine fremde Psyche an."

„Im Ganzen leugnest also auch Du die Aehnlichkeit nicht. Und siehe, das ist das Porträt des verunglückten Albin."

Das fand ich denn doch merkwürdig und nun fing ich an, das besondere Interesse des alten Markeitze für Wendel zu begreifen.

„Da mir," fuhr mein Freund fort, „die Lust Maler zu werden, begreiflicherweise vergangen war wenigstens einstweilen vergangen, so fügte ich mich gerne den fürsorglichen Wünschen meines Gönners, ich gab mich, anfangs gleichgiltig, später mit Interesse, der Landwirthschaft hin und machte in derselben Fortschritte. Außerdem geschah Manches zur Vermehrung meiner sonstigen Kenntnisse, damit wuchs auch — möchte ich sagen — mein Herz und ich schloß mich warm und dankbar meinem Wohlthäter an. Ich war kaum drei Jahre auf Zurkow, als mir Markeitze eines Tages zu verstehen gab, daß es ihm lieb wäre, wenn noch vor seinem Tode meine Verbindung mit seiner Tochter zu Stande käme. Freda war um einige Monate älter als ich, sie war mir nicht unangenehm gewesen. Es hatten sich, wie leicht erklärlich, reiche Bewerber eingefunden, allein —"

„Sie hat den frischen, guten Jungen vorgezogen," unterbrach ich in meiner vorwitzigen Ungeduld, „reich war sie selbst, gesellschaftliche Rücksichten war sie

nicht schuldig, so nahm sie sich einen Herzensmann. Ich habe mir oft gedacht, Wendel, daß in Dir Trotz und Geschmeidigkeit, Männlichkeit und Weichheit gerade so gemischt sind, wie es die Weiber gerne haben."

„Genug. Als der Vater starb, waren wir ein Ehepaar und ich habe mich wohl oder übel mit meiner neuen Würde und Herrlichkeit abfinden müssen."

„Aufrichtig gesagt, hoffe ich, daß Dir die Kunst, ein reicher und glücklicher Mann zu sein, besser gelingen wird, als Dir jemals ein gutes Gemälde gelungen wäre."

Eine Weile nach dieser Bemerkung antwortete Wendel: „Es gehört zum Einen wie zum Andern ein großes Talent. Wenn sich der reiche Mann in seine Lage nicht zu schicken weiß, so ist er ein armer Mann — ein sehr armer Mann."

Derlei besprachen wir, da begann allmählich das Gespräch zu stocken. Wir machten noch manchen stillen Schluck aus unseren Gläsern, dann wünschten wir uns in freundlicher Höflichkeit gute Ruhe und ich wurde hierauf in mein Zimmer geführt.

Ich stand noch lange am Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Auf dem Meere lag der Schimmer des Mondes und die zackigen Kreidefelsen von Stubbenkammer standen wie Gespenster da. Jetzt legte sich auf meine Schulter wieder die Hand.

Wendel stand neben mir und war bleich und verstört, wie ein Nachtwandler.

„Verzeihe mir, mein Freund, daß ich Deine Ruhe störe," sagte er mit unsicherer Stimme. „Ich wollte Dich heute noch fragen, wann Du von hier abreisest?"

Mit Befremden entgegnete ich: „Wann ich abreise? Ich glaube, Du könntest es ebenso gut erfahren, wenn Du mich gefragt hättest, wie lange ich denn zu bleiben gedächte. Du weißt, daß ich auf Deine Einladung aus Wien komme, um Dich zu besuchen."

„Ich danke Dir, daß Du gekommen bist!" stieß er hervor, „aber ich verreise morgen und wünsche in Deiner Gesellschaft zu reisen."

Ich starrte ihn an.

„Du hältst mich für verrückt," sagte er.

„Allerdings —"

„So muß ich Dir's denn gestehen, Freund, mein geliebter einziger Freund — ich bin unglücklich, sehr unglücklich. Ich ertrage es nicht mehr länger, ich will fliehen, ich will nach Wien zurück. Mein Weib und ich, wir lieben uns nicht. Sie behandelt mich mit Hochmuth, sie hat ihre Freunde, mit denen sie sich herumtreibt, fischt und jagt; ihrem Reitpferde schenkt sie mehr Aufmerksamkeit als mir. Von einem Familienleben ist in diesem Hause nicht der Schatten, entweder sie zieht ihre junkerlich faden oder auf-

geblasenen Sportgenossen herbei und giebt laute Feste, wobei ich offen und verstohlen die Zielscheibe ihrer Launen bin, oder sie reitet davon und läßt mich allein in diesem Schlosse, das mir unheimlich geworden ist, wie eine Gruft. Ich hätte mit ihr für mein Leben gern einmal eine Reise nach Oesterreich gemacht; sie schlug mir's ab, ich möge allein reisen, wenn es mir auf Zurkow nicht behage, sie sei keine Freundin der vielgerühmten österreichischen Gemüthlichkeit. Das einzige Glück ist, daß ich sie nicht liebe, denn sonst müßte ich mich von jenem Felsen dort, welcher die erste Ursache meiner Leiden ist, in das Meer stürzen. Ich habe nichts und will nichts, ich bin frei, ich verlasse Zurkow noch in den nächsten vierundzwanzig Stunden, arm wie ich gekommen bin. Ich gehe mit Dir nach Wien."

„Du mußt Deine Aufregung vorübergehen lassen, armer Freund," sagte ich, „wenn Du ruhig geworden sein wirst, wollen wir es überlegen."

„Diese Ceremonie ist nicht mehr nöthig. Ich habe es längst überlegt und heute mich entschlossen. Ich habe sie von Deiner Ankunft unterrichtet und sie gebeten, daß sie zu Hause bleibe, um Dich zu empfangen; sie weiß, daß Du mein liebster Freund bist, der aus der Ferne zu mir kommt, und sie konnte das Haus verlassen, und sie konnte mir das lieblose Wort sagen."

„Welches Wort?"

„Wen ich eingeladen, den möge auch ich bewirthen, sie könne sich denken, wie mein bester Freund aus der Zeit der Farbenkleckserei aussehe, sie sei auf derlei vagabundirendes Künstlervolk nicht neugierig. Tiefer hätte sie mich nicht mehr verletzen können. Ich trenne mich von ihr."

„Ich danke Dir," sagte ich, „also mich willst Du zur Ursache eines unsinnigen Schrittes machen! Dann empfehle ich mich."

„Bleib', Hans!" schrie er auf und packte mich an beiden Armen, „von Dir ist keine Rede. Es handelt sich um mich! Mir hat sie den Schlag versetzt, sonst wollte sie nichts, als mich, mich beleidigen, aber das wollte sie. Meiner überdrüssig ist sie, den Bruch wünscht sie zu vollziehen. Der Wunsch kann erfüllt werden."

Der Mann schoß wildsprühende Blicke um sich und knirschte mit den Zähnen.

„Du hassest sie also?" war meine Frage.

Hierauf antwortete Wendel: „Wenn ich sie haßte, so würde ich ihr diesen Wunsch nicht erfüllen, ich würde Herr auf Zurkow bleiben und das Leben des Reichen genießen und ihr ihm Wege stehen und mich an ihrem ohnmächtigen Aerger belustigen. Nein, ich hasse sie nicht, sie ist mir gleichgiltig."

„Gleichgiltig? Deine Aufregung straft Dich Lügen."

„Bin ich aufgeregt? Dann bin ich's nicht ihretwegen, sondern meinetwegen. Mein Unglück, ich

schleudere es von mir, ich nehme wieder die Armuth und Nichtigkeit auf mich. Seit ich Dich sehe, mein Freund, habe ich wieder Muth, ich gehe mit Dir nach Wien!"

Das kam mir nun etwas verworren vor; da frägt er mich: „Könntest Du an meiner Stelle bleiben? Es mögen Gesetze und Sitten hundertmal für dich sprechen, wenn die Thatsache zeigt, daß Du überflüssig bist, so wirst Du auf alle Rechte verzichten und lieber mit Stolz und Ehren wieder der arme Anstreichergeselle sein, als auf Zurkow ein — was weiß ich! Es war ja nichts, ein toller Traum, nichts als ein Roman, aber ein Roman ohne Liebe. Eine fixe Idee, geschmeichelte Eitelkeit und der Kitzel, reich zu sein, waren die Helden! Könntest Du mich denn noch achten, wenn ich so noch hier sitzen bliebe?"

„Ich gebe keine Antwort, so lange ich nicht Deine Frau gesehen habe."

„Die wirst Du nicht sehen," sagte Wendel Blees, „wie ich sie kenne, kehrt sie erst zurück, wenn sie die Gewißheit hat, daß Du nicht mehr im Hause bist."

„Dann erlaube mir, daß ich jetzt einige Stunden ruhe. Bevor die Sonne aufgeht, werde ich dieses Haus verlassen."

„Thue so, mein Freund, und schlafe wohl."

Rasch hatte sich mein Gastherr nun entfernt. Unsere Unterredung hatte einen fast trotzigen Charakter gehabt. Ich schlief schlecht in derselben Nacht. Reue,

daß ich hierhergekommen, Mitleid mit dem armen Wendel, Rathlosigkeit, was nun anzufangen, peinigten mich. Es kam mir der Gedanke, Frau Freda aufzusuchen und den Vermittler zu spielen; diesen Gedanken schleuderte ich rasch von mir — zwischen Eheleute dränge sich kein Dritter, am wenigsten ein Fremder. Er würde es unter allen Umständen noch schlechter machen. Als der erste Schimmer des Morgens aus dem Meere stieg, war ich entschlossen. Ich packte hastig meine Sachen zusammen, schrieb auf ein Blättchen Papier die Worte: „Wendel, ich bin aus Wien hierher gekommen, um Dir auf dieses Stück Papier das Wort zu schreiben: Sei ein Mann. Lebe wohl. Dein treuer Hans."

Als ich durch den Hof eilen wollte, fuhren zwei Bullenbeißer auf und ließen mich nicht weiter. Ich mußte umkehren in mein Zimmer, warf mein kleines Gepäck zum Fenster hinaus und kletterte selbst nach. Das Schloß und das naheliegende Gehöfte lagen noch in Ruhe da; ich huschte durch Gestrüppe hin und bog erst eine Strecke weiter hin zum Wege.

Ich war auf demselben etwa dreihundert Schritte gegangen, als von einer Eichengruppe ein Mann auf mich zusprang und mich mit dem Worte: „Da bist Du ja schon!" an der Hand faßte.

Wendel war's, der Herr auf Zurkow: Und doch nicht mehr der Herr auf Zurkow, in dem Kleide eines fahrenden Gesellen stand er da.

„So, Kamerad,“ sagte er, „nun wollen wir einmal mitsammen wandern.“

Dagegen ließ sich nun nichts einwenden. Wir trabten wortkarg nebeneinander her. Als wir eine Stunde gegangen waren, machte mein Begleiter plötzlich einen Juchschrei, wie er so frisch und laut auf Rügen vorher wohl kaum erklungen sein mochte.

„Sieh da, dieser Stein ist mir noch auf dem Herzen gelegen,“ sagte er hernach und deutete auf einen bemoosten Grenzstein, „hier endet das Gut Zurkow, hier beginnt die weite Welt. Freund, nun bin ich wieder Dein!“

Da dachte ich: Wenn ich nur wüßte, was ich mit Dir anfangen soll!

So begann die Wanderschaft. Den Sund übersetzten wir auf einer abseits gelegenen Fischerbarke, Stralsund umgingen wir, weil Wendel sich vor dem Erkanntwerden fürchtete. Und dann wollte er zu Fuß nach Wien reisen. Er hatte von dem Schlosse ja nichts mit sich genommen, als was er einst dahin mitgebracht hatte, ein abgeschabtes Ledertäschchen und einen Hagenstock. Ich hatte viele Mühe, um ihm die Eisenbahnfahrt anzuzwingen. Endlich als es ins Oesterreich hereinging, fanden wir uns und waren harmlos heiter, wie einst; ich suchte seine Verhältnisse mit Ruhe und Erwägung zu besprechen, allein er war dazu viel zu nervös aufgeregt;

bei ihm ging Alles im Ueberschwunge und sein ganzes Wesen wurde mit fortgerissen.

Als er die alte Kaiserstadt sah, war er überglücklich.

So saßen wir nun endlich wieder in meiner Stube, wo wir vor Jahren oft froh beisammen gesessen, und ich fragte ihn: „Wenn Du jetzt zurückdenkst auf Zurkow, wie ist Dir zu Muthe?"

„Unsäglich wohl!" rief er, „hast Du einen zweiten Freund, Hans, der im Stande ist, ein Herrenschloß und ein reiches Weib von sich zu schleudern, wie eine faule Birne?"

„Du bist der einzige," sagte ich, „und nun suche ich mir noch einen, der im Stande ist, ein Herrenschloß und ein reiches Weib zu beherrschen."

„Da wird sie zurückgekehrt sein auf Zurkow," sagte Wendel, „ausgerüstet mit neuen Mitteln mich zu demüthigen, und wird selbst die größte Demüthigung erlebt haben, die ein reiches Weib erleben kann: von dem Bettler abgelehnt zu sein."

Schon am nächsten Tage war Wendel Blees so glücklich, in einem Vororte Wiens als Zimmermaler Beschäftigung zu finden. Er besuchte mich häufig, aber für meine Bilder und ästhetischen Studien hatte er kein Interesse mehr, er saß zumeist still da und blickte zum Fenster hinaus auf die alten Ulmen und Eichen eines verwahrlosten Parkes. Von seinem abenteuerlichen Gutsherrnleben sprachen wir nicht

mehr; ich aber dachte daran und mir kam die ganze Geschichte nicht geheuer vor.

Ich wußte nur, daß er seiner Gattin nicht schrieb und ihr absichtlich seinen Aufenthaltsort verheimlichte. Umso eifriger las er ein Pommer'sches Wochenblatt und in demselben einmal eine Feilbietung des Gutes Zurkow auf Rügen. Er zeigte mir mit dem Finger die Stelle; wir haben nicht ein Wort darüber gesprochen.

Mittlerweile bemerkte ich, daß die Farben — die grünen sollen besonders schädlich sein — dem Wendel Blees nicht mehr so wohl bekamen, als einst, er wurde bleich und bekam eingefallene Wangen. Seine Besuche bei mir verminderten sich, er strich in seinen freien Stunden allein umher in den Vorstädten oder er saß in seiner Dachkammer und brütete vor sich hin. Als ich von einer größeren Reise zurückgekehrt war, gedachte ich wieder einmal seiner und suchte ihn auf. Ich fand ihn auf dem Fußboden kauernd, wo er eben ein paar Patronen (Formen für Zimmermalerei) aneinanderzuheften vorhaben mochte, aus Erschöpfung aber rasten mußte. Ich erschrak vor der herabgekommenen, krankhaften Gestalt, vor dem stieren Blick, der mich völlig umheimlich anglotzte.

„Bist Du krank, Wendel?“ fragte ich.

„Was habt Ihr denn mit mir?“ fuhr er jetzt auf, „warum soll ich krank sein?“ Dann setzte er

wehmüthig und sanft bei: „So hast Du doch nicht ganz auf mich vergessen. Du kannst mir aber nicht helfen."

„Willst Du nicht bisweilen mit mir einen kleinen Spaziergang machen? Das zerstreut und erfrischt."

„Wenn Du recht langsam gehen willst," versetzte er, „ich war schon lange nicht mehr auf der Gasse und habe das Gehen verlernt."

Als ich von ihm fortging, haftete mir die alte Frau, die ihn pflegte, zur Thüre nach und fragte: „Wie lang' kann er's denn noch machen, Herr Doctor?"

Es waren freundliche Spätherbsttage. Ich führte den armen Wendel mehrmals auf den Ring; er sprach wenig, nur einmal, als er stehen blieb und sich an mich stützte, sagte er, mit großen Augen hinschauend: „Es ist eine herrliche Stadt!" Dann saßen wir auf einer stillen Bank des Stadtparkes und er schaute die gilbenden Blätter an, wovon eins ums andere langsam zu Boden sank.

Da war's eines Tages, als wir über den Schwarzenbergplatz schritten, daß mein Begleiter plötzlich einen Schrei ausstieß. Ein Fiaker rollte vorüber, in welchem eine schwarzgekleidete Dame saß. Wendel riß sich von mir los und mit ausgestreckten Armen lief er dem Wagen nach. Ich suchte ihn zurückzuhalten, aber er eilte, als wären seine

Arme Flügel, er verfolgte den Wagen bis zur Brücke, dort stürzte er zusammen.

Alsogleich waren wir von einem Menschenhaufen umringt. Wir hoben ihn auf. Seinem Mund entströmte Blut; er schlug die Augen weit auf, und stierte um sich und murmelte: „Sie ist fort.“

„Wen meinst Du, Wendelin?“

„Freda!“ hauchte er matt. —

Man trug ihn in einem geschlossenen Lederkasten ins nächste Lazareth; als sie ihn in der Halle niederließen und ich die Klappe öffnete, um zu fragen, wie er sich befinde, da waren die blassen Lippen für immer verstummt.

* * *

Man erinnert sich vielleicht noch an eine Zeitungsnotiz, daß an jenem Octobertage ein Mann einem Fiaker nachgelaufen, auf der Schwarzenbergbrücke mit dem Rufe: „Freda!“ zusammengebrochen und bald darauf verschieden sei.

Aber man weiß wohl nicht, daß diese Notiz einen seltsamen Besuch in der Leichenhalle zur Folge gehabt hat. Eine fremde Dame fand sich ein, bat sich die Leiche des Zimmermalers Wendelin Blees aus, bekränzte sie mit Eichenlaub, überführte sie auf einen still und lieblich gelegenen Friedhof des Wienerwaldes und begrub sie in einem eigenen Grabe.

Ich versuchte, sie zu sprechen, aber sie war unzugänglich und ist seither nicht wieder gesehen worden. Auf Wendel's Grabstein stehen die Worte: „So groß ist meine Liebe zu Dir, daß ich Dir verzeihe und sterbe."

Ob sich diese Worte auf ihn beziehen oder auf sie?

Weitere Erkundigungen, die ich einholte, haben nur ergeben, daß das Gut Zurkow auf Rügen von einem Engländer gekauft worden sei, worauf seine frühere Besitzerin aus Gram über ein trauriges Familiengeschick ins Ausland gezogen wäre.

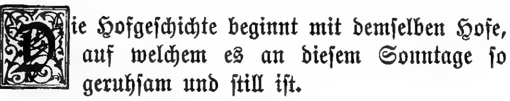
Ich schließe meinen Bericht und drücke nur noch die Vermuthung aus, daß mein armer Wendelin und seine Freda zu jenen Paaren gehören, welchen es der Tod erst sagen muß, daß sie sich liebten.





Das Viktel.

(Eine Hofgeschichte.)



Die Hofgeschichte beginnt mit demselben Hofe, auf welchem es an diesem Sonntage so geruhsam und still ist.

Man heißt ihn den Leeshof.

Die Musik klang nicht herüber vom Breitegger-Wirthshause, denn es lagen drei Berge dazwischen. Die Musik wurde dort im Thale aufgefangen von hundert leblustigen Menschen und frischweg vertanzt und verstrampft. Kirchweih- und Erntefest zugleich — da waren Alle dabei, um Gott zu danken in Lust und Jubel, und der Wirth goß Wein dazu.

Im Leeshofe war es das Viktel, welches haus-hüten mußte. Das Viktel hatte nichts gesäet und nichts geerntet, was soll es beim Tanz? Sie war erst neunzehn Jahre alt, ein Waisenkind ohne Kalbs-lederschuhe und ohne Liebhaber — was soll sie beim Tanz? Oder — sie wird doch nicht etwa so ver-

dorben sein und einen Liebsten haben wollen, und sich von ihm Wein und was Warmes zahlen lassen, und mit ihm walzen wollen bis tiefnächtig? Also, was soll sie beim Tanz?

Sie sitzt im leeren Hause allein in der Meierstube auf einem Betschemel, und die Sitzbank ist ihr Tisch, da bessert sie säuberlich ihre Werktagskleider aus und denkt so dabei an die vergangenen Zeiten, und draußen rieselt der Brunnen. Auf den weiten Feldern um den Hof stehen in langen Reihen hin die Garbenschöberchen des geschnittenen Kornes, weiter hin stehen zwischen grünen Gründen weißstämmige Birkenwäldchen bis an den Wockenberg, der sich breit und waldig erhebt, sich in dunkle Schluchten faltet und hoch zu Häupten eine kahle Felsenzinne trägt, welche eine große Fernsicht bietet und von vielen Touristen bestiegen wird. Heute ragt der Berg still, denn Alles, was jodeln und jauchzen kann, ist im Wirthshause zu Breitegg. Die Sonne scheint warm und hold vom nachmittägigen Himmel herab und die Vögel haben Feierabend gemacht.

Und die Biktel saß mitten in der Welt und nähte. Den falben Hanfzwirn hatte sie mit Pfannenruß gefärbt, weil die Joppe grau war, und ihre nußbraunen Augen waren feucht geworden, weil sie an traurige Sachen sann. Sie dachte an ihrer Mutter Sterben. Es war ja heute derselbige Tag wie vor einem Jahre — dazumal ist's der Samstag gewesen.

Die betagte Magd hatte noch die Garbe herausgeschnitten aus dem wallenden Korn. Dann setzte sie sich plötzlich auf die Garbe und rief: „Viktel, geh' geschwind ein wenig her!“ Die Tochter steckte die Sichel in das Gehalme und kam herbei. — „Viktel,“ sagte die Magd und nahm sie hastig bei der Hand, „Viktel, Dir mag nichts an auf der Welt, Du kannst arbeiten und bist leicht zufrieden. Nur eine Gefahr stellt Dir nach. Meine Mutter hat's oft und oft gesagt, unser armer Stammen hätt' so viel heißes Blut — thät' das Leben verbrennen und oftmalen auch die ewige Seligkeit. Viktel, das Mannerleut' Gernhaben! hüte Dich und laß Dich nicht verführen. — Jetzt wird's mir ganz blau vor den Augen — — Kind! — wo bist denn? — Kind!“

Da schrie das Viktel schon nach Hilfe, bis die Schnitter alle zusammenliefen — aber der ewige Schnitter hatte den Menschenhalm geknickt ....

Das Mädchen ließ jetzt die Nadel ruhen, legte die Hände gefaltet in den Schoß und betete ein Vaterunser.

Und während diese Ruhe war, verstummte draußen plötzlich das Rieseln des Brunnens. Das Viktel blickte durchs Fenster hinaus und erschrak. Am Brunnen lehnte, mit einer Hand den Ständer umarmend, mit der andern sich auf den Rand des Troges stützend, der Graber-Schorsch und trank an dem hervorsprudelnden Quell. Das Mädchen schlich

auf den Zehenspitzen rasch zur Hausthür und schob den zweiten Riegel vor und duckte sich an den Fenstern, daß sie der Mann, der draußen war, nicht bemerken konnte. Vor dem Graber-Schorsch verschlossen sich die Häuser; er betrat nur solche, deren Thüren er erbrach. An die vierzig Jahre mochte er alt sein, an die zwanzig war er im Arrest gesessen. Diebstähle und Einbrüche leugnete er nicht, denn er war zu verkommen, um darin ein Unrecht zu erkennen. Auch der Mutter des Viktel hatte er aus dem Bettstroh einst das wenige Silbergeld fortgenommen, welches sie von ihrem Vater für das Kind überkommen hatte. Er leugnete es nicht, aber er gab es nicht zurück, weil er es verspielt und vertrunken hatte, er saß es ab, und das Land bezahlte sein Sitzen und die Dienstmagd hatte nichts. Nur eines einzigen Raubmordes konnte er überwiesen werden, und den entschuldigte sein Vertheidiger mit Hunger und Noth und mangelhafter Erziehung und mit Dingen, die sich in solchen Fällen eben gar so schön sagen lassen. So ging der Graber-Schorsch seit einigen Wochen wieder frei herum und suchte Brot und Unterstand, wurde aber überall abgewiesen. Wie er zu dem respectirlichen Anzug gekommen sein konnte, den er trug und in welchem er einem Förster ähnlich sah, wurde von den Leuten wohl besprochen, aber nicht näher untersucht. Die Haare waren heute gut geschnitten, der Backen- und Kinnbart glatt rasirt, der Schnurrbart

in Hörnchen aufgedreht. Es war ein großer, sehniger Mann, die lange Rast im Arreste hatte seine Glieder behender gemacht, als sie etwa in mühevoller Arbeit geworden wären.

Als er sich in einem langen Zuge satt getrunken hatte, schien er auch etwas zum Essen haben zu wollen. Er schritt zur Thüre und rüttelte. Dann schlich er spähend ums Haus, lugte zu den Fenstern hinein und prüfte mit Kennerauge die Vergitterungen. Das Viktel hatte sich aus Angst in den dunkelsten Winkel gekauert und sann auf allerlei Mittel, dem Hause zu entkommen und in der entfernten Nachbarschaft Hilfe zu suchen. Denn, daß die Leute vor Abend vom Tanzfeste nicht nach Hause kehren würden, das wußte sie.

Als der Graber-Schorsch das Einsteigen ins Haus aufgegeben zu haben schien, blickte er eine Weile in die Richtung gegen Breitegg hin, wo das Wirthshaus war. Dann zog er eine große Brieftasche aus dem inneren Rocksack, durchsuchte alle Fächer, und da er sie leer fand, schleuderte er die Tasche mit einem Fluch zu Boden. Hernach setzte er sich auf eine Bank und sah das Haus an. Als er eine Weile so gesessen war und wer weiß was ausgesonnen hatte, kam des Feldweges ein Fremder heran. Ein junger, schlanker Mann, im Anzuge des Aelplers, aber mit einem zarten Angesichte, auf welchem das Gebirgswetter nicht viel zu verspüren

war. Die Brauen und Wimpern der großen blauen Augen waren so scharf, daß es gar dem Viktel, welches an einer Fensterecke herauslugte, auffallen wollte. Das Haar wucherte in halbgeschnittenen Locken unter dem Jägershute hervor und verlor sich an den Backen herab in einen zarten Flaum. Ein dunkles Schnurrbärtchen umrahmte weich die vollen rothen Lippen, und die Hände waren so fein und weiß wie die des Herrn Kaplan zu Breitegg, nur noch kleiner. Dieser hübsche „Jägersmann", der aber kein Gewehr bei sich hatte, sondern ein Spazierstöckchen, ging rasch auf den Graber-Schorsch zu und fragte, ob hier nicht ein Führer zu haben sei auf den Wockenberg.

Der Schorsch stand auf, musterte den Fremden mit unstetem Auge und antwortete: „O ja."

„Wie lange Zeit braucht man von hier bis zur Höhe?"

„Drei Stunden."

„Gut," sagte der Fremde, „so kann man bis Sonnenuntergang bequem oben sein, und auf dem Rückweg leuchtet der Mond. Der Führer trägt mir das Seitentäschchen hier, dann wünsche ich einen Bergstock. Ich bin nur für einen Landritt eingerichtet und für die Partie etwas unvorbereitet. Allein, da ein so schöner Abend zu werden verspricht —"

„Werden das Nöthige schon finden," sagte der Schorsch und streckte seine Hand nach der Tasche aus, ohne dem Fremden ins Gesicht zu sehen.

„Wollt Ihr selbst mit mir gehen?"

„Ja," murmelte der Schorsch.

„Ihr seid wohl der Besitzer dieses schönen Gehöftes?"

„Geht mich nichts an. Wenn der Herr wünscht . . . . den Stock schneide ich im Walde."

Die Beiden gingen weiter — der Graber-Schorsch voran, der junge Fremde hinten d'rein.

Das Viktel stand hinter dem Fenster und zitterte. Sie hatte jedes Wort vernommen, sie hatte dem Fremden ins Gesicht geschaut so lange, bis derselbe plötzlich seinen Blick gegen das Fenster hin wandte; am schimmernden Glase prallte dieser Blick zurück, und doch schoß er wie ein Blitz in das Herz des Mädchens, dem es heiß in alle Finger- und Zehenspitzen fuhr . . .

Eine Weile war sie wie betäubt dagestanden, dann sprang sie hin, riß die Thür auf und eilte den beiden Männern nach. Erst draußen auf freiem Stoppelfelde holte sie dieselben ein. Der Schorsch schleuderte ihr einen wilden Blick zu, aber sie griff nach der Hand des Fremden, daß dieser still stand und fast erschrocken war vor dem schönen blondlockigen Mädchen, das so plötzlich neben ihm stand.

„Halt' mir's der Herr nicht für übel," sprach sie heftig athmend, „kennt Ihr ihn nicht?"

„Wen, mein Kind?"

„Den da!“ sie streckte ihren Finger gegen den Schorsch aus und rief: „Zu tausend Gottes Willen, Herr, mit dem geht nicht auf den Berg!“

„Du Luder, Du verdammtes!“ knirschte der Schorsch und wollte über das Mädchen herfallen.

„Halt!“ rief der Fremde und stieß ihn zurück; da fuhr der Andere wuthentbrannt in sein Kleid, im nächsten Augenblicke knallte ein Pistolenschuß und der Graber-Schorsch floh in wilden Sprüngen hin gegen das Birkengehölze. — Als der Rauch verflogen war, stand der Fremde todtenblaß, so daß das Mädchen aufschrie: „Heiliger Gott, hat er Euch was gethan?“

„Er war heil, aber ihr war der Aermel zerrissen und sie blutete am Arm. Als der Fremde das sah, riß er sein Halstuch los, um die Wunde zu verbinden.

„Na freilich, als ob's was wäre?“ rief das Mädchen, „laßt's ein wenig bluten, ist gut für das Kopfweh. — Aber so ein Lump da! Ja, gleichschauen thut's ihm — der hat schon Leut' umbracht! Schaut, da ist eine Brieftasche, die hat er früher weggeworfen. Ich will was Schlechtes heißen, wenn das nicht ein Blutflecken ist da d'rauf!“

Selbstverständlich, die Partie auf den Wockenberg war aufgegeben. Der Fremde kehrte mit dem Mädchen zum Hofe zurück, dort setzte er sich an den Kopf des Brunnentroges und mußte trotz ihres Sträubens

die Wunde sehen, und legte ein schneeweißes Taschentuch darüber, daß kein Tröpfchen mehr hervorfloß. Hierauf stellte er allerlei Fragen an das Viktel, das mit jeder Antwort verlegener wurde, bis es endlich tief zu Boden sah und schwieg.

Und als es so war, zog der Fremde ein Ringlein vom Finger, steckte es an ihre zitternde Hand und sagte: „Wir sehen uns heute nicht das letzte Mal. Einstweilen trage dieses Kleinod als Andenken an den Mann, dem Du aller Wahrscheinlichkeit nach das Leben gerettet hast. Ich habe heute sonst nichts, um es Dir zu lohnen, mein schönes Kind. Gott mit Dir!"

Rasch ging er davon, schritt zum Thale, bestieg an einer Hütte sein Pferd und ritt fürbaß.

Die Leute kamen heim vom Tanze, waren schläfrig, suchten das Bett und begannen am anderen Tag die Woche wie immer. Auch das Viktel arbeitete wieder auf dem Felde und war die Emsigste und war die Stillste. Zur großen Verwunderung des Hofes kam ein Arzt aus dem Bezirksstädtchen angefahren, der sich nach dem verwundeten Mädchen erkundigte und sich überzeugte, daß der Arm des Viktel fast heil war. Hingegen trug sie den Herzfinger der linken Hand in einer Binde.

Was ihr daran geschehen sei? fragte sie eine Genossin.

„In die Sichel hab' ich närrischerweise gegriffen," antwortete das Mädchen, „ist aber nichts."

Da streifte sich beim Garbenbinden zufällig einmal die Hülle vom Finger und die Genossin sah daran keine Wunde, sondern ein goldenes Ringlein mit einem funkelnden Steine. So mußte es das Viktel nun wohl gestehen, daß ihr jener fremde Mann, welchen sie dem Schorsch abgejagt hatte, einen Ring an den Finger gesteckt, den sie nicht mehr herabbringe. Aber sie gestand nicht, daß sie fort und fort an den Fremden denken mußte. So gut und so lieb hatte noch kein Mensch mit ihr geredet, als dieser Mann. Er hatte mit einer so wunderlich weichen Stimme ihren Namen ausgesprochen und kein Mensch auf der Welt hat solche Augen wie er; seidem sie in dieselben hineingesehen, kamen ihr alle anderen Augen vor wie von trübem Glase. Sie hatte keine ruhige Nacht; so lange sie wach war, dachte sie nur an ihn, und als sie schlief, sah sie ihn. Sie sah es, wie er von dem Graber-Schorsch den Wockenberg hinangeführt, beraubt und in den Abgrund gestürzt wurde; bei seinem Sturze zuckte sie allemal auf und erwachte. Dann wieder legte er seinen Arm um ihre Gestalt und sie fühlte, wie er den Ring an ihren Finger schob.

Ein Knecht war im Hofe, der flüsterte dem Mädchen einmal zu, er habe gehört, sie bringe den fremden Ring nicht vom Finger. Er wolle ihr ihn herabziehen. Sie fragte scharf, was ihn ihr Ring kümmere?

„Ah, nichts,“ war die Antwort.

„So gehe weiter!“

Er war abgewiesen.

Da kam eines Tages an die Victoria Zimmermann eine Zuschrift. In gar seltsam höflicher Weise, wie man etwa zu einer vornehmen Frau sprechen mag, wurde sie eingeladen, in die Residenz zu reisen und in der Schloßstraße Nummer Eins vorzusprechen und ihren Namen zu nennen. Reisegeld lag dabei, welches fünfmal so viel ausmachte, als was eine Hin- und Rückfahrt kosten konnte.

„Viktel, Viktel!“ sagten die Leute, „da steckt was dahinter. Du machst Dein Glück. Es wird vom fremden Mann sein, ganz gewiß. Das war kein gemeiner Mensch, der Ring ist von feinstem Gold und hat einen Karfunkel, der auch in der finstern Nacht, wenn Du die Hand unter der Decke hast, glänzen muß wie ein Stern. — Wann fährst denn schon in die Stadt?“

„Wer hat gesagt, daß ich fahre?“ antwortete sie. „Will wer mit mir reden, so hat er nicht weiter zu mir, als wie ich zu ihm. Ich geh' Keinem nach; mir brennt das Geld in der Hand; thät' ich nur seinen Namen wissen, daß ich es kunnt zurückschicken.“

„Hast schon recht, Viktel,“ sagte der Leeshofer, „hast ganz Recht, wie Du denkst. Der Mensch muß sich selber werth machen.“

Und sie ging nicht. Um so größer aber war in ihr die Unruhe; und es war, als ob jeder Tropfen Blut in ihr immer wieder dem linken Herzfinger

zurieselte und am Ringlein neu erglüht zurück-
sprang.

Der Graber-Schorsch war seit jenem Sonntage
in der Gegend nicht mehr gesehen worden, doch hörte
man, er zöge mit allerlei Strolchen und werbe eine
Bande. Andere wollten wissen, er sei schon wieder
eingefangen worden und man werde ihn ehbaldigst
hängen. Am Frauentage im September auf dem
Kirchplatze ging der Amtsbote auf den Leeshofer
zu und fragte, ob in seinem Hause nicht eine sichere
Victoria Zimmermann wohne? Dieselbe habe un-
verzüglich in die Residenz zu fahren und sich in der
Schloßgasse Nummer Eins zu melden. So stand
es auch in der amtlichen Zuschrift, die der Bote
übergab.

„Ah so?" meinte der Leeshofer, jetzt kann ich
mir denken, um was es sich handelt. Ein Zeugen-
verhör, gewiß des Graber-Schorsch wegen. Ei ja,
Viktel, da mußt Du freilich gehen, da bleibt nichts
Anderes übrig."

Das Mädchen war innerlich tief enttäuscht. Also
nur zu Gericht sollte sie und aussagen, wie der
Schorsch den Fremden führen wollte und auf sie
geschossen hat. — Und wenn man sie auch des
Ringes wegen verhören wollte? Der geht nimmer
vom Finger.

Man wünschte ihr viel „Glück und Gesund", sie
fuhr in die Residenz. Sie hatte in ihrem Leben

noch keine Stadt gesehen, und als sie auf dem großen Bahnhofe ausstieg und die schwere Pracht um sich sah, und die Menge von Menschen und Wagen, und den Lärm hörte, da blieb sie stehen wie eine Bildsäule, schloß die Augen und dachte: „Jetzt, Viktel, jetzt nimm Dich zusammen."

Die Schloßstraße erfragte sie leicht, es war die vornehmste Straße, die mit ihrer Herrlichkeit und mit ihrem bunten Leben mitten durch die Stadt zog.

„Jetzt möchte ich nur wissen," sagte der Mann, den sie sich als Führer gedungen hatte, „was das schön' Dirndl in Numro Eins zu thun hat? Gewißlich den Liebsten aufsuchen, der etwan dort auf der Wacht steht?"

„Ich muß zum Gericht," beschied das Viktel, das mit dem rothen Handbündelchen neben ihm herging.

„Zum Gericht? Ei so, so. Da wirst Dich aber im Weg irren, Dirndl; in Numro Eins weiß ich kein Gericht."

„Was denn?"

„Numro Eins ist das Schloß, wo der Prinz drinnen wohnt."

„Na, sei so gut!" rief das Mädchen und blieb stehen. Als jedoch der Führer die Vorladung las, sagte er: „Es ist richtig, Du mußt ins Schloß!"

Sie gingen weiter — das Viktel stets mitten auf der Straße, so daß es fortweg in Gefahr war, von den Wagen niedergefahren zu werden. Sie sah

und hörte kaum, was um sie vorging; sie dachte nur an das Schloß und an den Prinzen und an ein Märchen vom Prinzen und der Schäferin, welches sie von ihrer Mutter gehört hatte. Und sie seufzte auf: „Wer weiß, wie das mit mir ausgeht!“

Plötzlich weitete es sich und der Führer geleitete das Landmädchen über einen großen Platz, der mit viereckigen Steinplatten gepflastert war. Vor ihnen erhob sich ein Palast mit hundert Fenstern und gemeißelten Figuren an den Wänden und Zinnen. Sie schritten durch das weit offene Flügelthor eines hohen, vergoldeten Gitters in den inneren Hof, wo an der Pforte die Wache mit aufgepflanzten Gewehren stand, so daß das Viktel davor erschrak und anfangs glaubte, diese Soldaten stünden da, um Jeden niederzumachen, der in das Schloß treten wolle. Sie bedankte sich beim Führer und bezahlte ihn; dann nahm sie ihre Vorladung in die Hand und hielt dieselbe, langsam vorschreitend, der Wache entgegen. Die Männer standen da, wie von Holz geschnitzt. Im inneren Thorbogen erschien jetzt etwas, bei welchem dem Viktel zum Erschrecken und zum Lachen zugleich war. Ein Mann, der das Gesicht voll Bart hatte und einen versilberten Pelz trug und einen goldenen Stab mit einem mächtig funkelnden Knauf in der Hand hielt. Dieser Mann — das Mädchen war ungewiß darüber, ob es nicht schon der Prinz wäre, daher machte es einen tiefen Knix — besah

das Papier und wies das Mädchen über eine breite Treppe hinauf, die mit einem buntfarbigen Teppich belegt war. Die junge Dienstmagd aus dem Lees-hofe wußte nicht recht, wo man da gehe, einestheils that ihr der weiche Teppich leid, darauf zu treten, anderntheils waren an beiden Seiten die Stein-stufen so glatt, daß man ausgleiten konnte. So stieg sie mit einem Fuß auf den Teppich und mit dem anderen auf den nackten Marmor. Ihr Herz pochte heftig, aber sie war entschlossen, sich durch nichts irre machen zu lassen und aufrichtig zu sein. Wenn der Mensch — so dachte sie — nichts Schlechtes auf dem Gewissen hat, so kann ihm auch im Prinzen-schloß nichts geschehen.

Im Saale trat ihr ein dickes, schwarz gekleidetes Herrchen entgegen, das eine sehr hohe Glatze und einen kurzgeschnittenen weißen Vollbart hatte. Sein Gesicht war roth und blatternarbig, seine Nase weidlich kupfern, aber seine grauen Aeuglein blickten klug und sanft. Er blieb vor dem Mädchen stehen, setzte die Füße mit den funkelnden Stiefeln ein wenig auseinander, legte die Arme auf den Rücken und sagte mit freundlicher, aber immerhin etwas schnarrender Stimme: „Also Sie sind die Lebens-retterin! Die Viktoria Zimmermann aus Breitegg!"

„Ich heiße so und bin aus der Breitegger Pfarr'," antwortete das Viktel, „aber wenn der Herr Du zu mir wollt' sagen, so wär's mir lieber."

„Kann gern' geschehen, Du fein' Mädel," lächelte das Herrchen, „und jetzt komme einmal mit mir da herein; kannst ein wenig Toilette machen, wenn Du willst, ich werde Dich hernach zu Seiner Hoheit führen."

„Was soll ich da machen?" fragte sie, als sie mit ihm in ein schönes, lichtes Zimmer trat. Plötzlich blieb sie mitten auf dem Boden stehen und starrte auf ein Gemälde hin, das an der Wand hing. Es stellte in Lebensgröße das Haupt jenes Mannes dar, der ihr vor ein paar Wochen den Ring an den Finger gesteckt hatte.

„Meiner Tag!" hauchte sie, „jetzt was ich derschrocken bin! G'rad wie lebig! G'rad wie lebig! — Wer ist er denn?"

„Der da auf dem Bildniß? Den sollst Du ja kennen; hast ihm doch aus einer Gefahr gerettet. Deshalb ließ er Dich kommen. Es ist der Prinz."

„Jesus, Maria und Josef!" rief sie, „'leicht will er mich heiraten gar!" — Es war ein Aufschrei. Aber der kleine Herr schmunzelte und streichelte ihre bebende Hand, mit der sie sich an einer Stuhllehne stützte. —

Eine Viertelstunde später stand das junge Bauernmädchen auf dem Teppiche des fürstlichen Gemaches. Wohin sie blickte, goldene Pracht, dazwischen Vasen mit üppigen Rosen und aufrankendem Laubwerk und in allen Wänden, aus Goldrahmen schauend, sah sie ihr ärmliches Bild. Ihr war angst und bang.

Da erschien der Prinz. Er war in Militäruniform und hatte an der Brust ein Sternchen. Das sah sie nicht, sie sah nur sein Angesicht — es war dasselbe mit dem süßen Blitz des Auges, mit dem tiefen und weichen Laut des Mundes. Er schritt rasch auf sie zu, faßte ihre Hand und sagte: „Willkommen! Wir sind ja alte Bekannte, aber Sie müssen nicht übel von mir denken, mein Kind, daß ich Sie amtlich holen ließ, sonst wären Sie ja nicht erschienen und ich bin doch so sehr Ihr Schuldner geworden."

Sie entgegnete nichts, schlug das Auge zu Boden und nur einmal zuckte es glühend zu ihm auf.

„Nun erzählen Sie mir einmal," sagte der Prinz und machte eine leichte Geste mit der Hand, wobei er die ihre losließ, „erzählen Sie mir, Viktoria, wie geht es Ihnen, ist die Wunde am Arm schon ganz heil? Habt Ihr noch so gutes Wetter zu Breitegg? Ich hoffe, jener Mensch wird doch wieder in Gewahrsam sein."

Sie sah ihn fragend an, worüber sie ihm eigentlich zuerst Antwort geben solle. Aber ohne eine solche abzuwarten, bat er, daß sie in ein Nebengemach trete, und begleitete sie. Im Nebengemache rauschte eine junge, schlanke Dame in rosaseidenem Kleide.

„Hier, meine Theure," sagte der Prinz zur Dame, „stelle ich Dir das Bauernmädchen, den Schutzengel Deines Emerich, vor!"

„Grüß' Sie Gott, meine Liebe!" sagte die Dame mit einem glockenreinen Stimmchen, warf einen flüchtigen Blick auf die rauhe Hand des Mädchens, an welcher der Ring funkelte, schritt, die beiden Arme vorstreckend, auf das Biktel zu, und neigte ihr Haupt leicht gegen deren Wange, daß es von Ferne aussah wie ein Kuß. „Ich habe Ihnen viel, sehr, sehr viel zu danken. O, nehmen Sie Platz."

Blaß, wie eine Sterbende, sank das Mädchen auf einen rothen Sammtsitz; das hohe Paar richtete die freundlichsten Worte an sie; plötzlich aber stand sie auf; ich hab' da nichts zu suchen," hauchte sie und wollte davon.

Die Dame hielt sie zurück. Dem Prinzen wurde ein Besuch gemeldet.

„Ich sehe Sie noch, meine Gute!" sagte er, drückte ihr rasch und fest die Hand und ging aus dem Gemache.

Das arme Mädchen hätte ihm mögen nachrufen: Bleib', laß mich hier nicht allein! —

„Das, was ich Ihnen schulde, wackeres Kind, ist nicht mit Gold zu bezahlen," sprach nun die Dame, „Sie sind wohl arm, wie Alle ihres Standes; Sie haben von mir eine sorglose Zukunft zugute; dieselbe ist Ihnen durch eine für Sie hinterlegte Summe bereits gesichert. Vor Allem bin ich bewogen, Ihnen den Ring abzulösen, den Ihnen mein dankbarer Gemahl als Pfand gegeben hat. Nehmen Sie

als erstes und heiligstes Zeichen meiner Erkenntlichkeit dieses Kreuz." —

Sie wollte dem Mädchen ein goldenes Kreuzchen um den Hals hängen, dieses wehrte mit beiden Händen ab und rief: „O Gott, nein! Was brauch' ich noch voran ein Kreuz, hab' eh hinten eins."

Die Dame machte ein Lächeln, weil sie glaubte, die Bauernmagd rede im Spaß; bei dieser jedoch war es harter Ernst. „Ich bin kein Prälat nicht," sagte sie trotzig, „ich bin eine dienende Dirn und weiß es gleichwohl, daß es nicht kann sein, aber den Ring, den er mir einmal hat angesteckt, den geb' ich nimmer her."

„Ich bitte zu bedenken, meine Liebe," hauchte die Dame, „daß mir gar viel an dem Kleinode liegt!"

„Mir auch," stieß das Mädchen heraus und biß die Lippen zusammen.

„Daß es der Verlobungsring ist, den mein Emerich von mir erhalten hat."

„Das kann schon sein," versetzte das Viktel, „aber Euer Mann ist er nicht. Ich weiß es recht gut, daß unser Prinz noch nicht geheiratet hat."

„Ich muß bitten!" sagte die Dame und erhob sich. Das Mädchen blieb sitzen, richtete sein Gesichtchen ernst und traurig zu dem blassen Antlitze der Fürstin und sprach: „Es ist nicht recht, daß ich es sage, aber es ist auch nicht recht, daß Ihr unverheirateter-

weise so beisammen lebt. So gut wie Ihr, kann ich ihn jetzt auch lieb haben —"

Die Dame strich rauschend durch das Gemach; dem Mädchen knickte sein Haupt ein, es verdeckte das Gesicht mit beiden Händen und rief: „Es kann nicht sein! Ich hab' ihn so viel lieb!" und schluchzte laut.

Die Fürstin eilte auf sie zu, legte ihr weiches Händchen auf die Schulter der Weinenden und sagte mit Beklommenheit: „Thörichtes Kind!"

In ihren Augen selbst glänzte eine Thräne. Wie fand sie die Liebe zu dem Manne, der ihr Glück war, begreiflich, verzeihlich! Hier liebte nicht das Bauernmädchen den Prinzen, sondern das Weib den Mann. Die Fürstin haßt ja alle Nebenbuhlerinnen, wie es jedes Weib thut und nicht anders kann — aber das kindliche Geständniß dieses armen, jungen Wesens, das unter seinem Schmerze zusammenschauert, rührte sie.

„Viktoria," sagte sie sanft, aber im Tone, wie man zu einem Kinde oder zu einem Irrsinnigen spricht: „Du hast einen schönen Namen, Du wirst siegen über eine Leidenschaft, die Dich zugrunde richten müßte. Du wirst einen braven Mann finden, der Dich glücklich macht, wie Du es verdienest."

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung, wenn es ungeschickt war," versetzte das Mädchen und wischte sich die Thränen aus den Augen, „bin gleichwohl

so gescheit, daß ich weiß, ein armes Dienstbot kunnt nicht taugen für so einen Herrn. Nur den Ring geb' ich nimmer."

„Aber, meine Gute —"

„Wenn ich ihn nur nicht wieder gesehen hätt'! Ich bin in Euer Haus gekommen zu meinem Verderben!"

„Ich sage Dir noch einmal, Du sollst von heute an ein sorgenfreies Leben haben, sollst nicht mehr in den harten Bauerndienst, sollst selbst eine wohlhabende Bäuerin sein. Nur denke nicht, mein Kind, und vergesse für alle Zeit — ich wünsche es — und streife das fremde Gold von Deinem Finger, dann wirst Du froh sein."

„Nein!" schrie das Mädchen, „den Ring gebe ich nicht mehr. Der Ring ist verwachsen mit meinem Fleisch und Blut."

Die Fürstin, ihrer kaum mehr mächtig, haschte bebend nach der Linken des Mädchens. Dieses riß aus und rief: „Und wenn Ihr mir den Finger abschneidet, ich kann ihn nicht lassen!" Da trat der Prinz wieder ein und traf beide Frauen weinend. Das Viktel aber sprang auf, wies mit dem Finger auf den Eintretenden und sagte: „Den hätten Sie gefunden ermordet auf dem Wockenberg, wenn ich nicht wär' gewesen. Aber dafür verlang' ich nichts; daß ich ihn abgehalten, ist Christenpflicht gewesen. Nur der Ring ist's! Weil er mir den gegeben hat,

gehört er mein. Ich kann mir nicht helfen!“ — Mit diesen Worten stürzte sie dem Ausgange zu.

Die Fürstin sank auf einen Fauteuil und hauchte: „Das ist mein Unglück.“

„Was ist vorgefallen?“ fragte er.

„Sie giebt ihn nicht zurück!“

„Lasse sie, Angela, lasse sie,“ beschwichtigte der Prinz, „es ist ein albernes Wesen.“

„So sprichst Du heute, Emerich. Weiß ich aber, was war und was kommen kann? Ach, der Verlust dieses Ringes ist mir eine böse Bedeutung.“

„Was war, meine Einzige, das habe ich Dir schon zur Genüge mitgetheilt,“ versetzte er.

„Ich finde es nicht gut für einen Fürsten, sich allzu harmlos unter das Volk zu begeben,“ sagte sie.

„Ich stimme Dir bei, Angela, nur dünkt es mich langweilig, immer und immer den Herrscher spielen zu sollen. Ich sehne mich zuweilen, Mensch zu sein draußen in der Natur. Ach, warum soll der Fürst immer gefangen sein, umringt und bewacht! Die Krone, die sie mir in kurzer Zeit aufs Haupt drücken wollen — ich gebe sie wohlfeil!“

Unmuthig sprach er diese Worte; die Fürstin streichelte ihn: „Du bist so gut, Emerich, aber Du bist ein Schwärmer. Blicke mir doch wieder einmal ins Auge!“

Er that's mit einem hastigen Blick und sagte: „Warum soll ich Dir nicht ins Auge sehen können,

meine Liebe! Ich hoffe, daß ich Alles, was ich persönlich thue oder lasse, jederzeit werde verantworten können."

„Warum siehst Du so eilig wieder in die leere Luft hinein, Emerich? Genirt Dich mein Blick?"

„Ja, Angela, ja! Wenn ich in Dein schönes Auge schaue, so kann ich nicht denken und sprechen; der Gedanke ertrinkt in diesem See, verbrennt in dieser Sonne."

„Galanter Mann! Indeß würde ich von Deiner Liebe noch tiefer überzeugt sein, wenn Du an meiner Seite bliebest, anstatt wie ein Waldmann im Gebirge herumzustreifen und Dich verschiedenerlei Gefahren auszusetzen.

„O laß mir doch meine Freude an den Bergen, oder theile sie mit mir, mein Kind."

„Ich begreife das Vergnügen nicht, zwischen den Bergen zu sein und auf Mörderhände zu warten."

Der Prinz lächelte und versetzte nicht ohne Schalkheit: „Diesmal macht weniger der Mörder, als der Schutzengel meiner Theuersten bange. — Nein, nein, jener Landritt war nicht der erste und wird nicht der letzte sein. Daß ich einmal in Gefahr war, Verbrecherhänden anheimzufallen, wird mich nicht ängstlich machen. Wenn der Mann wirklich eine böse Absicht hatte — was allerdings unstreitig ist — so hatte er sie nicht gegen den Fürsten, sondern einfach gegen die Geldtasche."

„Ich begreife, mein Herz, das Gefühl der Dankbarkeit, das Du zu jener Stunde der Befreierin aus der Gefahr entgegengebracht hast, auch ich werde der Vorsehung mein lebelang danken, jedoch bedauere ich, daß Du der Magd den Ring verpfändet."

„Mein süßer Engel," versetzte nun der Prinz und legte ihr Händchen zwischen die seinen, „Du weißt nicht, wie mir damals zu Muthe war. Hätte ich Der, die mich dem Leben, die mich Dir erhielt und die für mich blutete, Geld geben sollen oder die Taschenuhr? Nein, nein. Nur das Theuerste, was ich bei mir trug, war gut genug."

„Du solltest nicht belehrt werden dürfen darüber, was es bedeutet, wenn ein Mann einem Weibe den Ring an den Finger steckt. Nun belehrt Dich die Bauernmagd."

„Angela!" sagte der Prinz sehr leise, aber ernst.

Sie sah ihn scheinbar ruhig an und entgegnete: „Welch ein vorwurfsvoller Ton! — Ich begehre von ihr den Ring zurück."

Sie verließ das Gemach. Er stand und blickte ihr nach und murmelte: „Ich liebe die eifersüchtige Frau; aber Deine Eifersucht, Angela, ist niedrig. — Wäre es möglich! Wäre es denkbar, daß Du recht hättest? So wärest Du es selbst, die meinen Sinn nach dem armen Mädchen wendete. — Sieh Dich vor, Angela, Ringe sind zu ersetzen, Herzen

nicht! — Ich gab ihr den Reifen, so sei und bleibe er ihr Eigenthum."

Das kleine blatternarbige Herrchen, mit welchem das Viktel bei der Ankunft im Schlosse gesprochen hatte, war Geheimsecretär des Prinzen und hieß Magister Flaus. Er war Meister in Welt- und Hofkünsten, die rechte Hand des Prinzen, die linke der Fürstin, und die Schnürchen der meisten beweglichen Puppen ringsum gingen in seiner Faust zusammen.

Bei Magister Flaus sprach nun so höflich und unterthänig, als in der Eile möglich, der Leibkutscher des Prinzen vor, ein strammer kräftiger Kerl, der eben erst von den Uhlanen für den fürstlichen Privatdienst ausgehoben worden war.

„Was soll mit ihr geschehen?" fragte dieser.

„Mit wem?" fragte der Magister.

„Mit der Bauerndirne. Vor etlichen Minuten ist eine Bauerndirne die Treppe herabgelaufen; sie muß in den Gemächern der Hoheiten gewesen sein. Sie that gar absonderlich und kam mir nicht recht richtig vor."

„Sie soll angehalten werden."

„Habe ich gethan."

„Warum Er?"

„Ist mir gerade angesprungen."

„Wo ist sie jetzt?"

„In der Wachtstube."

Magister Flaus gab Befehl, daß die junge Bauernmagd einstweilen bewacht werde; er würde dann die Sache untersuchen.

Und eine Stunde später trat der Magister aus den Appartements der Fürstin, wohin er gerufen worden war, und beschied den Kutscher zu sich.

„Er heißt Jonas Striegel?" fragte der kleine Herr.

„Allemal," antwortete der Bursche und pflanzte seinen Schnurrbart auf.

„Sag' Er mir einmal, Jonas Striegel, wieso hat Er die fliehende Bauerndirne abgefangen?"

„Ist mir eingefallen, sie könnte 'leicht was gestohlen haben."

„War das der einzige Grund? Weiß Er nicht, daß dafür die Wache am Thore steht?"

„Das Mädel hat ganz getaumelt, wär' arg zu Boden gestürzt, wenn ich sie nicht hätte gehalten."

Aber der Herr Magister war auch mit dieser Begründung nicht zufrieden; er lugte so schief und zwinkernd in das Gesicht des Kutschers und sagte schmunzelnd: „Die Kleine ist nicht übel!"

„Sauber ist sie!" stimmte der Bursche hastig bei.

„Das wär' Eine —"

„Ja!" rief der Kutscher.

„Zum heiraten."

„Wohl, wohl, Herr Magister. Sie nähme mich, ich sah ihr's an."

„Der tausend, da seid Ihr ja schon im Reinen. Na, gratulir'! Hat auch Geld, das Mädel. Hat Er an ihrer Hand den Brillantenring gesehen, Jonas?"

„Der Teufel hol' mich, nein. Ich hab' nur alleweil in die Larve 'glotzt."

„Ganz vernünftig," gab der Magister bei, „der Ring ist auch nicht ihr Eigenthum; sie erhielt ihn als Pfand von einem Herrn. Aber nicht so, wie er denkt, Er schlechter Junge, Er! Wird's schon noch erfahren, wie das war. Nun will die Landschöne den Ring nicht mehr vom Finger lassen, während dem Verpfänder daran liegt, ihn zurück zu erhalten. — Jonas," das Herrchen klopfte dem stattlichen Burschen, so gut er gelangen konnte, auf die Achsel. „Er ist ein gescheiter Mann und genießt unser Vertrauen. Wollt' Er's übernehmen, dem Mädel den Ring vom Finger zu kriegen?"

Der Kutscher drehte an seinem Barthörnchen, lugte mit halb geschlossenen Augen so vor sich hin und antwortete endlich: „Warum nicht!"

„Bis morgen müßte es geschehen sein und hat Er mir den Ring persönlich zu übergeben. Begriffen?"

„Ganz wohl, Herr Magister!"

„Und reinen Mund gehalten!"

„Verstatte mir, ist sie noch in der Wachtstuben?"

„Ei, Närrchen, wer wird so ein laubfrisch Ding in der Wachtstube lassen! Sie befindet sich im Untergebäude in den Kammern der Küchenmädchen."

„Die weiß ich!“ Der Kutscher machte seinen militärischen Gruß und ging.

„Apropos, Jonas!“ rief ihm der Magister Flaus nach, „aber nur den Ring.“

Das arme Biktel, die junge Magd aus dem Leeshofe, saß in einem kahlen Zimmer des fürstlichen Schlosses, stützte die Ellbogen auf ihr Handbündel und starrte wie verloren auf den Boden hin. Kaum wußte sie, wie sie aus der Wohnung der schönen jungen Frau hierhergekommen war. Ihr wirbelten vor den Augen alle Farben, sie erinnerte sich nur dunkel, daß sie unterwegs auf der Treppe von einem baumlangen Menschen angehalten und gekost worden war, und daß sie in der Soldatenstube Einem die Faust ins Gesicht geschlagen habe. Was es in einem solchen Schloß für sündhafte Leute giebt! — Dann war sie in dieses Zimmer gebracht worden. Ein Tisch stand da; sollte sie heute hier essen? Sie hat keinen Hunger. Ein Bett war hier; sollte sie die heutige Nacht darin schlafen? Das Fenster ging in einen Hof hinaus, ringsum lauter Mauern. Schon dämmerte der Abend.

Sie kam sich vor wie eine Gefangene. Was wollte man mit ihr? War der Fremde, den sie damals am Leeshofe gesehen hatte, also der Prinz? Und er hat eine Geliebte und diese will den Ring von ihr zurück haben? — Auch der Trotz ist jetzt

da. Und wenn sie ihr den Kopf abschneiden, so macht sie die Hand zur Faust, daß der Ring nicht herabgeht. — Was hat diese Frau für ein giftiges Auge! Und er hat sie, das Viktel, wieder so freundlich angesehen und schier so lieb mit ihr gesprochen wie dazumal. Sie verlangt, sie mag von ihm nichts als den Ring. —

So waren ihre Gedanken. Dann kam ihr zu Sinn, es warte in diesem Palaste nichts Gutes und sie solle trachten, hinauszukommen. Am Thore stehen Soldaten mit langen Messern. Wenn sie nur ein einziges Wort mit dem Prinzen sprechen könnte, sie glaubt es nicht, daß er ihr Böses anthun lassen will. Ihre Brust strebt lebhaft nach Athem; die Luft ist hier gerade so wie laues, faules Wasser — man erstickt.

Als es finster geworden, wurde das Zimmer von der Laterne beleuchtet, die zum Fenster hineinschien. Um diese Zeit war's, daß das Viktel sein Bündelchen fester band und leise das Zimmer verließ.

Am dunklen Gange begegnete ihr Jemand, der sie fragte: „Wer ist das?"

„Ka Mensch braucht Spinat! mannig's Tag's ist's just, wie wann's verhext wär'!" rief das schlaue Mädchen und fand als Gemüseverkäuferin richtig den Weg ins Freie.

Sie lief weit die Straße hin und sie athmete auf. Die zahllosen Lichter wollten sie blenden, hier

stieß sie an eine Mauer, dort an einen Laternenpfahl oder an einen der ruhelos hin- und herwogenden Menschen. So taumelte sie hin. Sie fragte nicht, nach welcher Richtung, nach einer Seite mußte die Straße doch aus der Stadt führen — und sonst wollte sie nichts. Je öder und dunkler die Gassen wurden, desto freier fühlte sie sich; endlich lief sie zwischen langen Gartenmauern hin, hier noch ein Haus und dort noch eines, hier noch eine Laterne, dort noch ein Fensterschein, hier noch ein Fußgänger, dort noch ein Wagen, dann von all' dem nichts mehr, und sie stand auf freier nächtiger Heide, über sich den weiten Himmel mit Mond und Sternen.

Sie setzte sich auf einen Stein, um zu rasten, und sagte: „So, jetzt weiß ich's, wie's in der Stadt ausschaut."

Sie nahm Brot aus ihrem Bündel und aß es; es war noch Brot von daheim. Im Steine des Ringleins glühte das Mondlicht, fast funkelte er lebhafter als das Gestirn des Himmels.

„Wie finde ich jetzt heim?" fragte sie sich.

Dann stand sie wieder auf und ging und ging. Nur weit weg von der Stadt, wohin sie kam, deß fragte sie sich nicht. Plötzlich sah sie neben der Straße eine hohe schwarze Gestalt. Sie blieb stehen und blickte d'rauf hin; auch die Gestalt schien gegen sie gerichtet zu sein, regte sich aber nicht. So lange standen Beide, bis es dem Mädchen endlich einfiel:

Gespenst, du bist zuletzt gar nicht lebendig! Sie nahm sich ein Herz und trat auf die Wiese hinaus und stand vor einem Schober getrockneten Klees, wie solcher an Stangen aufgespießt zu werden pflegt.

Das ist mir gerade recht, dachte das Viktel, der Klee gehört zwar nicht mein, aber ich werde ihn auch nicht fressen, ich werde nur darin liegen, bis es Tag wird. — Sie zerstörte den Schober mit kundiger Hand und machte sich ein Bett, legte sich auf Klee und hüllte sich mit Klee ein und sagte: „So, in Gottesnam'!"

Allein nach solchem Tage ging das Einschlafen nicht so leicht wie daheim nach dem Heuen oder Kornschneiden. — Morgen, so dachte sie, hab' ich ja wieder mein gutes Bett. Aber eine närrische Fragerei wird das sein von den Leuten. Was ich Neues thät' wissen? Zu was sie mich gebraucht hätten? Ob ich was kriegt hätt'? Nichts werde ich erzählen; braucht's kein Mensch zu wissen, daß sie mir den Ring wieder haben wegnehmen wollen. — Geld, weiß Gott, wie viel Geld, hat sie mir geben wollen. Ich brauch' kein's, ich verdien' mir meine Sach' schon selber, und jetzt schlaf' ich. —

Der Schlaf läßt sich nicht befehlen. Das Mädchen drückte die Augen fest zu, aber sie gingen immer wieder auf und schauten in den Sternenhimmel hinein. Eine Sternschnuppe um die andere flog hin=

ab. „Gott tröst' alle Sterbenden!“ sagte die Ruhende. — Im Grase zirpten noch Heimchen. Hunderte von Thierchen waren auf der Wiese und umkreisten das Mädchen; das Biktel ahnte nichts von dem, was für diese Nacht in den Mauern des Prinzenpalastes ihretwegen geplant worden war. — Da fiel ihr jetzt ein: Wenn schlechte Leute des Weges kämen und sie mich hier gewahrten im Klee! In der Nähe einer solchen Stadt giebt es gewiß allerlei Gesindel. Wenn der Graber-Schorsch daherginge! .... Sie faltete ihre Hände über die Brust und flüsterte das Gebetchen, welches sie als Kind von ihrer Mutter gelernt hatte: „In Gottesnam' schlafen, sechs Engel werden mir wachen, zwei zu Haupten, zwei zu Füßen, zwei zur Seiten, Unsere liebe Frau wird ihren Schutzmantel ausbreiten. Amen.“

Bald nachher erschraken die Heimchen vor ihrem Schnarchen.

Der Peter fuhr früh in der Morgendämmerung aus, um Klee einzuheimsen. Schon von weitem sah er die kahle Stange ragen und fluchte über das Gestrolche, welches ihm wieder einen Schober auseinandergeworfen habe. Als er dem Haufen in die Nähe kam, wurde es in demselben lebendig und ein bildhübsches Dirndl sprang aus dem Klee hervor und lief davon.

Der Peter sprang ihr nach, erwischte sie, und das Viktel hatte glühende Augen und rief: „Wan Du nicht auslaßt, so kratz' ich!“

„Kratz' zu, kleine Hex'! Was hast Du denn in meinem Klee gemacht?“

„Geschlafen.“

„Weißt Du's, daß der Peter in seinem Klee nicht umsonst schlafen läßt? Komm! Wir wollen zu zweit suchen, ob ein vierblätteriger dabei ist!“

„Laß aus, sag' ich, Du großmäuliger Dingling, Du! Ist denn in dieser Gegend jedes Mannsbild vom Teufel besessen! Auslaß!“

Der Peter hatte einen Biß in der Hand; eine so ungemüthliche Dirn ließ er laufen.

Als er den Klee auf den Leiterwagen faßte und wahrnahm, wie derselbe noch warm war, wollte er dem Mädchen neuerdings nachlaufen; zum Glück war es schon weit davon.

Sie blickte rings um und sah von Ferne die Thürme der Stadt. Sie fragte an Häusern nach dem Wege in ihre Gegend und fand sich bald zurecht.

Als es schon Mittagszeit war und ihr Schuhwerk schneeweiß vor Staub, sah sie vor sich auf der Straße einen Mann am Stocke mühsam dahinschreiten. Er war in bäuerlicher Kleidung, trug aber eine Soldatenmütze, hinter welcher das dunkle Haar kurz und glatt geschnitten und der Nacken frisch rasirt war. Bald sah sie: ein noch junger Mann mit

falbem Schnurrbärtchen, aber abgehärmt und blaß im Gesichte.

„Kein gutes Wandern, wenn's so heiß ist!" redete sie ihn an. „Wie weit denn?"

„Bis Wernsdorf, wenn's geht," war seine Antwort.

„So, da gehen wir ja eine Weil' miteinander."

„Werde wohl nicht mitkommen können," sagte er, sein blaues Auge blickte sie gar offen und traurig an.

„Ich gehe ja auch gerne langsam, wenn ich einen Kameraden habe," meinte sie, „hat Er im Fuß was?"

„Jetzt nicht mehr," antwortete er, „ist aber eine Bleikugel drinnen gesteckt, vom Feldzug her — und das thut Einen höllisch geniren."

Sie sagte nichts darauf, ging still und langsam neben ihm her und dachte allerhand.

— So ist's, wenn der Mensch großen Herren dient, der Eine geht mit Schand und Spott aus, der Andere mit einer Blessur.

Sie mußte so laut gedacht haben, daß es der Invalide hören konnte, denn er sagte nun: „Welcher hohe Herr hätte denn einen Nutzen an meinem durchschossenen Fuß? Ich bin freiwillig gegangen, wie ich gesehen hab', der Feind wollt' in unser Land einbrechen. Und wenn ich ein Bettelmann sollt' bleiben mein Lebtag lang, so wird's mich nicht gereuen, daß ich gegangen bin."

Sie blieb stehen, schaute ihn an — es war ein schöner Kopf, seine Augen brannten nicht, wie der Blitz, sondern wärmten, wie Sonnenschein.

„Narrheiten," sagte sie, „wer wird denn ein Bettelmann bleiben! Wo ist Er denn daheim?"

„Ja," antwortete er, „das weiß ich selber nicht recht. Gebürtig bin ich in Wernsdorf, und seit neun Jahren habe ich in Oberkirwald als Holzknecht und auch sonst herum gearbeitet, und da hab' ich gehört, wollten mich die Wernsdorfer nicht mehr gern behalten, weil sie sagen, das Heimatsrecht wäre verjährt."

Das gab ihr wieder zu denken, denn, wie wir schon bemerkt haben mögen, das Viktel war kein Weibsbild, welches blos sprechen, sondern welches auch denken konnte. Schau, dachte sie, das ist auch spaßig, der hat keine Heimat und hat sich doch für seine Heimat anschießen lassen.

„Geh," versetzte sie jetzt, „bist schon nicht bös', wenn ich Du sag' — geh', häng' Dich ein in meinen Arm, thust Dich gleich leichter."

„Wenn Du schon so gut bist," sagte er und hing sich ein wenig an ihren Arm, „mich lust's zwar gar nicht nach Wernsdorf, aber Deinetwegen gehe ich gern mit Dir, weil wir schon so Bekanntschaft machen. Wie heißt denn, Dirndl?"

„Viktoria Zimmermann heiß' ich und bin Dienstmagd auf dem Leeshof in Breitegg, wenn Du's weißt."

„Recht gut weiß ich's, bin letzt Jahr dort im Pfarrhof Knecht gewesen. Wenn Du etwa vom Johann Schmied einmal was gehört hast."

„Ja Du, vom Sehen aus kommst mir eh bekannt vor," versetzte sie, „und sind des Pfarrer-Hansels wegen nicht einmal zwei Weibsbilder raufend worden?"

„Hast auch gehört davon? Na, Dummheiten waren es. Ich hab' von all zweien gar keine mögen. Und jetzt, denk' ich, werden sie meinetwegen nicht mehr viel raufen. Den Krüppel mag Keine."

„Na, das wär' nicht schlecht!" rief das Viktel und war recht roth im Gesicht, dann setzte sie leiser bei: „Du kriegst leicht Eine."

„Sapperlot," sagte er jetzt, „was Du für einen vornehmen Ring am Finger hast! Da ist ja gar ein Edelstein drinnen!"

„Ist mir nichts drum, antwortete das Viktel, „wenn er Dir gefällt, Hans, so zieh' ihn herab . . ."

Was doch die Menschen thöricht sind, gerade oft, wenn ihnen das schönste Glück lacht.

Ein junger Prinz zu sein, dem man alsbald die Krone auffsetzen will, eine schöne maienfeine, liebesglühende fürstliche Braut zu haben — ich wollte mir nicht viel Besseres wünschen. Prinz Emerich wollte es eigentlich auch nicht, aber eben, weil der Mensch nicht Herr seiner Wünsche ist, so ist er nicht

Herr seines Glückes. Prinz Emerich war sich's vielleicht gar nicht bewußt, was er wollte, oder gestand sich's nicht ein. Das half ihm aber nichts, er fühlte sich unbehaglich, unzufrieden.

Mit erneuter, erzwungener Lebhaftigkeit wandte er sich zu Angela, der Eifersüchtigen, Leidenschaftlichen, dem Weibe mit diesen zwei Fehlern, die sonst den liebenden Mann zu entzücken pflegen.

Ihre Eifersucht hatte zuerst das Gespenst genannt, das seither nicht mehr ganz von ihm gewichen war. Es neckte und ängstigte ihn mit lieblichen Träumen. Er sagte es laut und sagte es still, er habe nur die Fürstin lieb, aber sein Herz loderte an ihrer Glut nicht auf, wie sonst, er dachte an —

Ja wohl, er dachte an jenes Wort seiner Braut, der hingegebene Ring hätte kein gutes Bedeuten. Jenes einfältige Kind — es ist ja doch noch ein Kind — kennt nicht einmal den Geldeswerth des Ringes, der ihr an Gold zehnmal aufgewogen wird, und es giebt ihn nicht vom Finger. Es denkt nicht an den Mann, aber es will seinen Ring und ahnt nicht, was von ihm an diesem Ringe hängen geblieben ist . . .

Als der Winter vorbei war mit seinen glänzenden Festen und glänzenden Qualen, mit dem starren goldenen Joche des höfischen Lebens, unter welchem Mancher seufzt, aber Alle lächeln müssen — jene in Rosen maskirte Last, welche der Menschheit ewiger

Dämon, der Keinen wahrhaftig glücklich sein läßt, tückisch dem Reichen aufgebürdet hat — als die „Saison“ vorbei war und der Frühling hereinlächelte über die Mauern der Stadt, da fühlte Prinz Emerich in sich die Sehnsucht erwachen nach den Bergen. Hinaus in die stille, einfache, große Natur und zu jenen schlichten Menschen, deren Tugenden größer sind, als die der Vornehmen, weil sie selbstloser sind; deren Fehler und Laster unschädlicher sind, als die der Großen, weil es ihnen an Macht gebricht.

Und eines Tages bestieg er sein Roß und ritt incognito davon. Warum er gerade die Richtung nach Breitegg einschlug? War es die von Ferne blauende Höhe des Wockenberges, die ihn reizte? Als er unterwegs auf den Fluren die jungen, anspruchslosen Blümlein sah, da dachte er wieder an das Viktel. Das war jenes von Eifersucht erweckte, liebliche Gespenst. Aber sie hatte für ihn geblutet. — Die Zeit her nicht allzu selten, wenn sein Sinnen unbewacht war und er sich dem stillen Hinschwärmen übergab, war ihm das Bauernkind eingefallen, das seinen Ring trug. Allmählich hatte seine dichterische Seele ihr anmuthiges Bild umgestaltet und vervollkommnet zu einer jener reizenden Schäferinnen, von denen die alten Sänger erzählt haben, und für die er schon als Knabe eine wunderliche Zuneigung gefühlt hatte.

Das schwarze Hengstlein trabte flink dahin, als wüßte es den Weg, den sein Herr meinte. Die Hügel erhöhten und bewaldeten sich und der Wockenberg kam immer näher; das Blau seiner Wälder bräunte sich und seine Felsenzinnen wurden schärfer und schärfer. — Oft sehnte sich Prinz Emerich nach einsamen Höhen. Die gesellschaftliche Höhe, auf der er stand, wollte ihn nicht befriedigen; es schien ihm, als wäre von ihr aus der Blick auf das Leben ein gar umnebelter und verschobener. Ihm verlangte nach freier, reiner Höhe, um mit dem klaren Auge des Denkers und dem warmen Herzen des Menschen die Welt zu betrachten. Er kannte den hohen Werth der Kunstblume: Civilisation, aber er suchte und liebte auch das verborgene Veilchen und das Dornröschen in der Wildniß.

Hinter der mit jungen Buchen besetzten Schlucht, welche aus der Hügelgegend in das Bergthal von Breitegg führt, sah unser Reiter neben dem Wege einen Mann, der auf dem Feldhange mit einer Haue emsig in die Erde Löcher schlug und in jede dieser Vertiefungen etwas hineingleiten ließ. Der Mann trug eine Soldatenmütze.

„He,“ rief der Reiter dem Arbeiter zu, „was macht Ihr da?“

Der Andere zog seine Mütze und antwortete: „Ackerbohnen setzen.“

„Gehört der Acker Euch?“

„Das nicht. Hab' ihn in Pacht, bis die Bohnen zeitig sind."

„Und seid Ihr ein Freund von Bohnen?"

„O, das wohl, wenn sie nicht von Blei sind."

Das Pferd war ungeduldig, aber der Reiter zähmte es, daß es stand, und er sagte zum Arbeiter: „So scheint, daß Ihr auch mit Bleibohnen Bekanntschaft gemacht habt?"

„Mag wohl sein, Herr. Da drinnen" — er deutete auf den Schenkel — „hat eine gesteckt. Habe den letzten Feldzug mitgemacht."

„Ei, da sind wir ja Waffenbrüder!"

„So! Auch dabei gewesen? Gewiß bei den Dragonern. Na, das freut mich. Wollt' der Kamerad nicht ein wenig Rast halten? Da, wie die Straße um den Berg biegt, steht gleich mein Häusel. Meine Alte kann Ihm mit Buttermilch aufwarten und der Rapp — ei ja, ein sauberes Thier! — mag leicht einen Schippel Heu; ich komme bald nach, will vorreh just mit der Handvoll fertig werden."

Der Reiter nahm die Einladung an, bog um den Berg, hielt vor dem Häuschen und sprang vom Pferde.

Als er sich bückte, um durch die niedrige Thür einzutreten, stand das Biktel vor ihm. Er erschrak, sie nicht.

„Herr Hochheit," redete sie ihn an, „das gefreut mich, daß Er uns auch einmal heimsucht."

„Wie!“ rief der Prinz, „da finde ich ja meinen Schutzgeist!“ Sein erster Blick war auf ihre Hand, sie trug ein Ringlein, aber nicht das seine.

„Ist vorbei,“ entgegnete sie, „wer wird denn von so Sachen so lang' reden! Wenn der Herr Hochheit niedersitzen möcht'! Ist halt Alles so viel ungereimt bei uns. Jetzt muß ich aber geschwind meinen Mann herheißen.“

„Wenn es der Bohnensetzer ist,“ sagte er, „der kommt bald nach, hab' schon mit ihm gesprochen. — Also, verheiratet, Viktel!“ Er sagte das Wort leise und weich und blickte ihr ins Auge. Aber jetzt that ihr sein Blick nichts mehr.

„Ich hab' einen braven Mann kriegt,“ entgegnete sie, „von Wernsdorf ist er gebürtig. — Ja, und jetzt fällt mir was ein.“

Sie eilte in eine Nebenkammer, kehrte bald wieder zurück und hielt zwischen den Fingern einen in weißes Papier gewickelten Gegenstand.

„Das gehört dem Herrn,“ sagte sie, „ich brauch' es nicht.“

Er nahm den Gegenstand und schälte ihn aus dem Papier, es war der Brillantring. — Er verbarg seine innere Bewegung und sagte ganz gelassen: „Sie giebt mir das zurück und denkt nicht daran, daß es mich kränken könnte?“

„Bitt' halt um Verzeihung,“ antwortete das Viktel, „ich red', wie ich's versteh', aber ich sag',

aufs Kränken darf man nicht allemal schauen. Es ist recht närrisch von mir gewesen und ich will es dem Herrn Hochheit seiner Frau Braut tausendmal abbitten, daß ich dazumal den Ring nicht hergegeben hab'. Wenn Ihr Euch miteinander einmal versprochen habt, so gehört der Ring dem Herrn und der Herr gehört ihr und da hilft Alles nichts. — Thu' ihn jetzt der Herr Hochheit nur einstecken, daß Er ihn nicht verliert, und ich bedank' mich für den guten Willen."

Bei Hofe lernt man ein gutes Benehmen für allerlei Gelegenheiten und Verhältnisse. Aber in dieser Sache wußte der Prinz nicht, was er sagen und thun sollte. Er hielt den Ring lange in seiner Hand und betrachtete das Biktel. Nun aber war's seltsam. Ein unsichtbarer Faden, der sich so allmählich gesponnen, der bisher sein Herz so eigenartig beunruhigt und ihn in diese Gegend gezogen hatte, war nun plötzlich wie abgeschnitten. Er begriff nicht, wie er an dieses Bauernmädchen so oft hatte denken müssen. Es war, wie alle anderen hübschen Dirnchen auch sind. — Aber — und das fiel ihm nun ein — die Eitelkeit! Wie maßlos muß die Eitelkeit eines Mannes sein, wenn sie selbst einem Fürsten gefährlich werden kann, welcher weiß oder zu wissen glaubt, daß eine Bauerndirne in ihn verliebt ist! — Ob denn nicht doch die Eitelkeit ein gutes Theil zur wirklichen Liebe beiträgt? — Nun sie einen Andern nahm, ist's in ihm kühl. Er sah sie an und

gestand sich nur noch das Eine: Konnte sie auch nicht so schön sein, als sie in ihrer Abwesenheit ihm die Phantasie gestaltet hatte, so war sie doch eigentlich schöner als vor einem Jahre. Die Farbe ihres Gesichtes war zarter und ein wenig weißer, ihr Auge schien größer und noch milder, ihre Lippen lächelten weicher und ihre Locken schmiegten sich noch ungezwungener um das Köpfchen, wie damals. Auch waren die Formen ihres Körpers gerundeter.

Dann betrachtete der Prinz das ärmliche, aber reinlich gehaltene Häuschen und sagte nun: „Warum habt Ihr nur keinen größeren Hof gekauft?"

„Das Kaufen ist leicht gesagt," meinte sie.

„Ihr zieht es vor, das Geld auf Zinsen liegen zu lassen."

„Wir haben keins."

„Es ist doch bekannt, daß bei Eurem Gerichtsamte eine Summe für Dich hinterlegt wurde?"

„Ich bedank' mich recht," sagte sie, „aber für den Rath, daß der Herr nicht mit dem Schorsch auf den Berg gehen sollt', will ich nichts nehmen. Unsereins braucht auch oftmals guten Rath und kann ihn nicht zahlen."

„Doch für den Blutstropfen."

„Ist lang' verheilt. Gießen ja auch die Soldaten ihr Blut aus und kriegen nichts dafür."

„Also für den Ring, den Du hier zurückgiebst."

„Schon gar nicht,“ rief sie und ging einige Schritte von ihm weg, „für den Ring schon gar nicht.“

Nun trat mit seinem steifen Fuß der Hans ein, der Bohnensetzer.

„Das Roß steht draußen in der Sonn' und hat nichts zu fressen,“ verwies er, „das hätt' beim Militär nicht sein dürfen! — Na, Herr Kamerad, thu' Er sich kamod machen, den Rappen will ich schon besorgen. Hast keinen Wachholdernen mehr daheim, Viktel?“

Er meinte Branntwein, sie aber war erschrocken über seine Rede und sagte leise: „Kennen wirst ihn doch, den Herrn! Nicht! Jesus und Josef, das ist ja der Herr Hochheit, der Prinz!“

Jetzt starrte der Hans auf den Reitersmann, dabei zog er langsam seine Mütze ab.

„Laßt das,“ versetzte der Prinz, „wir haben Anderes zu besprechen.“

„Ist mir eh gleich so rar gewesen!“ rief nun der Hans drein, „hab' ja beim Tambach=Defilé die hohe Ehr' gehabt; haben sich aber Eure Hochheit seither den Bart weggeschnitten! Na, bitt' gehorsamst.“

Sie redeten noch ein Weilchen hin und her. Der Prinz genoß eine Schale Ziegenmilch. „Besseres,“ meinte das Viktel, „können wir nicht aufwarten.“

„Ihr beschämt mich tief, wenn ich mich erinnere, welche Gastfreundschaft der Viktoria in meinem

Hause zu Theil geworden ist. Ein bißchen ist sie jedoch selbst daran Schuld, sie lief auch so davon."

„O heilige Maria, wie bin ich froh gewesen, als ich vom Schloß draußen war!"

„Ich hatte die Absicht, Dich zu bewirthen —"

„Ums gute Essen ist mir nicht viel."

„Und Dich den Herrschaften vorzustellen."

„Na, na, die Schloßherrschaften, die kenn' ich schon," eiferte das Viktel, „den Herrn Hochheit nehm' ich aus, aber die andern Männer sind all' nicht viel werth."

Es ist hierauf Einiges angedeutet worden, wobei Prinz Emerich Mühe hatte, seinen Zorn zu unterdrücken. Dann aber sagte er, das junge Weib an der Hand fassend: „Du bist eine vernünftige Frau, so wirst Du den Hof nicht nach seinen niedrigen Elementen beurtheilen. Es giebt auch im Palaste gute Menschen, die Euch schlichten Landleuten näher stehen, als Ihr glaubt, weil sie ganz wie Ihr streiten und leiden, weil auch dort trotz aller goldenen Pracht, nur zwei Dinge sind, die glücklich machen können, das gute Gewissen und die Liebe. — Euch, Ihr lieben Menschen ist wohl Beides beschieden; ein Drittes ist wünschenswerth, und ich wünsche daher, daß Ihr es annehmt. Will diese hübsche und stolze Frau ihre gute That nicht für Geld gethan haben, so wird es der Mann, der wacker für sein Vaterland stritt und davon ein Wundmal durch sein Leben

trägt, nicht hindern dürfen, wenn ihm sein Fürst eine Ehrengabe reicht. Freut Euch die Landwirthschaft, so hoffe ich, daß ich im nächsten Jahre auf meiner Wanderung in Euern Großbauernhof einkehren kann."

Der Hans sagte zum Biktel: „Wenn er es uns schon so gut meint, warum sollen wir es nicht dankbar annehmen? Brauchen wir es nicht, so wird's unserem Bübel taugen, wenn er Großbauernsohn ist."

Sie nahmen es an. Der Prinz schüttelte Beiden die Hände, bestieg sein Roß, ritt heimwärts und liebte seine Fürstin.

Die Gattin meines Freundes.

Wie schätzt Ihr ein Weib, welches vor Gericht seine Ehre und Frauenwürde verleugnet, um das eheleibliche Kind zu behaupten?

Ich hatte einen Freund. Der war ein blasser, hagerer Geigenspieler und auf ihn ließ sich das Sprichwort münzen: im Spiel größeres Glück als in der Liebe. Auf den reichen Lorbeern, die ihm seine berühmten Concerte eintrugen, konnte er zu Hause nicht ausruhen, weil seine Frau ihm keine Ruhe ließ. Sie war um zwanzig Jahre jünger als er und sehr interessant. Aber war es, daß sie mit den Musen eiferte, denen ihr Mann ergeben war, oder daß ihr ein Jugendgespiele fehlte, kurz, wie er die Geige spielte, so spielte sie die Unglückliche. Sie hatten ein Kind, einen schönen Knaben von etwa zwei Jahren. Sie lebten in diesem Kinde; er wünschte, daß es aufwachse und die Geige spielen

lerne; sie hingegen sagte, es wäre tausendmal besser, das Kind wäre nicht, weil es auf der Welt ja ohnehin kein Glück gäbe. Auf solche Bemerkungen strich Gustav's Fiedelbogen mitunter ein bißchen zu scharf über die Saiten, worauf die Gattin mit verhaltenen Ohren schrie: das sei nicht auszuhalten; sie lasse sich von ihm scheiden.

Ich weiß nichts Näheres davon, ich weiß nur, daß oft solche Scenen vorfielen, daß Beide dabei höchst aufgeregt waren, daß sie sich jedesmal schwerer beleidigten, als es der Anlaß — der oft sehr geringe Anlaß — erheischt hätte, daß das Wort Scheidung immer häufiger fiel und daß sie endlich das Gericht angingen, sie zu scheiden.

Das Gericht ist oft rührend naiv, aber sie ließen sich nicht rühren. Die Behörde hielt dem so arg von der Centrifugalkraft erfaßten Paare eine eindringliche Rede über die Bedeutung der Ehe, über den Werth des häuslichen Friedens, über die Pflichten gegen Kinder u. s. w., das Paar wurde dabei noch zorniger und alte Fetzen von Familienangelegenheiten wurden hervorgezerrt, die besonders die Frau wie Siegesfahnen zu schwingen wußte. Habt Ihr — liebe Leser — einen ehelichen Krieg vor Gericht schon gesehen? Nicht? Dann ist es verdienstlicher für mich, wenn ich ihn Euch nicht näher beschreibe. Wäre ich dabei gewesen, ich hätte meinen Freund, der sonst ja so vernünftig war, an der Hand

genommen: „Laß sie! Geh' mit mir. Frauen sind nur geschlagen, wenn sie der Mann allein läßt!" Aber ich war nicht bei ihm und mein guter Gustav hat sich bei seinem nervösen Temperamente in die Sache hineingebohrt, als ob sie ihn etwas angegangen wäre. Und er war bei der ganzen Angelegenheit doch nur bloß der Ehemann — da hätte er ruhig seines Weges gehen können.

Endlich erklärte sich die Behörde zum Vollzuge der Scheidung bereit.

Nun aber war die Frage: „Was geschieht mit dem Kinde?"

„Das Kind gehört zur Mutter!" rief die Frau.

„Der Sohn gehört zum Vater," behauptete der Mann.

„Nun, darüber müßt Ihr Euch einigen!" sagte der rührende Richter.

Jetzt entbrannte der Streit noch heftiger und es hatte den Anschein, daß diese Frage nur durch den bekannten salomonischen Vorschlag gelöst werden könne. Das Gericht entschied wie folgt: Maßen die von nun an alleinstehende Frau vielleicht weder die Subsistenzmittel, noch den moralischen Halt besitzt, um das Kind zu ernähren und zu erziehen; maßen das Kind als Knabe mehr auf den Einfluß des Vaters angewiesen ist, dessen Namen es trägt, als auf den der Mutter; maßen gesetzliche Bestimmungen über das Heimatsrecht legitimer Kinder

solche dem Vater zusprechen und maßen in diesem Falle kraft väterlicher Gewalt der Vater sein Anrecht behauptet — hat das dieser nun gelösten Ehe entsprungene Kind bei dem Vater zu bleiben.

Jetzt war die Frau einen Augenblick still gewesen und man sah an ihrem erbleichenden Angesichte, was in ihrem Mutterherzen vorging. Wenn sie sonst in Ohnmacht gefallen war, ohne zu erblassen und ohne eine Veränderung des Pulsschlages zu zeigen, blieb sie jetzt aufrecht stehen, aber ihr Körper bebte, sie rang schwer nach Athem, bis sich der krampfige Schmerz in einen Thränenstrom löste.

Diese Thränen gingen den Mann nun eigentlich nichts mehr an; aber man kennt ja die Frauenthräne als die wirksamste Flüssigkeit, in welcher sich das steinerne Herz des Mannes löst. Gustav dachte daran, wie unendlich dieses Weib an seinem einzigen Kinde gehangen war, wie sie die Amme und die Kindsfrau verschmäht hatte, nur um sich selbst ganz dem Kinde zu widmen und den Kleinen sich anhänglich zu machen. Sie, die sonst nach Prunk haschende, nur der Bequemlichkeit ergebene Frau, hatte sich ganz ans schlichte Kindszimmer gewöhnt, hatte dem hilfebedürftigen oder gar erkrankten Wesen sorgenvolle Tage und schlaflose Nächte gelebt. Und so oft sie auch geäußert: „Besser, das Kind wäre nicht auf dieser unseligen Welt!“ war sie doch stets bereit gewesen, das Leben desselben mit dem ihren

zu schützen und zu bezahlen. Hatte sich der Kleine auch mehr dem milden und gemüthlichen Vater angeschlossen, als der launischen, leidenschaftlichen Mutter, so konnte Gustav doch trotz alldem das Recht nicht bestreiten, das die Mutter an dem Kinde hatte, und er schwankte, ob nicht etwa doch er das schwere Opfer zu bringen und den Knaben hinzugeben hätte.

Der Schreiber setzte schon die Feder an, um die Clausel vom Kinde niederzuschreiben. In demselben Augenblick trat die junge Frau zu Gustav heran. Ihre Glieder bebten, in ihren Augen lag ein wilder Glanz.

„Weißt Du denn so bestimmt,“ haftete sie ihm zu, „ob Du an dem Kinde ein Recht hast?“

„Mein Recht an meinem Kinde ist nicht zu bestreiten,“ sagte er.

„Weißt Du denn auch, ob es Dein Kind ist?“

Auf dieses ihr Wort ist denn mein Freund Gustav einen Schritt zurückgewichen.

„Lieber, als ich mein Kind lasse;“ rief sie in fürchterlicher Aufregung, „lieber gestehe ich Alles. Dieser Mensch ist nicht der Vater von dem Kinde!“

Nun war die Reihe zu erblassen an Gustav. Er blieb äußerlich ruhig — aber endlich fragte er mit tonloser Stimme das Weib: „So darf ich doch vielleicht wissen, Madame, wen ich als Ihr formeller Gatte öffentlich zu vertreten die Ehre hatte?“

„Sie werden sich seiner kaum zu schämen brauchen," sagte die Frau, „er zählt zu Ihren besten Freunden."

„Hans!?" rief Gustav aus.

„Sie sollen Recht haben," sagte sie und stürzte aus dem Saale.

Der Richter sprang dem zu Boden sinkenden Manne bei. Dieser legte seine Hand auf die Achsel des Stützenden. „Es ist eine Lüge!" sagte er, „nicht wahr, Herr, es kann nicht sein! Das Kind, ich hab' es allzu lieb! Ha, der Maler! Der Maler! Doch, sie mögen schlecht sein, wie sie wollen; das Kind ist unschuldig. Ist's auch nicht mein Blut, so ist es doch mein Herz, mein Leben geworden. Ich lasse es nicht. — Ha, ha, mein Knabe, Du warst unvorsichtig in der Wahl Deiner Eltern. Aber sie sollen Dich nicht verderben, Du bleibst bei mir."

So hatte er gesprochen; dann verließ er den Saal und kam zu mir in meine Wohnung.

Ich erschrak, als ich ihn sah. Das war ein wirrer Bursche.

„Was erschrickst Du, Hund!" rief er fast stöhnend vor Aufregung. „Du glaubst wohl, daß ich Dich nun niederschießen werde!"

„Was ist Dir, Gustav?" rief ich aus.

„Du leugnest es? Darum also die Feinheiten mit ihr, die Zärtlichkeiten mit dem Kinde!"

Es bedurfte lange, bis ich aus seinen Worten klug wurde.

Als ich endlich aber sah, um was es sich handle, fragte ich, wie alt sein Junge sei.

„Du wirst es recht gut wissen, daß er in einem Monat zwei Jahre wird.“

„Und Du — doch es ist ja nur ein Scherz von Dir, aber ein recht unpassender, lieber Freund.“

„Ich rathe Dir, das Höhnen sein zu lassen!“ rief er mit wüthender Geberde.

„Und Du,“ fuhr ich fort, „solltest wissen, daß ich erst seit anderthalb Jahren aus Italien zurück bin, wo ich ununterbrochen vier Jahre in Rom gelebt habe.“

Der Beweis davon war leicht erbracht, um so leichter, da Gustav sich nun ja selbst daran erinnerte, daß ich erst seit einem Jahre in sein Haus kam, wir uns früher persönlich fremd gewesen waren, nur daß er von meinem Aufenthalte und meinen Kunststudien in Rom gehört hatte.

Wie träumend ging Gustav seiner Wohnung zu. Dort fand er vor dem Bettlein des Knaben, der mit rosigen Wangen ein Mittagsschläfchen that, sein Weib knien, bitterlich weinend. Als er eintrat, wendete sie sich mit gerungenen Händen zu ihm.

„Tödte mich, Gustav!“ rief sie, „ich verdiene das Leben nicht mehr, aber das Kind ist Dein!“

„Ich weiß es, Margarethe.“

„Hätte ich aus sinnlicher Leidenschaft Dich betrogen,“ fuhr sie fort, „ich wäre nichts als ein leicht-

sinniges, beklagenswerthes Weib, daß Du verstoßen könntest. Aber ich habe meine Ehre mit Absicht verleugnet, aus Eigennutz. Ich habe die Ehre Deines Hauses befleckt, nur um das Kind zu behaupten. Ich stand nicht an, dem Kinde den Vater und Namen zu rauben, seine gesellschaftliche Stellung und Legitimität zu vernichten, nur damit ich es an meiner Brust kosen und herzen könne. O mein Gustav, ich habe in der Angst um das Kind so niederträchtig gehandelt, daß ich jetzt verzagen muß."

„Ein Beweis, wie gewaltig und rücksichtslos die Mutterliebe ist," sagte Gustav. „Ich komme eben von Hans und weiß, daß Deine Behauptung grundlos ist. Aber ich gebe Dir nun das Kind — diesen lieben Knaben — mein ganzes Glück auf der Welt ..."

Er konnte nicht weiter sprechen. Sie umklammerte seine Knie und schluchzte: „Nimmer zu sagen, Gustav, wie lieb ich Dich habe! Nun ist mein Trotz gebrochen. Das Unrecht, welches ich Dir und Deinem Kinde zufügen konnte, die Schuld ist so groß, daß sie alle Launen, Gereiztheiten und Bosheiten, womit ich bisher meine Umgebung gequält habe, niederdrückt auf mein Leben lang. Ich habe kein Anrecht mehr auf Deine Liebe, keines mehr auf die Liebe dieses Engels. Verstoßest Du mich nicht, Gustav, so will ich Deine Magd sein und meine Unthat löschen, so viel ich kann; willst Du mich aber nicht mehr um Dich sehen —" sie wimmerte wie ein Kind.

Er hob sie auf zu seiner Brust. Der Tag ihrer Trennung ist der Tag ihrer Vereinigung geworden. Der schwere Fehler, der die Gattin zur Einsicht aufgeweckt und zahm gemacht, war eine Lüge und diese Lüge hat ihr der Gatte gern verziehen. Ich meide seitdem selbstverständlich ihr Haus. Ich höre den guten Gustav zwar geigen, aber bei ihm soupiren — das lasse ich bleiben.





Aus dem Tagebuch einer Ehefrau.

Graz, am 7. April 18**

Ich heirate ihn. Meiner Mama zu Trotz heirate ich ihn. Cousin Carl lacht mich aus und Mama sagt, am Ende nähme mich auch Der nicht, ich bekäme gar Keinen. Carl sagt, ich bekäme Jeden. Mama ärgert sich, daß er Professor der Philosophie ist, ja sogar — wenn er seinen Titel zeigen wollte, aber er will das nicht — Ritter von! Das macht alle ihre Prophezeiungen von meiner Taugenichtsigkeit zu Schanden und ich soll in der schönen Villa am Rosenberge die Hausfrau sein.

Er ist genau zweimal so alt als Carl, ich habe ihn auch zweimal so lieb. Lieben muß eine brave Frau ihren Mann, das weiß ich schon, und ich will eine brave Frau werden, gerade der Stiefmutter zu Trotz, weil sie immer sagt, sie beweine den Mann, der mich nimmt.

Sie mag's thun und er soll sie belachen, das will ich.

10. April.

Heute war die Verlobung. Mama hat wirklich dabei geweint, aber vor Freuden und über mein Glück, wie sie laut sagte. Es ist auch eins. Ich weiß gar nicht wie mir ist, so als ob ich in den Lüften schwebte, und Alles beweist mir Ehrerbietung, und die ganze Welt, so ist mir, wendet sich ringsum auf mich her und alle Bäume, alle Sträucher, an denen wir beim Nachhausegehen vorbeikamen, flüsterten mir zu: Sie ist Braut.

Ich werde es aber nicht lange sein. Mama behauptet, ich zähle im Traume schon die Tage, bis ich einen Mann hätte. Mein Onkel sagte mir scherzend: „Bleibe so lange Braut als möglich, heirate sobald als möglich. Der Ehestand ist am schönsten von vorne, der Brautstand von hinten." — So etwas Unverständiges kann nur der gute Onkel sagen.

Gottlob, daß ich Braut bin!

30. April.

Gestern war's. Aber gestern war ich unfähig, auch nur ein Wort zu schreiben.

Heute will ich's, denn ich kann das Geheimniß nicht in mir verschließen, ich kann nicht. Das Papier will ich ja dann verbrennen.

Mein Bräutigam richtet die Villa neu ein, ich hörte, daß er in meinem künftigen Boudoir ein Fenster ausbrechen lasse gegen Mariatrost hin, weil er weiß, daß mir dieser Blick so lieb ist. Ich bin mit Mama und dem Cousin Carl sehr oft in Mariatrost gewesen; aber wenn ich vom Walde auf das weiße Haus am Rosenberg herübergeblickt hatte, wie hätte ich denken können, daß es einmal mein sein sollte!

Ich war begierig, die neue Wohnung zu sehen und wollte gestern meinen Bräutigam überraschen. Er war aber nicht zu Hause, er hatte Vorlesung auf der Universität. Ich fand die weißbekleckften Maurer, die dummen Tapezierer, die auf ihren Leitern standen, und nicht einmal grüßten. Ich wünschte, daß es heimlicher würde in diesem Hause und verließ es bald. In der Panoramagasse begegnete mir der Cousin. Ganz zufällig war er spazieren gegangen gegen Mariagrün hin und lud mich ein, ihn zu begleiten. Ich ging gerne mit ihm, aber er war sehr langweilig, riß im Vorbeigehen Blätter von den Bäumen und warf sie wieder weg.

Als wir zum Kirchlein kamen, war mir weich zu Muthe und ich sagte, wir wollten doch hineingehen und die Mutter Gottes grüßen.

Carl antwortete, er habe sie schon oft gegrüßt, sie hätte ihn aber niemals erhört. Sein Fuß sei halblahm wie immer — er hat ihn von einer

schlimmen Erkältung als Kind schon so bekommen — er sei arm und verachtet, wie immer, verlassen, von Niemandem geliebt. Ich bat ihn, daß er nicht so reden möge, und vielleicht, daß ihn die Mutter Gottes heute erhöre. Ich sagte das, weil er mir leid that und weil ich einen Spaß machen wollte und endlich auch, weil ich wirklich immer ein großes Vertrauen hatte zu Mariagrün.

Wir gingen aber an der Kirche vorüber und durch den Wald hinauf. Er wollte noch nicht sprechen und als ich ihn von der Seite heimlich anblicke, sehe ich, daß sein Auge voll Wasser steht. Mir wollte das Erbarmen mein Herz zerdrücken. Ich ärgerte mich, daß mir gar kein Wort einfiel, ihn zu trösten. Wenn er nur zu Hause bei uns wäre, dachte ich, unter Leuten macht er ja seine lustigen Glossen, daß Alles lacht.

Da ist es plötzlich. Er reißt mich an sich und küßt mich so heftig, daß ich vor Schreck ohnmächtig werden mußte . . .

Wir sind spät nach Hause gegangen.

Jedes allein.

30. Juni.

Die Hochzeit ist vorüber; sie war in der Domkirche, einfach und würdig. Ich hätte aber vermuthet, es würden mehr Leute in der Kirche anwesend sein. Mir sei beim Heiraten alles Aufsehen zuwider, hatte

ich gesagt, aber insgeheim wäre mir doch um Zuschauer zu thun gewesen. Mama war zärtlich mit mir, wie vorher noch nie; ich hätte mir nicht träumen lassen, daß mir der Abschied von ihr so schmerzlich fallen würde.

Als mich mein Mann — ach, mein Mann! — durch unsere neue Wohnung führte, war mir sehr bange und wußte ich nicht, was ich sagen sollte, um meine Beklemmung zu erleichtern. Ich hatte einen unverstehbaren Drang, als müßte ich etwas sagen, was mir oder ihm weh thäte. So sagte ich, daß ich nur Eines fürchte in diesem Haus: Die Gegenwart seiner verstorbenen Frau. Ich sei maßlos eifersüchtig.

Er lächelte und meinte, besser, die zwanzigjährige Frau sei es, als der vierundvierzigjährige Mann habe Anlaß dazu. Dann gab er mir den Schlüssel zu einem kleinen Zimmer und sagte, das Zimmer solle mein Brautgeschenk sein, *mein* ganz allein, er wolle es nimmer betreten und nicht mehr wissen, daß es auf der Welt sei.

Während er mit dem Hausmeister sprach über das, was bei unserer Abwesenheit zu geschehen hat, öffnete ich das Zimmer, denn ich war sehr begierig auf die Brautgabe. Im Zimmer befanden sich alle Gegenstände von der ersten Frau, von ihrem Oelbilde an bis zum Hochzeitsschmuck, ihr Schreibtisch, ihre Kleider, ihr Toilettekasten, die kleine Wiege mit dem blauseidenen Vorhang, die nicht verwendet

worden ist. — Das Alles! Und es war mein Eigenthum, ich konnte es vernichten.

Als mein Mann zu mir zurückkam, fragte er in seiner gütigen Weise, warum ich weine?

„Wie lange ist es, daß sie nicht mehr lebt?“ so mußte ich fragen.

Ich hätte fast gewünscht, daß er entgegenfragen möchte, von wem ich spreche, aber er sagte nur: „Seit Du lebst, Juliana, ist sie nicht. Du wirst gesehen haben, wie Alles schon verblaßt ist. Dein Geburtsjahr ist ihr Sterbejahr gewesen.“

Nun sitze ich im Zimmer des Hôtels. Mein Mann erkundigt sich beim Portier nach dem morgigen Wagen auf den Bahnhof. Ich solle mich um gar nichts kümmern, ich soll nur die schöne Welt genießen.

Wenn nur schon morgen wäre!

16. Juli.

Wir sind von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. Es waren herrliche Tage. Ich habe mich während derselben in meinen Mann verliebt. Das ist ein goldener Mann und kann scherzen wie ein zwanzigjähriger Student.

„Ei geh', Ludwig!“ verwies ich ihm einmal neckend, „ein Professor der Philosophie und so übermüthig!“

Was ich mir unter Philosophie denn eigentlich vorstellte, war seine Frage, wenn nicht die Lehre vom heiteren Genuß der lieben Welt?

Ich könnte damit einverstanden sein — aber für mein Unglück giebt es keine Philosophie.

1. September.

Keine Fürstin kann's so haben als ich. Draußen die paradiesische Landschaft mit der schönen Stadt im Thale. Im Hause die frohe Umgebung, in meinem Gemach der stille Frieden — in mir die unbeschreibliche Pein.

Wie Wochen sind mir die Stunden, da Ludwig nicht bei mir ist, und wie zittere ich, wenn er bei mir ist! Er ist jetzt in den Ferien Bauer, Gärtner und Jäger und immer munter, immer gut und liebevoll. Gar nie tritt er ins Zimmer, ohne mir eine Blume, eine Knospe mitzubringen, er ziert damit mein Haar, meinen Busen, tritt dann zwei Schritte zurück und schaut fröhlich her, wie es mir passe. Gestern Abends, da wir beisammen im Garten standen vor einem Strauche tiefrother Herbstrosen, nahm er mich an beiden Händen, schaute mir mit feuchtem, leuchtendem Auge ins Gesicht und sagte: „Juliana, ich danke Dir! Ich danke Dir, daß Du mein bist!"

Einen Stich gab's mir im Herzen, ich wankte halb ohnmächtig ins Haus.

Ich liebe ihn! Ich liebe ihn so heiß, daß ich den Frevel nicht begreifen kann, wie ich einst sagte: blos Mama zum Trotz.

4. September.

Es wird nicht anders. Es ist fürchterlich!

11. September.

Heute ging Carl vorbei und blickte zu meinem Fenster herauf. Kaum konnte ich mich noch verbergen, daß er mich nicht sah. Ich weiß nicht, was größer ist, mein Haß gegen ihn oder meine Verachtung gegen mich.

30. September.

Heute fand Ludwig, daß die Haustreppe für mich zu steil sei und will sie flacher legen lassen. Ich beschwor ihn, daß es nicht der Fall ist. Zum mindesten belegt er sie mit schweren Teppichen, daß es meine Füße recht sanft haben sollen.

Wie er strahlt vor Glück, wenn er mir etwas Liebes erweisen kann! Mein ganzer Tag, meine ganze Existenz ist lautere Liebe von ihm.

Mama kommt mit ihren Rathschlägen, die mir zuwider sind, ich will nur ihn hören — und daß ich's thue, thun kann, ist eine Schmach für mich.

Ihm gestehen! Es ist unmöglich! Unmöglich!

9. October.

Seine Studenten lieben ihn auch. Sie haben ihm gestern zu seinem Geburtstage einen Fackelzug gebracht.

„Der gilt Dir!“ jubelte er mir heimlich zu, „es ist ja der erste, den sie mir bringen.“

Zum Fenster rief er hinab: „Ihr jungen Freunde! Mein Leben ist licht geworden. Opfert den Göttern, daß ich demüthig bleibe!“

„Ludwig,“ sagte ich später zu ihm, da wir allein waren, „Philosophen pflegen sonst dem Glücke nicht sehr zu trauen. Ich kann nicht so zuversichtlich sein.“

Nach einer Weile habe ich beigesetzt: „Du hast nur einen einzigen Fehler, lieber Mann. Daß Du gar nicht eifersüchtig bist.“

„Diese Bemerkung,“ sagte er darauf, „beweist, daß ich ganz recht habe, es nicht zu sein.“

Ich las einmal, daß es Frauen giebt, die ihre Männer nicht allein mit Eifersucht quälen, nicht allein hintergehen, sondern sie auch eifersüchtig haben wollen. Bei Gott, von diesen bin ich keine. Wie könnte ich glücklich sein darüber, daß er mich so kennt, und über sein Vertrauen!

12. October.

Heute sind wir in die Stadt gezogen. Ich sehe von meinen Fenstern aus die schönen Alleen des Glacis und den Schloßberg. Die herbstlichen Schattirungen der Bäume sind gar zu schön. Seit ich diesen Mann habe und seinen Gesprächen lauschen kann, gehen mir erst die Augen auf für Allerlei,

das mir sonst gleichgiltig gewesen ist. Wie könnte ich es genießen!

Er hat mit dem Inspector des Hauses einen förmlichen Pact geschlossen, daß Letzterer jeden Lärm möglichst hintanhalte und wie ein Engel mit flammendem Schwerte unser Paradies bewache. Und doch ahnt er es nicht, wie nahe die Zeit ist.

Hat er jemals so viel an seine erste Frau denken können, als ich es thue? Alle Sachen von ihr, alle Erinnerungen an sie habe ich in das Stadthaus mitgenommen, hier damit ein Zimmer eingerichtet, das wie meine Hauscapelle ist. Wenn mir gar zu schwer wird ums Herz und ich trotz des geliebtesten Menschen, der mit mir lebt, nicht weiß, wem ich meine Angst und Noth klagen soll, gehe ich in das Zimmer der Verstorbenen und weine mich aus.

Und bete, sie möchte mich dahin rufen, wie sie dahin gerufen worden ist. Sie hat die Wiege bereitet, die Linnen gestickt mit Freuden — sie hätte gerne gelebt mit diesem Mann.

Ich kann nichts bereiten und Ludwig wird sich darüber wundern. Ich kann nicht, ich habe es versucht — es ist, als stickte und webte ich an der Sünde weiter.

Darf ich denn wünschen, daß es aus werde mit mir, da ich doch weiß, es könnte ihn nichts so hart treffen auf Erden? Ach, wenn ich ihn nicht so sehr liebte! Wenn er nur nicht so unsäglich gut wäre!

25. December.

Das war ein trauriger Christabend.

Ludwig überschüttete mich mit Gaben, mich und das Kind, als ob es schon da wäre und spielen und jubeln könne. Und er saß in der dunklen Ecke des Zimmers und sagte kein Wort, sondern verdeckte sein Gesicht mit den Händen. Ich wußte nicht, was es war, und der Christbaum gab einen Schein, wie die Lichter an einer Bahre.

Ich wagte nicht, ihn zu fragen nach seinem plötzlichen Kummer, denn ich glaubte, daß er nun Alles wisse. Aber es war doch was Anderes, denn endlich stand er auf, trat zu mir heran, die ich allein am Tische des Baumes gesessen war, und küßte mich so herzlich und treu, daß es nicht zu beschreiben ist.

28. December.

Er ist nicht, wie er sonst war.

Er ist liebreich und gütig gegen mich wie immer aber er ist nicht heiter. Er ist zerstreut, ist viel an seinem Arbeitstische, arbeitet aber nicht, sondern schaut mit aufgestütztem Haupte nur so vor sich hin.

Er muß einen großen Kummer haben. Hundertmal wollte ich ihn schon fragen, was es sei, aber ich kann nicht, ich vermag's nicht, ich weiß nicht warum. Weiß er etwas, wie könnte er so herzlich mit mir sein, es wäre ja nicht möglich.

30. December.

Er ahnt doch etwas. Heute sprach er davon, daß es Zeit sein dürfte, das Wochenzimmer zu bereiten.

1. Januar 18**

Er ahnt nichts. Wir haben in der Nacht die zwölfte Stunde wachend erwartet.

„Ich segne Dich, Du vergangenes Jahr," sagte er, „Du hast mir mein Menschenthum verzweifacht. Und ich segne Dich, Du kommendes Jahr, Du wirst es verdreifachen."

Er ist wieder heiter und voll Zuversicht.

5. Januar.

Ich wüßte keine andere Pein, die so höllisch sein könnte, als die meinige ist. Den Menschen, den man über Alles liebt, dem man Alles verdankt, ohne den man nicht mehr leben könnte, mit jedem Tage neuerdings täuschen und betrügen zu müssen!

Ihm gestehen? Meinetwegen glaube ich, daß ich es könnte. Sei es um seinen Haß, lieber den ertragen, als ihn zu hintergehen. Aber seine Verachtung! Nein, ich kann es nicht. Und wie ein Teufel für meine Sünde die Hölle ausschütten in sein liebes Herz? Nein, nein, eher soll er mich im Sarge sehen.

O unseliges Kind! Wie ich Dich hasse, jetzt schon. Das Einzige, was die Mutterliebe für Dich thun

kann, daß sie betet, Du mögest das Tageslicht nimmer erblicken. Erscheinst Du mir todt, ach, wie werde ich Dich lieben und dankbar küssen und jubelnd begraben! O, Mutter Maria, ich rufe Dich an! Mein Herz ist zum Zerspringen so schwer. Wenn ich dieses Büchlein nicht hätte! Alles in mich könnte ich nicht verschließen.

13. Januar.

Der Gedanke verläßt mich nicht, o Gott! Es wäre ja zu unser Aller Besten. Mein Fehltritt gebüßt, kein fremdes Wesen zwischen uns. In der Ehe Harmonie und Frieden nach Gottes Willen. Wie kann etwas, das so zum Guten führt, ein Verbrechen sein?

Wenn ich nur mit ihm darüber sprechen könnte, wie über ein Fremdes, so daß ich seine Meinung wüßte für solchen Fall. Einmal hat er gesagt: Den Gott am meisten liebet, den nimmt er als Kind zu sich.

17. Januar.

So bin ich vor mir selbst nicht mehr sicher. Heute Morgens fragte mich Ludwig, woher ich denn plötzlich das Tigerherz genommen? Ich hätte in der Nacht vom Erwürgen gesprochen.

Er mußte merken, wie ich erschrak, denn er sagte sogleich: „Wenn die Frauen so schlimm wären, als

ihre Träume — besonders in solcher Zeit! Der Traum ist das Ventil, durch das sich die Laster der tugendhaften Frau austoben."

Gott wolle, es wäre so!

25. Januar.

Es ist merkwürdig, wie ich seine erste Frau, die ich anfangs als meine größte Feindin betrachtet habe, nun ganz zu meiner Vertrauten mache. Wie sehr sie ihn geliebt hat, er spricht auch nicht ein Wort darüber, aber tausend Spuren geben davon noch Zeugniß.

O weise mich, seliger Geist, wie ich Dich ihm würdig ersetzen kann!

10. Februar.

Heute bin ich das erstemal aus dem Bette. Im Nebenzimmer schläft es.

Ludwig war über die Frühgeburt nicht besonders überrascht. Es ist auch gar zu klein.

Wenn er vom Collegium nach Hause kommt, setzt er sich ans Bettlein und schaut es an. Ich habe immer gehört, es spreche das Blut, das muß doch nicht so sein. Er liebt es so zärtlich.

Wenn ich jetzt denke an meine Gedanken! Ich bin doch ein schlechtes Weib und eine Rabenmutter. Solches nur denken zu können!

Das Kind ist so hilflos und arm, daß ich weinen muß, so oft ich es anblicke. Ich soll ruhen und schlafen, ich kann nicht, ich denke an das Kind immer und immer. Liebe darf es nicht sein, das wäre Untreue gegen Den, der mir in meinen schweren Stunden wieder bewiesen hat, daß er mir Alles ist, daß ich ihm Alles bin. Ich litt viel, er litt noch mehr. Er weinte und lachte, als es geboren war.

Er kommt.

12. Februar.

Und so soll es nun fortgehen? Das Geheimniß soll bleiben und ich soll ihn betrügen bis ans Lebensende.

Das sei nicht. Das sei nimmer.

Gut kann es sich nicht lösen — aber es löst sich, ich weiß einen Ausweg. Da das Kind nicht hier bleiben darf und ich ohne dasselbe nicht sein kann, so muß ich mit ihm fort. Nach Wien, zur Schwester meiner Mutter. Von der Ferne werde ich ihm Alles schreiben und die Form finden, die ihm am wenigsten weh thut. Ludwig ist nicht allein im Hörsaal Philosoph, er wird sich zurechtfinden. Hat er den Verlust des treuen Weibes ertragen können, so wird ihn der des falschen nicht zu Boden drücken. Habe ich sein Andenken an die erste Frau unterbrochen, so wird es nach meiner Flucht — es soll

nichts von mir zurückbleiben — wieder erwachen und er wird nicht verlassen sein.

20. Februar.

Ein Schreiben wollt' ich ihm zurücklassen, daß ich ihn bis zu meinem Tode unaussprechlich lieben werde, daß ich von ihm gehe, weil ich seiner nicht werth wäre.

Ich darf es nicht, ich darf diesen Brief, in den ich mein ganzes Herz und Leid gelegt habe, nicht an ihn gelangen lassen, das würde den Schmerz nur steigern. Ich will ohne Alles, so wie eine Undankbare, eine Unwürdige geht, so will ich davongehen. Seine Verachtung gegen mich soll ihn retten und mich strafen, wie ich es verdiene. O mein Gott!

3. März.

Ludwig ist mit einer kleinen Gesellschaft von Historikern auf einige Tage nach Cilli und Pettau gegangen, um dortige Römerdenkmale zu besichtigen. Er war sehr munter und sagte zu mir beim Abschied, ich sollte ihm nur recht den kleinen Ludwig hüten.

Ich will nicht d'ran denken, will stark bleiben, ich habe viel zu vollbringen.

Bei dem Packen sehe ich erst, wie wenig ich in dieses Haus gebracht habe, und wie viel von ihm empfangen.

Der Dienerschaft sage ich, es sei verabredet, daß ich der Luftveränderung wegen auf einige Wochen nach Wien gehen werde.

Also heute Nachmittags vier Uhr in Gottesnamen!

6. März.

Nun ist es so gekommen!

Ich zittere jetzt noch, da ich es schreibe. Wozu schreibe ich es nur, ich sage ihm ja Alles und darf es sagen, o Glück!

Ich habe ihn geliebt, jetzt bete ich ihn an und den Nachkommen schreibe ich es entgegen: er ist anbetungswürdig!

Jetzt weiß ich erst, was das ist: ein Mensch! Er hätte mich göttlicher nicht strafen, herrlicher nicht demüthigen können und erheben zugleich, als er es gethan hat. —

Das Kind dicht eingehüllt am Arm, so floh ich wie eine Diebin. Der Wagen stand vor dem Thore; über die Aufregung vergaß ich des Schmerzes, der mich schrecklich gequält hatte die Nacht und den ganzen Tag hindurch.

Am Thore steht Ludwig und fragt den Kutscher, wer wegfahre. Dieser deutet auf mich, die ich hastig aus dem Hause trete.

„Was ist das, Juliana?“ ruft Ludwig.

Mir ist zum Zusammenbrechen, er stützt mich und bringt mich und das Kind zurück in die Wohnung.

„Du wolltest — mir entgegenfahren, mein Herz?“ fragte er, „konntest es nicht wissen, daß wir die Reise um einen Tag abgekürzt haben.“

„Ludwig,“ versetzte ich und mir wollte der Athem versagen, „lass' mich jetzt ein wenig rasten, mir ist schlimm zum Sterben. Es wird bald besser sein. Ich will Dir dann 'was sagen.“

Er führte mich voll zärtlicher Sorgfalt auf mein Zimmer und schloß die Thür ab.

„Daran thust Du wohl, Ludwig,“ sagte ich, dann fiel ich vor ihm auf die Knie.

Ich habe ihm Alles gesagt — Alles.

Er hörte es. Sein Blick war traurig, aber blieb liebevoll. Er hob mich auf und setzte sich neben mich, er war blaß, und seine Hand, mit der er die meinige hielt, zitterte sehr.

„Juliana,“ sagte er, „diese Stunde mußte kommen, ich habe sie ersehnt, ich habe sie gefürchtet. Gerne möchte ich Dir die Qual mildern, vielleicht dadurch, daß ich Dir sage: Ich wußte es schon, wußte es seit dem Christabend.“

So viel sprach er, dann stand er auf und ging einigemale das Zimmer auf und ab. Hierauf setzte er sich wieder und sagte: „Ich fand an jenem Tage auf Deinem Arbeitstischchen das kleine Notizbuch liegen; es hätte meinetwegen immer dort liegen

können, ich sah es nur diesmal, da ich etwas suchte, um Dir ein kleines Gedicht einzuschmuggeln, einen Gruß dem Nahenden, der uns das nächstjährige Christfest feiern helfen soll. Ich pflege nicht indiscret zu sein, aber als ich das Büchlein aufschlug, sprang mir ein Wort ins Auge, das mir sofort Deine nächtlichen Träume und Ausrufe in Erinnerung brachte. Ich mußte lesen, denn es war ein Sturm in mir, den ich beschwören wollte mit Deinen Aufzeichnungen. Aber kein Wort gab mir den Frieden zurück und ich las Alles."

„Und hast uns nicht verstoßen, und hast uns lieben können!" rief ich aus.

„Die Ehebrecherin hätte ich verstoßen," sagte er ruhig, „Dein Fehltritt war vor dem Tage, da wir uns die Treue gelobten. Ich entschuldige nichts, denn daß es eine große Schuld war, beweist das Leid, welches sie in Dein Herz warf."

„Und das Kind?"

„Ist unser. Ich gestehe Dir wohl, es war eine schwere Betrübniß in mir, da mich die Thatsache so plötzlich überrascht hatte: aber als ich des Gemeinen Herr wurde und die Wahrheit fand, da war ich zufrieden. Es ist mein Kind, wie es das Deine ist, denn in unseren Armen ruht es, durch unsere Fürsorge wird es gedeihen, durch unser Herz wird das seine genährt und erweckt, durch unser Vorbild wird es uns ähnlich an Seele und Leib. Es wird uns

und nur uns lieben und nichts Anderes wissen. Nicht der Augenblick ist mir der höchste, welcher der niedrigste ist und mir möglicherweise vom Kinde einst zum Vorwurf gemacht werden kann. Nicht wer das Menschenkind erzeugt, ist sein Vater, sondern wer es erzieht. Diesem nur hat es zu danken, denn dieser macht es zum Menschen, diesen nur kann es lieben. Kein thierisches Band ist es, das mich an unsern Ludwig fesselt, ethische, menschliche Beziehungen sind es, und wenn der Himmel den lieben Kleinen beschützt, so wirst Du sehen, daß keines Andern, daß mein Wesen verjüngt aus ihm hervorgeht. Auch uns verknüpfen dann unlösliche Bande der Natur, aber solche besserer Art, und der nur kann mir mein Anrecht streitig machen, der mir beweist, daß je ein leiblicher Vater sein Kind so theuer erkauft hat, als ich das meine."

In diesem Sinne hat er gesprochen. Ich wimmerte zu seinen Füßen, dann an seiner Brust wie ein Kind, das den Ruthenstreichen trotzt und durch milde Worte der Liebe zerknirscht ist.

„Jedoch ein ernstes Wort," so fuhr er fort, „habe ich mit Dir zu sprechen, Juliana, Deiner geplanten Flucht wegen. Ich erwäge die Gründe, die Dich dazu bewogen haben, sie mögen gewichtig sein oder Dir so geschienen haben. Aber ich hätte von Dir so viele Kenntniß meines Wesens und Charakters erwartet, durch welche Du wissen

solltest, daß unter allen Umständen ein vertrauensvolles Bekenntniß das Beste gewesen wäre. Ich habe dieses Bekenntniß von Dir fast bestimmt noch vor der Geburt des Kindes erwartet; es hätte Dir Beruhigung und Muth gebracht, es hätte Dich meinem Herzen wo möglich noch näher gebracht, schon durch das Mitleid mit der Reuigen und durch den Vortheil, verzeihen zu können. Wie, wenn Du in den Wochen hättest sterben müssen, gepeinigt von dem Gewissen, und ohne von mir den Beweis der wahren Liebe, den ich heute erbringen kann, hören zu können! Das Alles war nicht, aber verlassen wolltest Du mich heimlich, uns Drei in ein Elend stürzen, wie ein größeres auf dieser Welt kaum zu denken ist. Diese Untreue, meine Juliana, ist mir noch schmerzlicher, als die erste es war . . ."

An all das kann ich mich noch erinnern, daß er's gesagt hatte, dann weiß ich nicht mehr, was mit mir geschah. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf meinem Bette, der Arzt stand neben mir und zu meinen Häupten Ludwig, der mir mit einem kühlen Tuch die Stirne trocknete.

Ich legte den Arm um seinen Nacken, und sein liebes Haupt beugte sich nieder auf mein Gesicht, und auf meine Stirne fiel eine warme Thräne . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als ein letztes Siegel der Treue, ja sozusagen als eine Votivtafel zur Danksagung für ein so

seltsamerweise gefundenes Eheglück fühlte sich die Frau Professorin veranlaßt, diese Tagebuchblätter — selbstverständlich mit Hinweglassung der persönlichen Merkmale und Erkennungszeichen zu veröffentlichen.

Ich, der ich dieses zu vermitteln übernahm, habe nur zwei Bedenken: als erstes, ob die Scrupel der Frau, als zweites, ob die Philosophie des Mannes wohl das richtige Verständniß finden werden?





Die Vierzehnte.

Eine unheimliche Geschichte.

Am Freitag bin ich also nicht abgereist.

„Reise Samstag Früh,“ hatte meine Mutter vorgeschlagen und so reiste ich Samstag Früh. Ich bin nicht abergläubisch, aber wenn man bei Unglücksfällen nachdenkt: fast allemal sind Vorzeichen nachzuweisen, die mit den Ursachen in geheimnißvollem Zusammenhange stehen. Ich bin, wie ich mir schmeicheln darf, ziemlich vorurtheilslos, obzwar ich auf dem Lande lebe, doch, das muß ich gestehen, daß, wenn man einmal in die Stadt fährt, um sein junges Blut etwas durch die lustige Welt des Carnevals aufschäumen zu lassen, gewisse Vorstellungen verflucht unangenehm sind.

Ich reiste Samstag Früh und war zu Mittag in die Stadt. Daß ich im Gedränge des Bahnhofes mit dem Rockknopf an der weißen Schnur eines pompe funèbre-Mannes hängen blieb, war mir für

den Augenblick überaus ärgerlich. Was hat dieser Mensch auf dem Bahnhofe zu thun? Ein Bahnhof ist keine Leichenhalle, außer, wenn mit dem Zuge ein Todter ankommt, was, wie ich später erfuhr, damals allerdings der Fall gewesen. Ich war mit einem Todten auf den Carneval gereist! Ich bin nicht abergläubisch, aber den Knopf trennte ich mir selbstverständlich sofort vom Tuche.

Im Hotel nahm ich zwei gassenseitige fein möblirte Zimmer; es ist zwar auf eine besondere Häuslichkeit nicht zu rechnen, wenn man Welt sehen will, aber wohnen will man doch auch. Man erhält Besuche, und selbst wenn's nur für den Friseur wäre — stets das Decorum, sage ich, gegen Jedermann das Decorum.

In Bezug auf Salonanzüge, die ich mir sofort verschaffen mußte, wies man mich in das große Kleidermagazin „zum Uhu". Ein Ballkleidermagazin „zum Uhu!" Ich bitte Sie! Abergläubische Leute müßte das Schild schon in vorhinein zurückschrecken; ich ärgerte mich blos über die Geschmacklosigkeit und wählte ein anderes Geschäft.

Theater, Museen, Concerte — Fastenkost, nichts als Fastenkost. Tanzen, springen, rasen, leben! Die Leute sind sozusagen lebendig und wissen nicht, was leben heißt. Mit den Elitebällen wollte ich den Anfang machen, abwärts geht's leicht und nach der Mahlzeit, bildlich gesprochen, wo man etwas pikanten

Käse liebt, nehme ich noch etwas „Ronacher" oder „Elysium" u. s. w.

Am zweiten Tage erhielt ich Einladung in ein bekanntes Haus zum Diner. Ich bin im Ganzen nicht für häusliche Zirkel hierhergekommen, derlei cultivirt man auf dem Lande zur Genüge. Doch, einmal kann man ja annehmen.

In der Familie waren — wie ich wußte — ein paar hübsche Kinder von Achtzehn aufwärts. Vortrefflich, das weiht in die Gesellschaft, in die Verhältnisse des diesjährigen Faschings ein. Man lernt das Terrain kennen, auf dem man siegen will und *wird*. Ich decorirte mich mit einer Rosenknospe, die ich ins Knopfloch stak, und begab mich ins Haus, in welches ich geladen war. Am Eingangsthore begegnete mir eine alte Frau. Man braucht nicht abergläubisch zu sein, um von einer solchen Begegnung an der Stufe eines Hauses, in welchem man sich unterhalten will, unangenehm berührt zu werden. Ich kehrte um, fuhr noch ein paar Straßen auf und ab, um dann das zweitemal ins Haus zu treten.

Der Empfang war überaus herzlich. Vor Allem überraschte mich die Wohnung. Man hat auf seinem Landgut auch Comfort, aber *diese* Eleganz — ich war überrascht! Die Gesellschaft war nicht groß, aber glänzend, blendend — reizende Mädchen darunter. Man ist nicht blöde; das Buch vom „guten

Ton in der Gesellschaft“ hat man im Kopf, man ist sattelfest in der Kunst des Tanzmeisters, in der Conversation, im Courmachen, kurz in allen ritterlichen Fertigkeiten eines Löwen. Man geht zu Tische; mir schneit der Zufall, nein, mein Glück, eine junge, entzückende Dame an den Arm, die ich an ihren Sitzplatz führe. Die alten Bekannten waren alsbald vertraulich, die sich bisher fremd gewesen, fanden sich und es entwickelte sich jene ungebundene Munterkeit, die eine Gabe des Himmels ist, eine göttliche und seltene Gabe, die Keiner dem Andern spenden kann, wenn sie nicht von selbst kommt.

In feinen Kreisen kommt sie von selbst. Es ist doch ein anderes Leben in der Stadt als auf dem Dorfe. Alles so gebildet, so aufmerksam, so geistvoll! Es geht nichts über die Stadt.

Als wir im besten Schnabuliren waren — ich zertrennte just ein Stück Filet du Boeuf und sann mir dabei Artigkeiten aus, die ich meinen Beisitzerinnen sagen wollte — sprang die Hausfrau von ihrem Sitze auf und ihr Blick irrte schreckerfüllt über die Tischgesellschaft hin.

„Was ist?“ war meine Frage an die Nachbarin. Man wird unruhig, auf allen Gesichtern Bestürzung. „Was ist geschehen?“ fragte ich.

„Dreizehn!“ hörte ich murmeln. „Dreizehn Personen an der Tafel!“

Alles sprang auf, aber die Hausfrau bat, daß man sich beruhige und vorläufig wieder an die Plätze begebe, damit das Unglaubliche nochmals untersucht werden könne.

Wir setzten uns wie auf glühende Kohlen. Die Dame des Hauses, die mir zur Linken saß, zählte von sich aus links hin die Anwesenden — es waren genau Dreizehn — und ich war der Dreizehnte.

Ein frivoler Patron war da, der meinte ganz unverfroren, er halte die Zahl Dreizehn bei Tische nur in dem einen Falle für fatal, wenn blos für Zwölf gekocht worden. Eine solche Bemerkung unter Gebildeten verdient, daß sie einfach ignorirt werde — und das wurde sie.

Hingegen rief die Hausfrau: „Unbegreiflich, es ist doch für Fünfzehn gedeckt!"

Jetzt zählte meine schöne Nachbarin zur Rechten, indem sie von sich aus nach rechts hin vorging — es waren ganz genau Dreizehn — und ich war der Dreizehnte.

Was war zu thun?

Am ganzen Leibe zitternd, erbot ich mich, an einem Extratischchen Platz nehmen zu wollen.

„Na, das fehlte noch!" rief man.

Allsogleich wurde ein Diener zu einer Frau Müller, Apothekersgattin, im dritten Stock geschickt. Ob Frau v. Müller nicht das Vergnügen machen wolle, heute bei uns zu speisen, dann möchte sie aber die Güte haben, sofort.

Der Bote kam zurück: Frau Müller wisse nicht, wie sie zur Ehre käme, sie danke verbindlichst, aber es sei ihr momentan ganz unmöglich.

„Das ist noch ein Glück,“ bemerkte eine Tochter des Hauses, „eine Apothekerin! Mama weiß nicht, wo sie den Kopf hat.“

„In der That,“ sagte die Hausfrau, „es giebt Augenblicke im Leben, wo man trotz Allem die Geistesgegenwart verlieren kann. Johann, gehen Sie ins Kinderzimmer, ich lasse Fräulein Antonia ersuchen, sie möchte mit uns speisen, aber sogleich!“

Nach wenigen Augenblicken trat Fräulein Antonia ein, ohne Festkleid, ohne Schmuck, ein junges, recht einfaches Wesen, das geräuschlos am untersten Ende der Tafel Platz nahm. Man beachtete sie nicht weiter und das Mahl nahm seinen Fortgang. Da die natürliche Heiterkeit jedoch einmal gestört war, so mußte die gemachte dran, ist für den Nothbedarf auch nicht übel, weil man sie in der Stadt ganz leidlich zu imitiren weiß. Ich konnte mich aus einer gewissen Beklommenheit gar nicht mehr herausarbeiten. Die Anzeichen für meinen Carneval spielten sich nicht gut. Ich war mit meinem jungen Leben in die Stadtluft gesprungen, um — der Dreizehnte zu sein. — Wenn man nachdenkt, es trifft immer zu — der Dreizehnte an einer Tafel stirbt. Man braucht darum nicht abergläubisch zu sein. — Doch es ist ja vorbei, bei Tische sitzen Vierzehn. Ich schaute

verstohlen zwischen Weinflaschen, kunstreichen Blumen-
vasen und silbernen Obst- und Backwerkaufsätzen
hin gegen das Fräulein Antonia, das fast hilflos
unter den lauten, rede- und eßgewandten Herr-
schaften dasaß.

„In der Noth frißt der Teufel Fliegen," be-
merkte meine stets geistreiche Nachbarin zur Rechten.

„Uebrigens," setzte die Hausfrau bei, um ihre
Maßregel doch auch noch zu entschuldigen, „es ist
ein braves, anständiges Mädchen, das ich erst vor
wenigen Monaten vom Lande bezog. Die Tochter
eines kleineren Beamten, die mir für meine jüngste
Zucht empfohlen worden ist. Es fehlt ihr noch Chic,
wie Sie sehen, aber mein Gott, man muß noch froh
sein, heutzutage eine ehrliche und verläßliche Person
zu bekommen."

Wie ich aber so hinschaute auf das Mädchen,
das in seinem schlichten Hauskleide mit dem glatt-
gekämmten braunen Haar still und bescheiden zwischen
den in aller Buntheit und mit allem Raffinement
aufgeputzten Frauen dasaß, ohne Befangenheit und
Geziertheit die Gabel handhabend, und bisweilen
mit ihrem großen Auge ruhig und mild aufschaute,
da kam mir der Gedanke: das wäre mir die Liebste
von Allen.

Man braucht darum nicht abergläubisch zu sein.

Bei dem Aufruhr, den der Champagner verur-
sachte, wollte das Mädchen sich heimlich davon-

machen. Ich merkte es und säumte nicht, mit meinem Glase zu ihr zu treten und mit ihr anzustoßen.

„Gegen die Lebensretterin muß man stets galant sein," hörte ich hinter mir sagen; das verletzte mich, ich weiß nicht warum. Ich stieß mit dem Mädchen doppelt herzlich an und schaute ihr ins Auge.

Dann entschwand sie. —

An den verschiedenen Vorzeichen war aber doch was. Mir war der Fasching verdorben. Ich war überall dabei, man kann sagen, ich machte Glück — aber mir fehlte das Animo. Ich dachte zu viel an — die Vierzehnte. Sie war nirgends dabei, aber sie saß in meiner Seele, gerade so hold und bescheiden, wie sie dort bei Tische gesessen. Sie beherrschte mich.

„Bist Du in einem Hause zur Mahlzeit geladen worden, so mache einige Tage nach derselben in dem betreffenden Hause eine Visite, gemeinhin die Verdauungsvisite genannt," so heißt es im „Buch vom guten Ton". Mir wäre es gar lieb gewesen, wenn der gute Ton zehn solche Visiten verlangt hätte. Uebrigens war ich in der Familie auch ohne Vorschrift willkommen und die Töchter wurden von Tag zu Tag liebenswürdiger. Aber das meinte ich nicht. Durch ihre Vermittlung wurde ich zu Hausbällen geladen, wo sie vortanzten und wo sie mich bei den Damenwahlen höchlich auszeichneten. Aber das meinte ich nicht. Endlich luden sie mich noch=

mals zum Speisen; ach, wie hätte ich gewünscht, daß wir wieder Dreizehn zu Tische säßen! Doch es waren unser blos fünf Personen. — „Der engste Familienkreis," wie die Hausfrau so anmuthend sagte. Aber das meinte ich nicht.

Ich machte die unmaßgebliche Bemerkung, daß in den Familienkreis doch auch die kleineren Kinder gehörten. Die Töchter errötheten über diese Bemerkung. Aber das meinte ich nicht.

Bei der nächsten Visite verfehlte ich beim Fortgehen in meiner Gedankenlosigkeit die richtige Thür und stand plötzlich im Kindszimmer. Mitten unter den fröhlichen Kleinen — fröhlich mit ihnen — saß meine Vierzehnte.

Ein halbes Jahr später habe ich sie aus demselben Gemache geführt. Ein weißer Schleier umrahmte ihr liebes Angesicht, ein Myrtenzweig lag auf ihrem Haar.

* * *

Diese Zeilen schreibe ich heute — am Vorabende unseres silbernen Hochzeitstages. Tag für Tag sitzen wir zu Dreizehn an unserem Tisch: Sie, ich und die eilf Kinder. Man braucht darum nicht abergläubisch zu sein: aber welch ein Glück, so zu seinen Dreizehn mitsammen zu speisen!





Der Taubstumme.

Eine Episode aus dem Künstlerleben.

Das war an einem Wintertage. Ich fuhr von der Hauptstadt mit dem Eilzuge in eine Provinzialstadt hinaus. Es war eine sechs Stunden lange, recht öde Fahrt. Die dichtbeeisten Fensterscheiben vermeinten weiß was zu verhüllen, und wenn man sich an denselben ein Flecklein freihauchte oder freikratzte, so sah man draußen den Nebel und die bereiften Telegraphenstangen — sonst auch nichts. Ich saß im Nichtrauchcoupé zu Vieren und, theoretisch genommen, hätte es recht ergötzlich sein können, denn es waren unser zwei Herren und zwei Damen. Aber Du lieber Gott, die Damen repräsentirten zusammen ein volles Jahrhundert und der Herr kauerte tief in seinen Pelz vergraben und gab kaum ein Lebenszeichen von sich.

Schon als ich beim Einsteigen zufällig auf die Stiefelspitze des Letzteren getreten war, benützte ich

das obligate: Pardon! um gleich mit ein paar jovialen Bemerkungen über das Zusammenpferchen und die Unbehaglichkeit des Reisens im Winter ein Gespräch anzuknüpfen. Der Mann schaute mich mit seinen großen Augen betrübt an und hüllte sich schweigend in seinen Pelz.

Hingegen griff das Jahrhundert, welches auch schon fest saß, die Leine auf und gab der Muthmaßung lebhaften Ausdruck, daß Nebencoupés sicherlich ganz leer sein würden, daß aber die Herren Conducteurs die nicht sehr löbliche Gepflogenheit hätten, dieselben u. s. w. Es herrscheten hier überhaupt Unzukömmlichkeiten, die man auf ausländischen Bahnen u. s. w.

Und wie eben die Unterhaltung im Coupé ähnlicherweise angeht.

Bei der Kartenvisitation fragte der Conducteur, ob wir in N. table d'hôte zu speisen wünschten. Ich und ein halbes Jahrhundert bejahten sofort, das andere halbe war stark unentschieden und entschloß sich endlich für die Karte. Mein Gegenüber, der apathische Mann im Pelz, schaute den Conducteur jetzt fragend an, mit einem gewissen ängstlichen Blick — ob hier etwas nicht in Ordnung sei, oder was der Schaffner wolle?

Dieser deutete uns noch durch ein Zeichen mit der Hand an, daß mit dem Manne im Pelze etwas nicht richtig sei — und schloß dann das Coupé.

„Man thut doch immerhin am besten, table d'hôte zu speisen," bemerkte ich hernach, um mit dem Herrn anzubinden, „man wird dabei am raschesten bedient und das Speisen à la carte bedeutet doch nur ein Gabelfrühstück im Vergleich mit dem in der Regel guten und verhältnißmäßig reichhaltigen Diner; die Preise unterscheiden sich nicht wesentlich."

Als mein Gegenüber sah, daß ich zu ihm spreche, deutete es durch eine klar zu verstehende Geberde und durch einen unarticulirten Ton an, daß es nicht höre und auch nicht den Gebrauch der Sprache habe, und mummte sich — da es in der That recht frostig war — noch tiefer in seinen Pelz.

„Also taubstumm!" murmelte ich.

„Ach, der Arme!" — „Ach, der gute, arme Mann!" hauchten die beiden Frauen und schenkten ihm einen Blick, der überreich war an Theilnahme und Wärme.

Der Bedauernswürdige war ein noch jugendlicher hübscher Kopf mit schwarzem Schnurrbärtchen und blassen Wangen, eine jener interessanten Typen, in denen sich Schönheit und Schmerz so rührend vermählt hat. Meist schloß er die Augen, und dann war es freilich nur mehr der Tastsinn allein, durch welchen er mit der Außenwelt zusammenhing. Aber er tastete nicht.

„Ein so hübscher, feiner Kopf!" meinte die eine der Frauen.

„Und reist allein!“

„Wie weit er wohl reisen mag?“

„Nach G., soviel ich früher an seinem Billete sah.“

Für den Nothfall kann ich ihm auf dem dortigen Bahnhofe behilflich sein,“ war meine Bemerkung, „denn auch ich fahre bis G.“

Nun war ein reeller Gesprächstoff gegeben. Wir besprachen das traurige Geschick der Taubstummen und ich kam mit dem Jahrhundert bald darüber in Zwiespalt, was vorzuziehen sei, taubstumm oder blind sein. Ich entschied mich gewiß ganz unbedacht für das Taubstumme, denn das Gesicht geht mir über Alles. Meine Seele sitzt im Auge, mir liegt die Schönheit der Welt im Lichte, in der Farbe. Des Menschen Wort ist mir entbehrlich, genug, wenn ich seinen warmen Blick sehe. Was ich zu sagen habe, ist wenig; auch ist mein Wort als das des Fremden den Meisten gleichgiltig, Jeder hört sich selbst am liebsten. Und was durch mein Auge einzieht, das bringt genug Stoff für ein reiches, inneres Leben und ich bleibe gesammelt, bleibe Eins mit mir. Zum Auge kann viel weniger Jammer eingehen als zum Ohre, und ich kann mit dem Auge viel weniger Unrecht thun als mit der Zunge. So bleibt der Taubstumme glücklicher und besser, als etwa der Blinde.

„Aber bedenken Sie doch, bester Herr!“ so drang jetzt das ganze Jahrhundert auf mich ein und führte

gegen meine Ansicht die gewichtigsten Gründe ins Treffen. Durch das Gehör komme alle Lehre und Erziehung in den Menschen, und so wie sich ohne Gehör die Sprache nicht bilden könne, so blieben auch alle anderen Sinne zurück und man werde nicht sagen können, daß der Taubstumme um so besser sehe, während man vom Blinden wisse, daß er in der Regel ein schärferes Gehörorgan und einen ausgebildeteren Tastsinn habe, als der Sehende. Der Blinde führe ein reicheres und schöneres Geistesleben, während der Taubstumme zumeist stumpfsinnig, verschlagen, mißtrauisch und unzufrieden sei.

Ich bekam nachgerade Respect vor den beiden Frauen. „Und bedenken Sie," fuhr die Eine fort, „von der Musik, die den höchsten Rang in der Kunst einnimmt, die bildend und veredelnd bis in die Seele dringt, von der Musik gar nichts haben!"

„Ein ganzes langes Leben ohne Vogelsang!" gab die Andere zu bedenken.

„Ein Leben ohne Strauß!" rief die Eine.

„Singt der Strauß?" fragte die Andere.

„Nein, aber er geigt."

„Ah so, der Wiener Strauß. Ich dachte an den Vogel."

„Und was in der Menschenkehle steckt!" rief die Eine. „Ach, wenn ich daran denke! Gestern war ich in der Oper, in Lohengrin."

„Wildmann soll wunderbar gesungen haben."

„Unvergleichlich! Unvergleichlich! sage ich. Bei dem überfüllten Hause war es mir mit Mühe und Protection gelungen, einen Galleriesitz zu gewinnen, von dem aus ich kaum auf die Bühne sehen konnte. Ich war trotzdem glücklich, und bei diesem Gesang, ich gestehe es, daß ich ein wahres Gebet that: O Gott, ich danke Dir für seine Stimme, ich danke Dir für mein Ohr!"

Mit heller Begeisterung sprach sie's, dem Taubstummen mußten unsere lebhaften Mienen auffallen, er schaute der Dame, ich möchte sagen, wortdurstig auf den Mund, als hätte er's denken können: Ich verlangte Opern nicht, wenn ich nur die Worte der Menschen hören könnte! —

Ein seltsames Mitleid erfaßte mich für den armen Mann und die Dame setzte bei:

„Wie das traurig ist! Sterben zu müssen, ohne Wagner gehört zu haben!" —

In N. angelangt, wollte ich meinem stummen Nachbar etwas zu essen verschaffen, aber er sprang selbst aus, nahm am Buffet Schinken und Bier, warf dafür den Betrag hin, setzte sich wieder ins Coupé und vermummte sich in den Pelz.

„Er weiß sich doch zu helfen," sagte eine der Frauen.

„In den Taubstummen-Instituten genießen solche Leute heutzutage ja eine beinahe vollkommene Ausbildung."

Und sie hielten der Humanität ihres Jahrhunderts eine gebührende Lobrede.

„Ein wunderschöner Mensch!" hauchte eine der Frauen, in das Anschauen des Unglücklichen versunken.

Dann war davon die Rede, ob er etwa gar verheiratet sei, oder ob Taubstumme überhaupt heiraten dürften, ein gesundes Mädchen, ob sich der Zustand auch auf die Kinder fortpflanze.

„Bleiben natürlich nur auf einem Ohre taub," war eine Ansicht.

„Und stumm nur die Knaben," gab ich dazu, „die Mädchen alle zungengeläufig."

So spielte sich das Gespräch, dann kam Anderes dazwischen, auch jene Apathie, der bei längerer Fahrt jeder Reisende, er mag anfangs auch noch so frisch gewesen sein, anheimfällt. Schien es doch, als hätte uns der Taubstumme angesteckt, bis wir endlich um die Abenddämmerung in den Bahnhof von G. einfuhren.

Das Jahrhundert reiste, nachdem ich mich recht artig von ihm verabschiedet hatte, weiter; ich suchte dem aussteigenden Taubstummen behilflich zu sein, dieser aber war in der Menschenmenge rasch verschwunden.

Ich hielt mich in G. mehrere Tage auf, doch bekam ich den Reisegenossen nicht mehr zu sehen und ich vergaß auch bald der kleinen Gesellschaft im

Coupé. Dachte selbst nicht an die schönen Aussprüche der einen Dame über den Sinn des Gehörs und über die Musik, als ich eines Abends ins Theater zur Oper „Aida“ ging. Diese meine Lieblingsoper hatte ich schon in verschiedenen Ländern gehört, wozu ich noch bemerken will, daß mich gerade die italienische Aufführung im Vaterlande des Componisten am wenigsten befriedigte Diese überaus ergreifende und originelle Musik wollte mir in dem hüpfenden Tempo des Welschen nicht behagen; selbst Meister Verdi soll sie erst in der getragenen Weise der Deutschen recht liebgewonnen haben.

Als weiteres Motiv meines Theaterbesuches war der Opernsänger Wildmann, der eben in G. gastirte. Ich hatte meinen Platz im zweiten Parterre und als der Vorhang aufging, war ich sowohl von der geschmackvollen Ausstattung als auch von der guten Besetzung der Oper an dieser Provinzialbühne angenehm überrascht. Wildmann als Radames wurde mit einem wahren Beifallssturme begrüßt und als ich — es war das erstemal — seinen in der That herrlichen Tenor hörte, mußte ich des wunderlichen Ausspruches gedenken: O Gott, ich danke Dir für mein Ohr! — Doch, die Züge des Sängers! Die ganze Gestalt — wo war ich der schon begegnet? Ich wurde unruhig, ich bohrte meine Augen mit aller Anstrengung in das Opernglas, und im ersten Zwischenacte tauschte ich meinen Platz für einen

des ersten Parterres um, daß ich noch besser sehen könne.

Hier sah ich's denn auch noch besser. Und sah es: der berühmte Opernsänger Wildmann war niemand Anderer, als mein Taubstummer vom Eisenbahncoupé.

War's möglich? Das weiß ich nicht, aber es war. Auf der Bühne geht ja oft genug das Unmöglichste vor — doch was sollte einer gerade mit dieser Maske bezwecken? Sonnenklar war's mir bald; nicht hier, im Coupé hatte er Komödie gespielt. Doch warum? Für den Kunstgenuß war mir der Abend verdorben. Wildmann sang hinreißend, und er riß das Publicum zum rasenden Applaus hin — aber mich wurmte der Taubstumme. Dieser Taubstumme, der das feinste Gehör hatte im ganzen Reiche, und die herrlichste Stimme!

Kaum daß das Sterbelied der Eingemauerten verklungen war, eilte ich auf die Bühne, ich mußte den Mann sprechen, ich mußte ihn sprechen hören zu mir, mir gegenüber in nächster Nähe. Ich mußte ihm meine Freude zujubeln darüber, daß er nicht taubstumm war.

Der Regisseur sagte mir, Herrn Wildmann würde ich nach dem Theater im „Hôtel Dachstein“ finden. Ich ging ins genannte Hôtel, in dessen Silbersalon sich die Künstler, Schriftsteller und anderen Schöngeister von G. einzufinden pflegen. Da saß nun

auch bald inmitten einer munteren Gesellschaft mein Opernsänger und war der munterste von Allen.

Ich saß abseits an einem Tische und beobachtete mir das laute, lustige Treiben des Theatervölkleins, in welchem Jeder und Jede so voll Geisteselektricität war, daß während des Hantirens mit Messer und Gabel, während des Toastirens mit schäumendem Weine die Funken des Witzes wie lebhaftes Kleingewehrfeuer hin und wieder über den Tisch sprangen.

Endlich — als sich die Gesellschaft im Saale ein klein wenig zu lichten begann und auch von den Theaterleuten sich Einige verabschiedet hatten — stand ich auf, trat zum Künstlertisch, nannte meinen Namen und bat in höflicher Weise, ob ich es wohl wagen dürfe, mich für den Rest des Abends dem glänzenden Kreise einzureihen, wie ein Glaskrystall unter Diamanten.

Ich sei willkommem, sagten Einige ziemlich gelassen und rückten mit den Stühlen. Herr Wildmann aber rief: „Der Tausend, das ist ja mein Reisegefährte!“

„So ist es,“ sagte ich mich verneigend.

„Dann habe ich mich gefaßt zu machen auf einen Angriff,“ lachte der Sänger.

„Allerdings beabsichtige ich etwas, was mir damals nicht gelungen ist, nämlich Sie zur Rede zu stellen. Es freut mich, Herr, es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich bewundere

den ausgemachten Schauspieler, der in Ihnen steckt.“

„Ja,“ sagte Herr Wildmann lustig, „man verlangt von den Opernsängern eben, daß sie auch ein wenig Schauspieler seien.“

„Diese Verstellung! Dieser betrübte Blick zum Beispiel, als ich damals ins Coupé stieg!“

„Erklärlich auch ohne Verstellung. Sie sind mir nämlich auf das Hühnerauge getreten.“

Die Gesellschaft war aufmerksam geworden und wußte bald, um was es sich handle, und sie lachte.

„Wir haben Sie in der That für einen Taubstummen gehalten,“ sagte ich.

„Ich weiß es,“ versetzte der Opernsänger, „ist aber Ihre Schuld, oder hätte ich Ihnen gesagt, daß ich's bin? Uebrigens — Prosit!“ Er schob mir ein perlendes Stängelglas zu: „Prosit!“

„Uebrigens,“ fuhr er dann fort, „daß ich nicht allein *spreche*, sondern daß ich Ihnen auch Wahrheit sage! Ich habe es auf meinen häufigen Eisenbahnfahrten darauf abgesehen, für taubstumm gehalten zu werden. Erkennt man mich nicht und gelingt es mir, die Mitreisenden zu täuschen, so erwachsen mir aus meiner taubstummen Rolle unschätzbare Vortheile. Erstens schone ich meine Stimme, die unter dem steten Gepolter des Zuges nicht gewinnen würde, zweitens vernehme ich manches interessante Gespräch, das man sonst in seinem Leben nicht

wieder zu hören bekäme, köstliche Bemerkungen über meine gehörlose Person, mitunter auch die freimüthigsten Urtheile über Theater und Oper und über den Sänger Wildmann, wie das eben auch bei unserer gemeinsamen Fahrt der Fall war. Allerdings kann man dabei auch Dinge zu hören bekommen, bei denen man nur herzlich bedauert, nicht wirklich taubstumm zu sein. Ich schmeichle mir, einige Menschenkenntniß zu besitzen, die mir wahrscheinlich länger treu bleiben wird als meine Stimme und aus der ich noch einmal Capital zu schlagen gedenke. Wem verdanke ich sie? Den Stunden, wo ich schwieg und scheinbar nicht hörte."

„Vielleicht werde ich es Ihnen nachmachen," war meine Bemerkung.

„Sie sind auch Künstler," sagte er, „versuchen Sie's. Wohl dürften Sie ruhig bleiben, wenn man Ihre Bilder lästert; aber wenn man dieselben mit Enthusiasmus preist, und es kommt kein Glanz in Ihr Auge, dann erst sind Sie Meister der Verstellungskunst. Versuchen Sie's, es ist nicht leicht."

Der Sänger und der Maler wurden an demselben Abende Freunde zu einander und verlebten mitsammen noch eine köstlich heitere Stunde, bis es Ersterer endlich an der Zeit fand, die Kammer zu suchen und sieben Stunden lang wirklich taubstumm zu sein.

Die Tafelrunde der Berühmten.



Nach einem glanzvollen, aber kurzen Empfangsabend bei Hof saßen in einer Weinkneipe etliche berühmte Männer beisammen. Sie hatten sich heute ganz zufällig zusammengethan, aber große Seelen finden sich leicht und berühmte Menschen haben stets etwas Weltbürgerliches, vertrautsam Brüderliches an sich; in der Sphäre, in die sie emporragen, weht eine frischere, freiere Luft, in welcher sich die Elektricität der Geister rasch sammeln und entladen kann.

Die Unterhaltung war munter genug, und jetzt machte plötzlich Einer — man weiß nicht aus welchem Anlaß, wahrscheinlich in Folge eines Gespräches über die Berühmtheiten des Empfangsabends — den Vorschlag, Jeder in der kleinen Gesellschaft solle nun erzählen, wie er berühmt geworden sei.

Wie er berühmt geworden? In der That, das war etwas. Ja! und eh bien! und wohlan! riefen sie durcheinander, und Jeder war darauf gespannt, aus eigenem Munde seine eigene Geschichte zu hören.

„Ganz merkwürdig, meine Herren, ist das bei mir zugegangen," ergriff der Romancier Paulo (die Eigennamen sind für die Oeffentlichkeit erfunden) sofort das Wort.

„Ich bitte!“ rief der Schauspieler Werner, „es muß systematisch vorgegangen werden; etwa nach der Popularität des Faches, in welchem sich Jeder bewegt.“

„Nach dem Alter die Reihe!“ schlug der Chemiker Iseling vor, dessen Berühmtheit von der Erfindung des spanischen Brustmalzes im Jahre 1818 nach Christus herrührte.

„Nach dem Alphabet!“ schrie der Major Abacitz.

„Jetzt ist nur noch der akademische Maler Rakutti, der sich nicht gemeldet hat,“ sagte Doctor Sauermann.

„Und Sauermann, Doctor der gesammten Heilkunde,“ entgegnete der Maler. „Die Gesundheit ist die Hauptsache, der Doctor soll beginnen.“

„Nun, wenn Ihr durchaus wollt!“ sagte Doctor Sauermann, denn er war der Bescheidene. Die Gesellschaft dämpfte ihre Stimmen. So begann er seine Geschichte.

Sie ist einfach genug. Sie ist schlicht, wie der Doctor selbst war. Auf einer Gebirgspartie verunglückte der reiche Baron Schuß von Ueberschuß. Der Chirurg des Alpendorfes, in welchem der Verletzte liegen bleiben mußte, behandelte ihn und telegraphirte täglich das Bulletin in die Welt hinaus: „In dem Befinden des Herrn Barons Schuß von Ueberschuß keine bedenklichen Symptome. Dr. Eras Sauermann.“ — „Der Zustand des Herrn Barons nimmt seinen normalen Verlauf. Dr. Eras Sauermann.“ — „In dem Befinden des Herrn Barons ist eine kleine Verschlimmerung eingetreten. Dr. Eras Sauermann.“ — „Das Wundfieber des Patienten hat sich in besorgnißerregender Weise gesteigert. Die Kräfte schwinden. Dr. Eras Sauermann.“ — „In dem Befinden des Herrn Barons Schuß ist eine leichte Besserung eingetreten. Dr. Eras Sauermann.“ — „Der hochgeborne Herr Baron

Schuß von Ueberschuß, k. Oberkämmerer, der Krone geheimer Rath, Ordensritter des goldenen Kreuzes, Besitzer vom Orden des heil. Ludwig rc., ist heute Morgens drei Uhr gestorben. Dr. Eras Sauermann." — Bei dem Leichenbegängnisse folgt unweit hinter dem Galawagen in offener Kalesche ein interessanter blasser Mann in tiefer Trauer. — Wer ist das? — Der Arzt, der ihn behandelt hatte. — Also sein Leibarzt. — Doctor Eras Sauermann. — Bald hernach zieht er in die Stadt und ist der renommirteste Arzt der Geld- und Geburtsaristokratie. „Ich kann wohl sagen," schloß der Herr Doctor, „ich bin auf ganz normalem Wege emporgekommen. Von Reclame war ich stets ein geschworner Feind, das Einzige, was ich mir in dieser Beziehung gestatte, ist, daß ich meinen Patienten möglichst das letzte Geleite gebe."

„Nun, es ist ja gewiß keine Schande, heutzutage durch Reclame etwas zu erreichen," sagte der akademische Maler Rakutti. „Neun Trommler und vierundzwanzig Trompeter müssen siebenmal sieben Wochen jeden Tag lärmend durch die Stadt ziehen, bis endlich Jemand frägt, was der lästige Aufzug bedeute? — Ich bitte, meine Herrschaften, seht Ihr dort den blassen Mann am Bettelstab? — Jawohl, was soll der? — Der soll viel, Ihr schönen Frauen und Ihr noblen Herren, denn er kann Alles. Es ist das Genie! — Ah!"

„Sehr gut, sehr wahr!" rief die Tischgesellschaft.

„Eine eigenartige Illustration für oder, wenn Sie wollen gegen das Gesagte ist meine Geschichte," fuhr der Maler fort. „Ich habe Kunstwerke geschaffen, ich bin kein Freund von vielen Worten, ich sage blos: Kunstwerke. Dieselben hingen in den Ausstellungen oder sie wurden durch Mißgunst der Akademie-Directoren, von welchen die meisten

leider auch selbst malen, dem Publicum vorenthalten. Die Kritik verschwieg, oder was noch schlimmer, lobte mich mit jenen tückischen Phrasen, die dem Publicum nichts sagen als: Der Mann ist arm, denn seht, wir geben ihm Almosen. — Kurz, als ich das dreiundzwanzigste Bild schuf, war das erste noch nicht verkauft. — Vierundzwanzig macht majorenn, dachte ich, und das Vierundzwanzigste Bild soll etwas Besonderes werden. Es wurde auch! Das ewig Weibliche, Frauen in unverhüllter Schönheit sind immer willkommen! Als ich eine Reihe solcher Gestalten gemalt hatte, ohne eigentlich dabei an etwas Anderes zu denken, als auf die Wirkung der Farben (denn die Farben sind bei einem Gemälde doch die Hauptsache), nannte ich sie: die Genien der Freude. — Sie gelangten mühelos in die Kunstausstellung, denn das Echte siegt endlich doch. Aber am dritten Tage nach der Eröffnung verlangten die Journale die Entfernung des Bildes — aus Sittlichkeitsrücksichten. Noch an demselben Tage strömte das Publicum massenweise in die Gallerie, um sich an den Genien der Freude weidlich zu entrüsten. Allein, wo das Bild gehangen, gähnte nur mehr die leere schmutzigrothe Wand mit dem Zettel: Nr. 52 zurückgezogen. Aber die Genien blieben in ihrer Zurückgezogenheit nicht allein. Durch besondere Schliche war es immerhin möglich, das Bild in seinem Gewahrsam zu sehen, und weil Jeder mit starkem Kopfschütteln aus der Kammer trat, so wollten immer noch mehr Besucher hinein. Es war ein Scandal, von dem die halbe Stadt sprach. Der Scandal lag jedoch nur im Scandal, nicht im Bilde. Und was geschah? Ich erhielt eine Zuschrift: Euer Wohlgeboren, da ich kaum voraussetzen darf, daß Sie als Verfertiger — Verfertiger schrieb der Gauch! — und Eigenthümer

Ihres geradezu scandalösen Bildes: Die Genien der Freude, dasselbe vernichten werden, so fühle ich mich im Namen des guten Anstandes veranlaßt, es ein- für allemal vor unberufenen Augen unsichtbar zu machen. Ich biete Ihnen dafür dreitausend Mark. — Unterschrift der Name eines bekannten Börsenjobbers."

„Selbstverständlich waren Sie entrüstet über das unwürdige Angebot und verlangten sechstausend Mark!" meinte der Major.

„Nein," sagte der Maler, „ich sandte dem Herrn ein höfliches billet de correspondance, in welchem ich sehr bedauerte, das Bild unter zehntausend Thalern nicht abtreten zu können. — Am nächsten Tage hatte ich die dafür lautende Cassa-Anweisung in der Hand. — Die Genien wurden allsogleich abgeholt, sollen aber bis heute noch nicht vernichtet sein. — Ich malte nun Bild für Bild ähnlichen Genres, keines kam in die Ausstellung, jedes wurde von den Reporters, die sich in den Ateliers herumtreiben, und auch von neugierigen Kunstdilettanten mit Interesse beblinzelt, mit Würde verdammt und fast noch vor seiner Vollendung von Privaten angekauft. — Jetzt erst verstand ich das Wohlwollen der Presse und ich wollte den Recensenten zu Ehren ein Fest geben. Sie lehnten es in Mehrzahl höflich ab. Ich aber bin seither der berühmte Mann und gedenke es auch noch ein Weilchen zu bleiben."

Nun war die Reihe — es ging um den Tisch wie ein Rundgesang — an dem Major Abacitz. Der war jedoch zur Thür hinausgegangen.

„Er soll sich ja im letzten Kriege ausgezeichnet haben," sagte der Chemiker Iseling.

„Meines Wissens," antwortete der Doctor, „hat er blos das Gefecht von Otterlitz verloren."

„Darüber ließe sich zur Tagesordnung gehen, und so hätte wohl Herr Werner das Wort."

„Meine Geschichte ist groß!“ versetzte der Schauspieler hohlen Tones, als begänne er den Franz Moor des Lewinsky zu declamiren, „sie ist sehr groß. Ich will den Schauspieler nicht mit anderen Künstlern vergleichen. Was ist der Maler? Er hat als Material die Leinwand, die Farbe; der Bildhauer hat den Marmor, der Dichter das Wort, der Musiker den Ton. Der Schauspieler allein ist sein eigenes Material, seine eigene Leinwand und Farbe, sein eigener Marmor, sein eigenes Clavier. Der Schauspieler ist der einzige Künstler, der aus sich selbst schafft.“

„Also aus nichts —“ warf der Maler ein.

„Was sagen Sie?“

„Ich meine, aus nichts, wie Gott die Welt erschuf.“

„In der That, ja. Doch davon zu sprechen gebührt mir nicht,“ sagte der Schauspieler, „ich komme zu meiner Geschichte. — In wenigen Monden gehen sieben Jahre um, seitdem ich nicht mehr am Leben wäre, wenn mich damals auf dem Theaterplatz in — doch, wozu Ortsnamen! — die Polizei nicht geschützt hätte. Was sagt Ihr? — Ich frage Euch: ist ein Applaus im Auditorium ein Applaus? Ist das Klatschen und Strampfen und Johlen und Namenrufen ein Applaus? Nein, meine Herren, das ist kein Applaus. Sind die Lorbeerkränze mit rothen Seidenschleifen und Goldbuchstaben: Dem großen Mimen Fridolin Werner ein Applaus? Sind hundert verhimmelnde Notizen in den Tagesblättern über unvergleichliche Darstellungskraft, über Wiedergabe der Rolle, wie wir sie nachgerade noch nie erlebt, über fingirte Engagements in großen Hoftheatern und dem unersetzlichen Verlust, der unserer Bühne droht; sind glorificirende Feuilletons mit Biographie und schwungvoller Auf-

zählung aller Triumphe in glühenden Superlativen ein Beifall? Wenn Dich Studenten von der Bühne zur Garderobe auf den Achseln tragen — nennt Ihr das Erfolg? — Es thut mir leid, dann seid Ihr schlecht berichtet. — Wenn Du in „Cabale und Liebe“ den Wurm spielst, und das Publicum geräth über den elenden Bösewicht derart außer sich, daß es Dich nach der Vorstellung auf Deinem Wege in den Club abpaßt und aus wüthend empörtem Gerechtigkeitsgefühl todtschlagen will: Das ist Applaus, Beifall, Erfolg!“

Werner ließ sich auf die Lehne seines Sitzes zurücksinken und sagte weiter kein Wort. Es war auch keines mehr nöthig. Das war die Geschichte, wie er berühmt wurde; der Vorfall stand damals in allen Blättern, und auch seither, so oft Herr Werner auf irgend einer Bühne Gastrollen gab, vollends wenn er den Wurm brachte, ließ er's „auf dem Platze“ abdrucken, wieso ihm der Erfolg dieser Rolle schier einmal ans Leben gegangen sei. — Jetzt war's am Chemiker Iseling.

„Ihr sprecht da von Erfolgen,“ sagte dieser, „die mir nicht imponiren können. Ich möchte sie Zufallserfolge nennen. Eine mit männlicher Entschlossenheit durch allerlei Hindernisse mit schweren Opfern zielbewußt selbstgeschaffene Existenz weise mir Einer auf, wie die meine! Eine Berühmtheit, die über den Großen und Stillen Ocean ebenso mächtig hinklingt, wie über unsere Donaugelände, weise mir Einer auf, die der meinen gleichkommt! Iseling's spanisches Brustmalz! Depots in Paris, London, Calcutta, St. Francisco, Melbourne —“

„Fischamend, Budweis —“ spottete der Maler.

„Nicht zu verachten, meine Herren! In kleinere Orte ist es schwerer zu dringen, als in die großen. Wen der Kleinbürger und der Bauer kennt, der darf sich auf seine Berühmtheit Eins gönnen!“

Er trank scharf sein Glas Rheinwein aus. „Es hat mich ein gut Stück Geld gekostet,“ fuhr er fort, mit der hohlen Hand seinen Bart trocknend. „In ein paar Jahren hoffe ich das Jubiläum der Million feiern zu können.“

„Die Sie mit dem spanischen Brustmalz gewonnen haben?“

„Ach Gott, dieses Jubiläum ist längst gefeiert. Die Million, die ich für Inserate und andere Reclame ausgegeben habe!“

„Ich kann mich aber in der That kaum erinnern, je einmal ein Inserat über das spanische Brustmalz in den Zeitungen gelesen zu haben,“ bemerkte der Maler.

„Lieber Freund,“ belehrte Iseling, „mit dem gewöhnlichen Annonciren und Anpreisen, mit dem Abdruckenlassen der Dankschreiben durch das Brustmalz geretteter Personen und was dergleichen Schwindel mehr ist, befasse ich mich nicht. Da thäte mir wahrhaftig meine Waare leid. Wir verfügen über andere Mittel.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel wollen wir einmal den Kalender von der Wand nehmen. Da haben wir gleich — Zeitrechnung auf das Jahr 1883. Sie sehen! Seit der Erschaffung der Welt 5832 Jahre. — Seit der Einführung des Gregorianischen Kalenders 304 Jahre. Seit der Erfindung des spanischen Brustmalzes 65 Jahre . . . .“

Lachend stießen sie mit ihm die Gläser an, nur Paulo der Romancier starrte finster auf die Tischplatte, und als er wegen seiner schweren Schweigsamkeit zur Rede gestellt wurde, murmelte er: „Das ist mir zu frivol.“

„Nun müssen ja Sie mit Ihrem Latein vorrücken.“

„Ich schweige," antwortete Paulo und schüttelte seine lange schwarze Mähne, die das blasse Gesicht wie bei einem Magier umrahmte. Dazu hatte er eine Art Schlangenbändiger-Augen und um den Mund die Furchen des Weltschmerzes und die Klammer des Spottes. „Ich schweige," antwortete er, denn an einer Tafelrunde, wo Erfolg und Ruhm in solcher Weise charakterisirt worden sind, könnte die Erzählung eines sich aus schwerer Noth und mit sittlicher Kraft zur Anerkennung der Nation emporgerungenen Mannes wohl kaum jemals Verständniß finden."

„So könnten wir jetzt vielleicht ein Kartenspielchen arrangiren," meinte sehr boshafterweise der Schauspieler Werner.

„Ja und tausendmal ja!" rief Paulo, wirklich erbost darüber, daß just er nicht zum Erzählen kommen sollte. „Spielet, spielet! Das ist ja die Art der guten Deutschen, zechen und kartenspielen, anstatt sich an dem geistigen Schatze der Nation zu belehren und aufzurichten und ihre Schriftsteller vom Untergange zu retten. — Mich haben, das kann ich wohl sagen, lediglich die Gelegenheitsgedichte zu Hochzeitsfesten, Kindstaufen und Jubiläen vor dem Hungertode gerettet. Meine Jugendgedichte! — außer Schiller und Heine schriebe sie mir Keiner nach! — Und wenn ich Ihnen sage, daß ich die Druckkosten derselben mit der kleinen Erbschaft meiner Tante als meinem einzigen Vermögen bestreiten mußte! In Deutschland, wo alljährlich Tausende für Zeitungs- und Colportagegeschmiere ausgegeben werden! Ich wollte hierauf eine große Dichtung schreiben als Seitenstück zum „Faust". Doch nein, Paulo sagte ich mir, die Deutschen sind derlei nicht werth; sie hätten auch den Geheimrath Goethe verhungern lassen, wenn Geheimräthe zu solcher Todes-

art überhaupt inclinirten. Hingegen schrieb ich nach manch kleineren Arbeiten, die mir viel Lob eintrugen, aber kein Geld, einen großen Roman unter dem Titel: Die Auster von Tergestum. Daß diese Dichtung ein Glück machen werde — ich wußte es im Voraus. Ich trug das Manuscript zu meinem Verleger. — Gucken Sie nicht so sauer drein, lieber Mann, sage ich, heute habe ich einmal etwas für Sie. Sie wollen doch Millionär sein? — Ich hätte nichts dagegen, meinte er. Gut, ich verkaufe Ihnen das ein- für allemal, für alle Auflagen, für die Uebersetzungen in allen Sprachen. — Aber, mein Theurer, es thut mir leid! sagte der Verleger, und solche Leute, wenn sie höflich werden, sind unausstehlich. Theuester! sagt er, heutzutage einen dreibändigen Roman, und von einem unbekannten Namen! Wo denken Sie hin! — Herr, der Roman ist gut! rufe ich. — Ach, das ist Nebensache, die Firma muß gut sein, der Name muß ziehen! sagte der Verleger. Schreiben Sie ein schlechtes Buch, so schlecht Sie wollen, aber setzen Sie aufs Titelblatt einen berühmten Namen, zum Beispiel Paul Freyhagen, und ich drucke es und zahle dreißig Thaler für den Druckbogen. — Thun Sie das? frage ich. — Ja wohl. — Gut. — Ich nehme mein Manuscript unter den Arm und gehe geradeswegs zu Paul Freyhagen. — Der Romanschriftsteller Freyhagen wohnte nämlich in derselben Stadt in — doch wozu Ortsnamen! rufe ich mit Freund Werner. — Freyhagen, ich wußte aus mancherlei Anlässen, daß er mir wohl gesinnt war und ein gutes Herz hatte. — Ich traf ihn zu Hause. Oh, lieber Freund! rief er mir schon an die Thüre entgegen, heute ist's nichts! — Was ist nichts? frage ich. — Sie wollen ja doch wieder Geld von mir! — Ach nein,

Herr Doctor, sage ich. — Das ist gut, meint er, denn heute habe selbst keines. — Das macht gar nichts, sage ich, denn heute müssen Sie mir mit etwas ganz Anderm helfen. Sie müssen mich glücklich machen für mein ganzes Leben! Ich will nämlich heiraten — und ich wollte in der That, ich war gerade in ein reizendes Balletmädchen verliebt und in dem rechten Moment fiel es mir nun bei: wahrhaftig, das könntest Du als Motiv anführen, und sie hernach wirklich heiraten. — Da soll ich Ihnen wohl gar den Brautwerber abgeben? lacht der Doctor. — Das nicht, sage ich, oder ja, wenn Sie's so nehmen wollen. Sie müssen mir nämlich meine materielle Existenz gründen. — Aber, lieber Freund, wie vermöchte ich das? — Doctor, Sie vermögen es, Sie können es und Sie werden es thun. Hier habe ich einen Roman geschrieben und Sie werden meinen Verleger vermögen, daß er mir dafür Honorar zahlt. — Wie soll ich das angehen? fragt er; ach, 's ist ein liebenswürdiger Mann. — Das ist sehr leicht, berichte ich, es wird Ihnen im Leben selten etwas so wenig Mühe gemacht haben als das, und Sie werden nicht leicht wieder Einen finden, der sich mit so geringem Opfer namenlos glücklich machen läßt, als ich. Denken Sie: eine schöne, herrliche Braut, in die ich sterblich verliebt bin. Es wäre mir unmöglich, auch nur einen Tag noch zu leben, ohne die Gewißheit, sie heiraten zu können. — Ja, es scheint, daß Ihnen die Liebe wirklich schlimm mitspielt, sagt der Doctor nicht ohne Zweideutigkeit; wenn es jedoch in dem Bereiche der Möglichkeit liegen sollte, Ihnen zu dienen —! Gut, sage ich, so wäre das abgemacht. Ich danke Ihnen. — Nun, was wollen Sie denn eigentlich? ruft er aus. — Ach ja so. Sehen Sie, sage ich,

das ist der neue Roman: Die Auster von Tergestum, von Emil Paulo und Paul Freyhagen. Oder wollen Sie voranstehen? – Ich soll als Autor des Romanes? — Ja, Doctor, Sie werden als Mitverfasser Ihren Namen auf das Titelblatt drucken lassen. — Als Mitverfasser! ruft er, ich als Mitarbeiter an Ihrem Roman, ohne eine Zeile daran geschrieben zu haben?! — Das können Sie nachholen, wenn Ihnen daran gelegen ist. — So müßte ich das Werk doch zum mindesten durchlesen, denn Sie werden begreifen, daß —. Nein, unterbrach ich ihn, Doctor, das begreife ich nicht. Haben Sie Lust, den Roman heute zu lesen, so wird's mich freuen, aber was gewinnen Sie dabei? Entweder Sie finden, daß Sie ihn verantworten können, dann war's unnützer Zeitverlust; oder Sie werden durch die Lectüre veranlaßt, Ihr Versprechen zurückzunehmen, dann bin ich verloren. Und daran, Herr, daran zweifle ich keinen Augenblick, wenn Sie mit einem Namenszug einen Menschen retten, ja deren zwei glücklich machen können, so schreiben Sie ihren Namen, wenn es sein muß, selbst auf ein ägyptisches Traumbuch. Die Revisionsbogen werden Ihnen ja Gelegenheit geben, den Roman kennen zu lernen, respective zu bearbeiten. Die Hauptsache ist jetzt Ihr Name; mein Verleger schließt in einer halben Stunde das Comptoir. — Das war mein Begehr, und nicht einmal die Pistole brauchte man dazu in der Hand zu haben. — — Er hat's gethan. Ich wußte recht gut: nach einer Stunde thut er's nicht mehr; sobald ihm wieder der Herzschlag langsamer geht, sobald er nachzudenken beginnt, thut er's nicht mehr. Nun, es gelang und er hat's gethan.

Athemlos hatte die Gesellschaft dem Romancier zugehört.

„Und wie verlief die Sache?“ fragte der Schauspieler, der früher der Gleichgiltigste geschienen und jetzt der Aufmerksamste war.

„Sie verlief gar nicht,“ versetzte Paulo, „sie ist noch heute, und ganz vortrefflich. Ich kam mit dem Roman zum Verleger zurück, der sah auf demselben freudestrahlend den berühmten Namen, den er für seinen Verlag schon seit Langem vergeblich zu gewinnen gesucht, und zahlte mir fünfzehnhundert Thaler als die erste Hälfte des Honorars auf die Hand. — Außer einigen Streichungen fand der Doctor an dem Roman nicht viel zu modificiren, das Buch ging reißend ab und hat bis heute sieben Auflagen erlebt. Selbstverständlich schrieb ich nun munter voran und für den Compagnon Paul Freyhagen's thaten die Verleger allerorts ihre Arme und Börsen auf, obwohl die folgenden meiner Bücher nur mehr unter meiner Firma allein erschienen.“

„Und hat der Streich dem Renommée Freyhagen's doch nicht etwa —?“ Iseling sprach's, hatte aber nicht den Muth, den Satz zu Ende zu bringen.

„Geschadet, meinen Sie!“ fuhr Paulo empört auf. „Herr, seit der Erfindung des spanischen Brustmalzes mag es allerdings erst fünfundsechzig Jahre her sein, aber seit der Entdeckung des gesunden Menschenverstandes ist es doch etwas länger. Und der Menschenverstand sagt sonnenklar: Zwei ist mehr als Eins. Freihagen kann froh sein, ein höchst bedeutendes Werk unter seinem Schilde zu führen, zu dem er kaum die Feder angesetzt hat.“

„Und Ihre Braut haben Sie geheiratet?“ fragte der Maler.

Ohne darauf zu antworten, nahm Paulo seinen Ueberrock und sagte: „Gute Nacht, meine Herren!“



Inhalt.

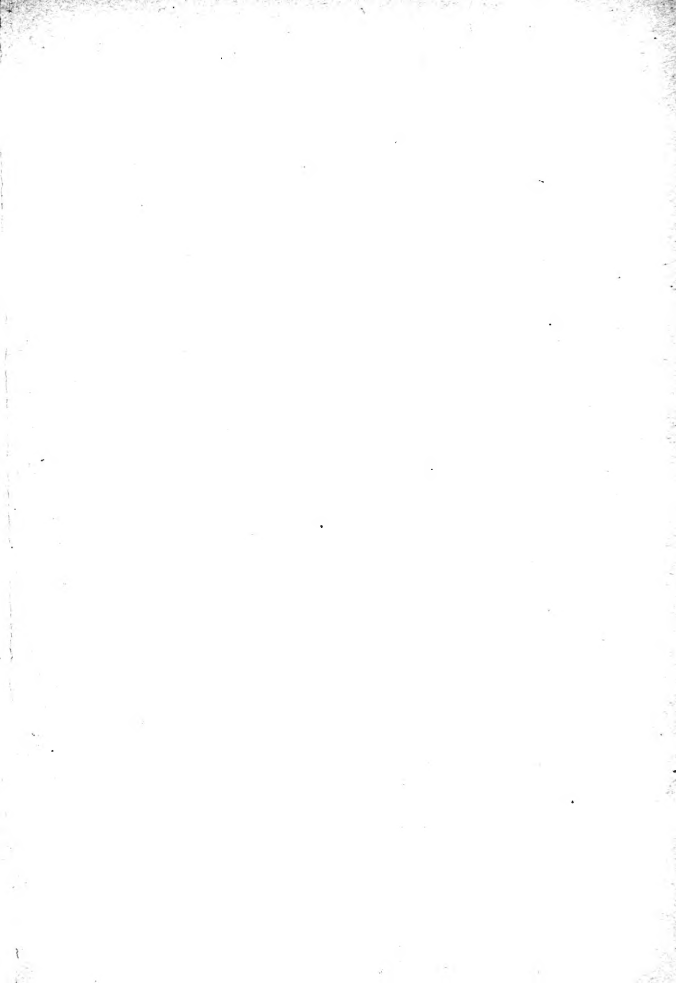
Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die zahlreichen Ausgaben von Rosegger's Schriften unterschiedliche Eintheilung haben, ja daß selbst bei einem und demselben Werke die verschiedenen Auflagen inhaltlich nicht immer gleich sind. Mit jeder neuen Ausgabe und Auflage wird eine zweckmäßigere Eintheilung und größere Vollständigkeit angestrebt. Wer sich mehrere Werke von P. K. Rosegger anschafft, der möge also darauf sehen, daß dieselben einer und derselben Collectiv-Ausgabe angehören.

P. K. Rosegger's
Ausgewählte Schriften.
Miniatur-Ausgaben.

Preis des Bandes in eleg. Orig.-Einbd. mit Goldschnitt 3 fl. 30 kr. = 6 Mark.

Waldheimat. I. Bd. Kindesjahre. 3. Aufl. 34 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Waldheimat. II. Bd. Lehrjahre. 3. Aufl. 34 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Die Schriften des Waldschulmeisters. 6. Aufl. 27 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Das Buch der Novellen. Erste Reihe. 5. Aufl. 34 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Das Buch der Novellen. Zweite Reihe. 5. Aufl. 33 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Heidepeter's Gabriel. 4. Aufl. 27 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 4. Aufl. 35 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Der Gottsucher. Ein Roman. 4. Aufl. 40 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Sonntagsruhe. 4. Aufl. 32 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Dorfsünden. 4. Aufl. 33 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Das Volksleben in Steiermark. 6. Aufl. 37 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Höhenfeuer. 3. Aufl. 31 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 6. Aufl. 35 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Allerhand Leute. 4. Aufl. 36 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.
Das Geschichtenbuch des Wanderers. 3. Aufl. 35. Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.





EN

O